

Beschreibende Darstellung

der älteren

Bau- und Kunstdenkmäler

der

Provinz Sachsen

und angrenzender Gebiete.

Herausgegeben

von der

Historischen Commission der Provinz Sachsen.

XX. Heft.

Kreis Gardelegen.

Mit über hundert in den Text gedruckten Abbildungen, zwei Tafeln und einer Karte des Kreises Gardelegen.

Halle a. d. S.

Druck und Verlag von Otto Hendel.

1897.

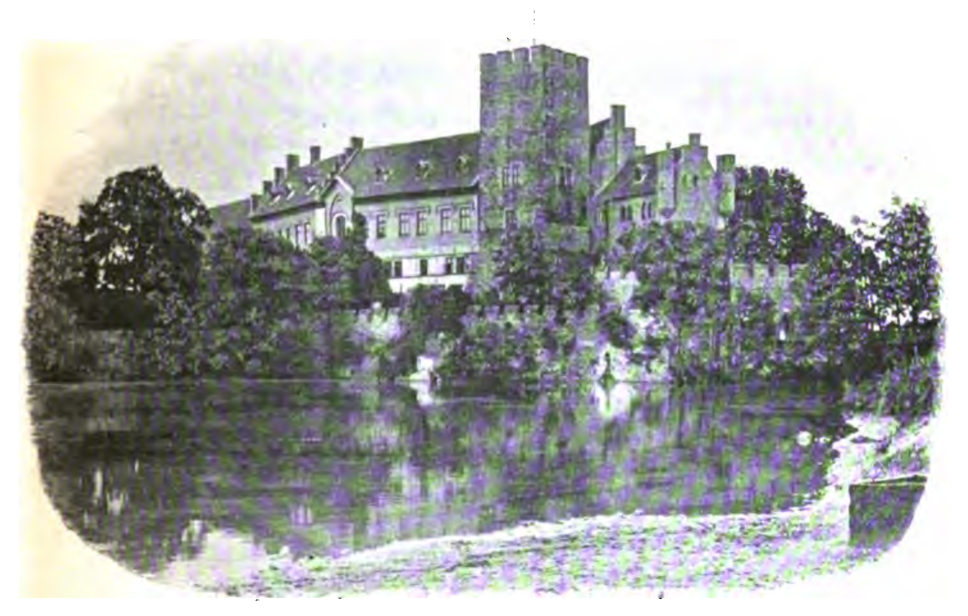
Beschreibende Darstellung
der älteren
Bau- und Kunstdenkmäler
des
Kreises Gardelegen.

Bearbeitet

von

A. Parisius, Pastor und **Dr. A. Brinkmann,** Oberlehrer

mit Beiträgen von **G. Sommer,** Bauinspector a. D.



Burg Flechtingen.

Halle a. d. S.

Druck und Verlag von Otto Hendel.

1897.

Vorwort.

Was im zweiten Vorworte zum XVIII. Hefte (Mansfelder Gebirgskreis) gesagt ist, trifft auch für das vorliegende Heft zu: die längst im Manuskript fertige Arbeit musste, um den seit mehreren Jahren geänderten Grundsätzen bei der Darstellung der Kunstdenkmäler der Provinz zu genügen, zum grössten Teil umgearbeitet werden. Weniger wichtige Artikel, so die der meisten Dörfer sollten aber unverändert gelassen werden, so dass die Behandlung nicht überall die gleiche ist. Für den geschichtlichen Teil gilt dies jedoch nicht.

Die beigegebene Karte macht zum erstenmale den Versuch, eine graphische Übersicht der im Kreise vorhandenen Baudenkmäler zu geben. In welcher Weise dies geschieht, geht aus der Erklärung der Schriftarten, Zeichen und Farben auf der Karte selbst hervor. Auch das Baumaterial hat dabei, wenigstens in Orten, wo es in kennzeichnender Weise hervortritt, durch verschiedenfarbige Unterstreichung der Namen Berücksichtigung gefunden.

Die Karte giebt ferner die Namen der Wüstungen, soweit ihre Lage irgend zu ermitteln war. Die zeitraubende Eintragung der topographischen Zeichen der Ortslagen war aber nicht möglich, da die Beigabe der Karte erst nach Vollendung des Druckes beschlossen wurde und das Erscheinen des Bandes nicht länger hinausgeschoben werden durfte.

Grossbeeren und Zeitz, im Juli 1897.

Adolf Parisius. Adolf Brinkmann.

Inhalts-Verzeichnis.

Inhalt.

Ergänzungen und Berichtigungen des Verzeichnisses der Wüstungen.

S. 10. **Andorf** ist A. F. K. 1963. B.

Boitzendorf. Hinsichtlich der vielumstrittenen Lage dieser Wüstung entscheide ich mich für A. F. K. 1896. C.

Cheine ist wahrscheinlich nicht A. F. K. 1825 R, sondern lag südöstlich von Jävenitz (Feldmark „Geien").

Cibow ist A. F. K. 1897. B.

Deltzin liegt nicht im Kreise G., sondern auf Braunschweigischem Gebiete, ist also zu streichen.

S. 12. **Lubnitz** ist offenbar das Lüberitz A. F. K. 1897. A.

Menitz ist A. F. K. 1896 N. oder S.

S. 13. **Podagrym**. Zusatz „vielleicht A. F. K. 1896. C." zu streichen.

Promsdorf A. F. K. 1962. A.

Schönfeld A. F. K. 1897. C.

S. 14. **Wenwede** A. F. K. 1896. K.

S. 15. **Börgitz** A. F. K 1826. H. (statt K.).

Druckfehler.

Seite 49 Zeile 2 v. u. lies **gleichlange** (statt gleichnamige).
„ 69 „ 3 v. u. „ 13. 4 (statt: 15. 4).
„ 111 „ 3 v. o. „ Fig 56 (statt: Fig. 57).
„ 112 „ 16 v. u. „ Fig. 54.
„ 114 „ 18 v. u. füge hinter Südthüren hinzu: Fig. 57 u. 58
„ 167 „ 5 v. o. lies Typus.



Einleitung.



Der landrätliche Kreis Gardelegen ist von den vier altmärkischen Kreisen der südwestliche. Er umfasst den Südwesten der Altmark mit Ausnahme der jetzt zum Kreise Neuhaldensleben gehörigen Dörfer des sogen. Gerichts Erxleben (Erxleben, Uhrsleben, Ostingersleben, Eimersleben, Bregenstedt, Hörsingen). Er wird begrenzt: im Süden vom Kreise Neuhaldensleben, im Südosten vom Kreise Wolmirstedt, im Osten und Norden vom Kreise Stendal, im Nordosten und Nordwesten vom Kreise Salzwedel, im Norden von der Provinz Hannover, im Westen vom Herzogtum Braunschweig. Im Verein mit dem Kreise Neuhaldensleben umschliesst der Kreis Gardelegen die braunschweigische Enclave Calvörde. Von den zu ihm gehörigen vier Enclaven wird Pax (Pachts, Pachwitz) vom braunschweigischen Amt Calvörde, Wieglitz von demselben und dem Kreise Neuhaldensleben, Wolfsburg und Hehlingen vom Herzogtum Braunschweig und der Provinz Hannover begrenzt.

Der Flächeninhalt des Kreises beträgt etwa $24,^{83}$ Quadratmeilen, die Einwohnerzahl nach der letzten Zählung (1885) 55,704, ist also verhältnismässig eine geringe. Namentlich ist der Südosten, die alte Gardelegische Heide schwach bevölkert, auch der Westen bezw. Südwesten, der Drömling.

Bei der grossen Ausdehnung und erheblichen Gliederung des Kreises besteht ein grosser Wechsel im Terrain. Die Waldungen sind beträchtlich und bedecken etwa den vierten Teil des Kreises, besonders im Süden (Letzlingen), im Südwesten (Flechtingen, Walbeck, Weferlingen) und im Nordwesten (Clötze).

Im Ganzen ist das Gebiet des Kreises mehr eben als bergig zu nennen. Von Höhenzügen sind zunächst die Hellberge zu erwähnen, welche zwischen Breitenfelde, Wiepke und Zichtau liegen. Die höchste Erhebung ist der lange Berg, zwischen Breitenfelde und Wiepke, bis 160 m über der Ostsee. Der grosse Stakenberg, zwischen Schwiesau und Wiepke erhebt sich bis auf 150 m, der Giersberg bei Breitenfelde ist 143 m hoch. Der ganze Höhenzug ist mit Nadel- und Laubholz bewaldet. Ganz kahl ist nur der Hechtberg, dicht bei Wiepke, an dessen Südabhange zahlreiche Urnen gefunden sind. Besonders lieblich ist die Gegend bei Zichtau und Wiepke, gewöhnlich die Zichtauer Berge,

auch wohl etwas kühn, die altmärkische Schweiz genannt. — In der Clötzer Forst befinden sich ebenfalls einige bedeutende Anhöhen, der rauhe Berg westlich von Schwiesau, 118 m, der Bergzug beim Forstort Döllnitz (von del, slavisch Berg?) 115 m, der Lohberg oder Loffberg 108 m. Im Südwesten des Kreises finden sich die Ausläufer des braunschweigischen Lappwaldes: der dicke Berg bei Walbeck 150 m, der Flechtinger Berg bei Behnsdorf ebenfalls etwa 150 m hoch. Auch diese Höhen sind mit herrlichen Waldungen geschmückt.

Schiffbare Flüsse giebt es im Kreise nicht. An kleineren Flüssen und Bächen sind folgende zu nennen:

1. Die Aller, welche zwischen Eggenstedt und Siegersleben bei Seehausen (Kr. Wanzleben) entspringt, tritt bei Walbeck in den Kreis Gardelegen, durchfliesst, Weferlingen berührend, die Südwestecke desselben, verlässt ihn hinter Seggerde, um nach kurzem in denselben zurückzukehren und in südwestlicher Richtung fliessend zuletzt die Grenze zu bilden. Wenige Kilometer hinter Öbisfelde verlässt sie den Kreis, berührt ihn aber noch einmal in der Enclave Wolfsburg. Sie mündet bei Verden in die Weser. In die Aller ergiesst sich rechts bei Lockstedt die von Flechtingen kommende Spetze.

2. Die Ohre, welche in der Nähe von Wittingen (Ohrdorf) in der Provinz Hannover entspringt und bei Rogätz in die Elbe mündet, betritt den Kreis bei der Kolonie Steimke, durchfliesst den Drömling und tritt bei der Wernitzer Kolonie in die braunschweigische Enclave Calvörde, um den Kreis Gardelegen noch einmal in der Enclave Wieglitz zu berühren.

3. Die Milde (slav. rodowe) entspringt im Kreise unweit Letzlingen bei der wüsten Dorfstätte Mildehöft (wo die Milde anhevt, Mildehaupt), durchfliesst ihn in nördlicher Richtung, die Kreisstadt berührend, und betritt vor Calbe den Kreis Salzwedel. Sie nimmt rechts bei Gardelegen den Lausebach, links kurz vor dem Verlassen des Kreises die Wiepker Bäke auf.

4. Die Uchte entspringt ebenfalls im Kreise und zwar zwischen Hottendorf und Wendisch-Börgitz. Sie verlässt bereits bei Deetz den Kreis, fliesst erst östlich auf Stendal und wendet sich dann nördlich, um sich in die Biese, die Fortsetzung der Milde zu ergiessen.

5. Die Purnitz entspringt bei Clötze und tritt in der Nähe von Lockstedt (bei Clötze) in den Kreis Salzwedel, wo sie sich in die bei Dönitz auch unweit Clötze aber im Kreise Salzwedel entspringende Jeetze ergiesst, welche bei Hitzacker in die Elbe mündet. Die Mehrzahl dieser Flüsse bezw. Bäche sind durchgreifend reguliert.

Die Bodenverhältnisse sind sehr verschieden. Es kommt Thonboden, Sandboden und Moorboden vor. Der Thonboden ist verhältnismässig selten und beträgt höchstens ein Achtel des Kreises. — Der Sandboden ist im grössten Teil des Kreises vorherrschend, doch ist er sehr verschiedenartig gemischt und hat vielfach Lehm zum Untergrunde, weswegen sich — zumal in der Nähe der Kreisstadt — nicht wenige Ziegeleien vorfinden. Das Grundwasser steht oft sehr hoch, selbst unter dem unfruchtbarsten Sande z. B. auf den Kellerbergen, westlich von der Kreisstadt bei Kloster Neuendorf gelegen, dem grossen Exerzierplatz der Gardelegener Garnison. — Sehr häufig ist auch der Moorboden und fehlt fast nirgends ganz. Die Kreisstadt ist auf einer grösseren Sumpfinsel erbaut und

auch die Burg Gardelegen, die Isenschnibbe erhielt ihre Festigkeit in alten Zeiten wesentlich durch die sie umgebenden Sümpfe. Auch bei den meisten Dörfern lässt sich noch erkennen, dass sie ursprünglich auf kleinen Sumpfinseln angelegt sind. Zum Teil, z. B. in den Niederungen der Uchte, Milde und im Drömling ist der Moorboden durch die Flussregulierungen recht fruchtbar geworden, doch findet er sich vielfach mit Sand gemischt. Der urbar gemachte Moorboden wird vorzugsweise zum Hopfenbau benutzt, der seit alten Zeiten in der Gegend von Gardelegen heimisch, in den letzten Jahrzehnten besonders durch etliche günstige Jahre grosse Ausdehnung in der ganzen Altmark genommen hat. Doch ist Gardelegen der Hauptstapelplatz des altmärkischen Hopfens auch aus den benachbarten Kreisen geworden. Infolge der letzten durch niedrige Preise ungünstigen Jahre scheint indessen eine rückläufige Bewegung eintreten zu wollen.

Mergel kommt bei Zichtau und Wiepke vor, bei Walbeck und Weferlingen Kalkstein und Sandstein; auch der Thonboden ist dort mit Thonschiefer untermischt.

Die Torfgräberei nimmt bei Verbreitung der Braunkohle stetig ab, doch finden sich bei einer grossen Anzahl von Ortschaften, auch bei der Kreisstadt, kleine Torfgräbereien, besonders im Drömling und in der Nähe desselben.

Dieser ausgedehnte Bruch, von dem etwa drei Fünftel zum Kreise Gardelegen, nördlich, nordöstlich und östlich von Öbisfelde, gehören, bedarf näherer Erwähnung.

Der Drömling[1] ist eine grosse mit Wald besetzte und von der langsam fliessenden Ohre durchsetzte Niederung, welche trotz der vor 100 Jahren von Friedrich dem Grossen begonnenen Urbarmachung noch nicht ganz den Charakter eines Bruches verloren hat. Der Name ist uralt. Zum erstenmale taucht er in der Geschichte in der Form „Thrimining" in Widukinds sächsischer Geschichte (zum Jahr 938, Buch 2, cap. 14) auf, wo Widukind erzählt, dass daselbst eine versprengte Abteilung eines in Sachsen eingefallenen Ungarnheeres in unwegsame Sümpfe gelockt, von den Sachsen umstellt und vernichtet sei.

Kaiser Heinrich VI. schenkt wegen der Verdienste des 1192 verstorbenen Erzbischofs Wichmann dem Erzbischof Ludolf bezw. dem Erzbistum Magdeburg im Jahre 1193 von den Ländern Heinrichs des Löwen unter andern die „sylva Trümelinga."[2] Nic. Leutinger (1574—1612) will pag. 400 seiner opp. den Namen als silva tremensis erklären, wegen seines unfesten, beweglichen, bebenden Bodens. Eine Erklärung, die Walther[3] mit Recht verwirft. Der Name ist offenbar deutschen Ursprungs.

---

[1] Der Flächeninhalt beträgt nach P. W. Behrends „Öbisfelde" 1798, S. 208, 129,324 Morgen, 177 Quadratruten; nach der „statistischen Darstellung des Kreises Gardelegen im Jahre 1864" vom früheren Kreislandrat v. Gerlach, S. 28, „etwa 100,000 Morgen, wovon 88,523 Morgen preussisch sind."

[2] Ferner 1485: „holtz und bruch tremeling genant," Riedel A. Bd. 5, 468.

[3] Magdeburg, Denkwürdigkeiten (Singularia Magdeb.) 1737, Th. VII, cap. II, § 1. Vom Drömling handeln cap. II u. III. — Andere Schreibarten sind: dromelinge (1420, 1473), tremeling (1485), Dramelunge (1491), Dremelinge (1506).

Über die Entsthehung des Drömlings spricht sich der verdienstvolle P. W. Behrends in seinem „Öbisfelde“ [1] ausführlicher aus. Er vermutet als wahrscheinliche Ursache eine ungeheuere Wasserflut, die in alten Zeiten, lange vor Christi Geburt diese Gegend betraf, und die von Nordwesten kommend den Boden der Drömlingsgegend tief aufwühlte und dann südostwärts strömte. Weiterhin sei dann der Strom langsamer geworden und habe den mitgeführten fruchtbaren Schlamm abgesetzt.

Die trocknen flachen Anhöhen im Sumpfe nennt man „Horste.“ Nur den Anwohnern waren die Wege oder „Bahnen,“ die dahin und in und durch den Drömling führten, bekannt und diese Wege waren meist auch nur im trocknen Sommer und bei hartem Frost gangbar. Die Horste boten vor Alters, wohl schon in den Slavenkriegen den Anwohnern sichere Schlupfwinkel. Die Piplockenburg in der Nähe von Mannhausen erinnert noch heute an diese Zeit. Durch Pfeifen signalisierte man die drohende Gefahr. Die Drömlingsbauern waren im dreissigjährigen Kriege in der Altmarkt die ersten, welche sich von diesen Schlupfwinkeln aus zu blutiger Selbsthilfe aufrafften und später im Schwedenkriege 1675 sich wieder zu Fähnlein zusammenthaten. — Früher hatten alle Anwohner nach bestimmt geordnetem Herkommen Eigentums- und Nutzungsrecht am Drömling, daher der Name der „freie“ Drömling.[2]

Die Urbarmachung des Drömling wurde von Friedrich dem Grossen 1770 zuerst angeregt, im Winter 1777—78 begonnen, doch erst in den neunziger Jahren annähernd beendet. Die Werke bestehen wesentlich in Vorflut- und Abzugskanälen mit Brücken und Schleusen, in Regulierung und Eindeichung der Ohre, endlich in grossen Dämmen, die den Drömling passierbar machen. 1792 wurde das Haus des Grabenbauinspektors in Taterberg gebaut. — Die Melioration fand in den anliegenden Ortschaften lebhaften Widerstand, besonders weil die beteiligten Gemeinden Land zur Kolonisation hergeben sollten. Es kam sogar zu offenem Aufruhr und erst Militärkommandos mussten die Ruhe herstellen. Die Kolonisation kam nur in sehr beschränktem Maase zur Ausführung. Die Gemeinden selbst durften die Kolonisten stellen. Schliesslich sind, entsprechend der Zahl der anwohnenden Gemeinden, 35 Kolonistenstellen begründet, von denen später etliche wieder eingingen. Die Melioration litt auch an dem Widerstreben Braunschweigs und Hannovers, welches erst 1859 durch Vereinbarung beseitigt wurde. Die Unterhaltungskosten der Wasserwerke tragen die beteiligten Gemeinden; so zahlt z. B. Wernitz noch jetzt jährlich über 300 Mark sogen. Drömlingsgeld. So segensreich die Melioration im Ganzen ist, so ist doch hier und da durch das Sinken des Grundwassers der Boden sehr trocken und z. B. die Gemeinde Sichau allem Anschein nach hierdurch zu einer der ärmsten des Kreises geworden.

Noch immer ist an vielen Stellen die den Charakter des Bruches kennzeichnende Flora nicht ganz verschwunden. Es finden sich z. B. Porst (ledum palustre), Lachenknoblauch (teucrium scordium), Huflattig (Farfara), Farnkraut, weisser Dorand oder wilder Bertram (achillea phtarmica), kleiner Baldrian (vale-

[1] Beschreibung und Geschichte des Amtsbezirks von Öbisfelde etc. 1798, S. 209—212.

[2] D. Walther a. a. O. cf. Dietrichs und Parisius, Bilder aus der Altmark II, p. 68 ff.

riana dioigica), Wasserfenchel (phellandrium aquaticum), Scharte (serratula), Schachtelhalm (equisetum hiemale).

Das durch die Damm- und Moorkulturen des Amtsrats Rimpau bekannt gewordene Rittergut Cunrau liegt im Kreise Salzwedel. Sonst gehört der bei weitem grösste Teil des Drömlings zum Kreise Gardelegen. Der Drömling bildet die Wasserscheide zwischen den Stromgebieten der Weser und Elbe und zugleich die Sprachgrenze zwischen zwei plattdeutschen Dialekten, dem magdeburgisch-braunschweigischen und dem altmärkischen. Im Drömling stiessen die Herzogtümer Braunschweig-Wolfenbüttel und -Lüneburg (später Kurfürstentum, später Königreich Hannover) und das Erzstift oder Herzogtum Magdeburg mit der Altmark zusammen.

Der landrätliche Kreis Gardelegen ist mit der Provinz Sachsen erst 1815 gebildet. Die Bestandteile waren — indem wir die „Generalkarte von der Altmark von D. F. Sotzmann 1788" zu Grunde legen — folgende:

1. Der südöstliche Teil des „Salzwedel'schen" Kreises — ungefähr durch das braunschweigisch-lüneburgische Amt Clötze abgegrenzt — ausgenommen das Dorf Bülstringen und die Dörfer des Alvensleben'schen Gerichts Erxleben (cf. S. 1).

2. Der westliche bezw. nordwestliche Teil des „Tangermündeschen" Kreises mit der ungefähren Grenzlinie Born, Ottersburg, Vinzelberg, Käthen.

3. Vom „Stendalschen" Kreise die Ortschaften Lindstedt, Lindstedterhorst, Klinke, Woldenhagen, Deetz, Deetzerwarthe, Luthäne.

4. Vom Fürstentum (Bistum) Halberstadt das Amt Weferlingen und Walbeck.

5. Vom Herzogtum (Erzbistum) Magdeburg das Amt Öbisfelde, genauer Stadt, Land und Ländchen Öbisfelde; (das Land umfasst die Ortschaften: Rätzlingen, Bösdorf, Lockstedt, Gehrendorf, Kathendorf, Zillbeck; das Ländchen: Kaltendorf, Breitenrode, Wassensdorf, Weddendorf, Niendorf, Bergfriede). Ferner die Hälfte des Dorfes Clüden; endlich Wolfsburg mit Hesslingen und Heblingen.

6. Das Braunschweigisch-Lüneburgische Amt Clötze, übrigens von altersher altmärkisch, bestehend aus den vier Stücken: a) Trippigleben; b) Röwitz, Kusay; c) Klötze, Lockstedt bei Clötze, Döllnitz, halb Breitenfelde; d) Kakerbeck. —

Zu Anfang unserer Zeitrechnung wohnten im Gebiet des Kreises die suevischen Langobarden, in der Gegend von Walbeck, Weferlingen, Öbisfelde vielleicht noch die Dulgibier oder Dulgibinen, ebenfalls ein suevischer Stamm.[1] Danach gehörte es zu dem Reich der unter dem Sammelnamen Thüringer vereinten deutschen Stämme (Langobarden, Angler, Wariner). Nachdem das Reich der Thüringer von den Franken im Verein mit den Sachsen zerstört war, hatten die Letzteren das Gebiet inne. So wird im 8. und 9. Jahrhundert ganz Nordthüringen zu Sachsen und zwar zum ostfalischen Sachsen gerechnet und z. B. Arendsee a. 822 als zu Ostsachsen gehörig von einem fränkischen Geschichtsschreiber bezeichnet.[2]

[1] Ed. Jacobs, Geschichte der in der preussischen Provinz Sachsen vereinigten Gebiete, Gotha bei Perthes 1883. S. 4.

[2] F. Jacobs, a. a. O. S. 9. 10. cf. Wohlbrück, v. Ledebur, Geschichte der Altmark etc. Seite 5 Anm. 14.

Die slavische Invasion[1] ergoss sich von Osten her auch über die Altmark, südlich bis etwa in die Colbitz-Letzlinger Heide, südwestlich bis zum Drömling und westlich noch weit ins Hannöversche. Aber einzelne Haufen sind auch über jene südliche und südwestliche Grenze der Invasion hinausgekommen. So wurde gegen Ende des 10. Jahrhunderts das Kloster Hillersleben von solchen zerstört, so finden sich slavische Ortsnamen vereinzelt bis in die Gegend von Neuhaldensleben und Wolmirstedt. Die Hauptmasse des Kreises wurde demnach sehr wesentlich von jener Invasion mit betroffen.

Dieselbe war jedoch keine so völlig überwältigende, wie oft angenommen wird. Zur Zeit Karls des Grossen ist in diesen Gegenden die Elbe die Grenze zwischen Sachsen und Slaven. Diese Grenze ist schon bedroht und muss durch Züge über die Elbe gesichert werden, auch hat Karl der Grosse unterworfene Slaven westlich der Elbe angesiedelt. Die Schwäche seiner Nachkommen hatte, wie man annehmen darf, eine Stärkung des slavischen Elements in diesen Gegenden zur Folge, die zu einem Vordringen einzelner Stämme über die Elbe und selbst zu Niederlassungen daselbst führen mochte. Das Emporkommen jenes sächsischen Herrschergeschlechts, dessen glänzendste Vertreter Heinrich I. und Otto der Grosse sind, brachte wohl einen Umschwung zuwege, die Stämme zwischen Elbe und Oder wurden unterworfen, die Bistümer Havelberg und Brandenburg gestiftet. Aber gegen Ende des 10. Jahrhunderts gehen durch erneute und wiederholte Slavenaufstände diese Erwerbungen und Stiftungen wieder verloren und mühsam und nur mit wechselndem Glück wird die Elbe-Grenze behauptet bezw. verteidigt, bis mit Albrecht dem Bären die Sachsen dauernd zum Angriff übergehen und die wirkliche definitive Eroberung des überelbischen Landes beginnt.

So hat das Kreisgebiet grösstenteils zu einem Grenzlande gehört, das Jahrhunderte lang der Schauplatz erbitterter Kämpfe zwischen Slaven und Germanen gewesen ist. Unter Otto dem Grossen gehört das Gebiet zur Mark des Grafen Gero; als nach dessen Tode Otto dieselbe in drei Teile teilte, kam es zum nördlichen Teil, der sogen. Nordmark (später Altmark genannt). Schon dieser Name beweist, dass die Deutschen in diesen Gegenden im Ganzen doch die Oberhand behielten, was jedoch nicht ausschliesst, dass zeitweilig die Slaven siegreich vordrangen und nicht blos raubten und das Land verheerten, sondern sich auch in eroberten Landstrichen ansiedelten.

Dem entspricht denn auch die Thatsache, dass von den Ortsnamen des Kreises nicht ein Drittel wendischen oder slavischen Ursprungs sind. Bei den zahlreichen wüsten Dorfstätten sind es etwas, aber nicht erheblich, mehr. Die Dörfer mit slavischen Namen finden sich besonders dicht gedrängt namentlich südlich und südwestlich von der Kreisstadt und in der Umgegend von Clötze. Daneben aber darf freilich nicht unerwähnt bleiben, dass hie und da auch Dörfer mit unverkennbar deutschen Namen wie z. B. Lüffingen, Berge die wendische Bauart zeigen. Alles in allem kann man sagen, dass die Bewohner des Kreises überwiegend germanischer Abstammung sind, fast ganz rein im südwestlichen Teile jenseits des Drömlings.

---

[1] E. Jacobs, a. a. O. Seite 15 ff.

Hinsichtlich der Gaueinteilung gehörte nach Urkunden Otto's des Grossen von 961 und 965[1] der eben genannte südwestliche Teil, so Flechtingen (Flahitungun, flahtungun) und Hödingen (Adinga, adinge oder Etingen?) zum Nordthüringau. Von der Hauptmasse gehörte die östliche zum Stiftssprengel von Halberstadt gehörige Hälfte wie die Kreisstadt zum Gau Belinesheim (Belkischem, Belesem, Belxa) nach Urkunden des 9. bis 11. Jahrhunderts.[2] Zu welchem Gau die westliche Hälfte gehörte, ist aus Mangel an Nachrichten nicht klar zu erweisen, möglicherweise zum Gau Osterwalde, der nach einer Urkunde vom Jahre 1022[3] mit dem vorgenannten denselben Grafen hatte. Die Enclave Hehlingen (und Hesslingen und Wolfsburg?) gehörte möglicherweise zum alten Helingau.

Über die Einführung des Christentums lässt sich wenig Bestimmtes ermitteln. Das Gebiet des Kreises gehört beim Eindringen des Christentums in diese Gegenden in kirchlicher Beziehung teils zum Bistum Halberstadt, teils zum Bistum Verden. Nach der Festsetzung Karls des Grossen[4] gehörte der östlich von der Milde, südwestlich von der Ohre, südlich von der Linie Calvörde-Roxförde begrenzte Einschnitt zu Verden, das übrige zu Halberstadt. Mit dieser Einteilung ist indessen noch nicht gesagt, dass, auch abgesehen von späteren Einfällen und Niederlassungen heidnischer Slaven, auch nur die dort wohnenden Sachsen schon völlig christianisiert gewesen seien. Das Land ist eben noch Missionsgebiet. Die Missionsarbeit wurde jedenfalls wesentlich von jenen Bischöfen geleitet. Die missionierende Thätigkeit des hl. Luidger vom St. Luidgeri-Kloster bei Helmstädt aus, auf welche der sonst so verdienstvolle Pastor P. W. Behrends ein so grosses Gewicht legt, erweist sich bei nüchterner Prüfung als sicherer historischer Begründung völlig entbehrend. Es lässt sich überhaupt nicht nachweisen, dass Luidger jenes Kloster gestiftet hat. Immerhin ist es nicht unwahrscheinlich, dass auch dieses Kloster zur Christianisierung des Kreisgebietes beigetragen hat. Dasselbe kann man vermuten von allen Klöstern und geistlichen Stiftungen, die in der ältesten Zeit im Gebiete des Kreises Besitzungen gehabt haben, oder wie das Collegiatstift Walbeck im Kreisgebiete lagen. Also wie die Klöster Corvey, Calbe,[5] Schöningen, Königslutter etc. Gerade die Kämpfe gegen die heidnischen Wenden befestigten übrigens in diesen Gegenden das Christentum unter den Sachsen und Thüringern, aber die im Laufe der Jahrhunderte langen Grenzkriege zwischen den Deutschen sich niederlassenden Slaven gaben der christlichen Kirche neue Missionsaufgaben, die erst mit Erhebung des Hauses Ballenstädt als erledigt angesehen werden können. Ja selbst das erst später zu Anfang des 13. Jahrhunderts gestiftete Cisterzienser-nonnenkloster zu Neuendorf bei Gardelegen mag noch auf diesem Felde zu thun gefunden und zur Christianisierung der in der Nähe angesiedelten Slaven beigetragen haben.

[1] Riedel cod. dipl. A. Bd. XVII, S. 422. 423.

[2] Riedel a. a. O. S. 420. 426, cf. Wohlbrück, v. Ledebur S. 3 Anm.

[3] Wohlbrück, v. Ledebur S. 3 Anm. 7, S. 4.

[4] Riedel cod. dipl. A. Bd. XVII, S. 419.

[5] 983 zerstört, vermutlich zu Calbe an der Milde, cf. 21. Jahresbericht des altmärk. Vereins für vaterländische Geschichte Heft 1, S. 1 ff.

Von geistlichen Stiftungen befanden sich im Kreisgebiet nur die beiden erwähnten, das Kollegiatstift Walbeck und das Cisterziensernonnenkloster Neuendorf. Doch hatten andere, namentlich braunschweigische Klöster z. B. Königslutter, nicht unbeträchtliche Besitzungen im Kreisgebiet. Die Kreisstadt Gardelegen hatte kein Kloster in ihren Mauern, wohl aber drei Termineien oder Stationen auswärtiger Klöster, der Stendaler Franziskaner, Helmstädter Augustiner und Magdeburger Dominikaner.

Die Einführung der Reformation erfolgte nach mancherlei vorläufigen Bewegungen in Gardelegen durch selbständiges Vorgehen des Rats 1539.[1] Kloster Neuendorf widerstrebte, obwohl schon 1545 in weltliche Verwaltung genommen, noch lange.[1] Erst 1579 gaben die Klosterjungfrauen ihren Widerstand auf, unter der Bedingung, dass ihnen der Genuss ihrer Pfründen verblieb.

Die Bildung von evangelischen Inspektionen oder Ephorien wurde wahrscheinlich erst durch die zweite Generalkirchenvisitation von 1579 vollzogen. Nicht nur die örtliche Lage, sondern sehr wesentlich auch die Besitzverhältnisse entschieden hierbei. So wurde die Inspektion Gardelegen im wesentlichen aus der Stadt Gardelegen, den Klosterdörfern und denen der Familie von Alvensleben, welche auf der Burg Gardelegen ihren Sitz hatte, gebildet. Deshalb gehörten zur alten Ephorie Gardelegen die S. 1 genannten jetzt im Kreise Neuhaldensleben gelegenen Dörfer des früheren Gerichts Erxleben. Erst in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ist die durchgreifende Neueinteilung der Ephorien erfolgt. Danach gehören die Ortschaften des Kreises zu den Diözesen Gardelegen, Weferlingen, Wolfsburg, Clötze; das Dorf Bruchau zur Ephorie Apenburg-Betzendorf, Wieglitz zur Ephorie Neuhaldensleben. Die Parochie Breitenfelde ist erst vor einigen Jahren definitiv zur Ephorie Gardelegen geschlagen; früher gehörte sie abwechselnd zur Ephorie Gardelegen oder zur Ephorie Apenburg-Betzendorf, je nachdem das bei der Besetzung alternierende landesherrliche oder das gräflich Schulenburgische Patronat die Stelle besetzt hatte.

Wie oben gesagt, war das Kreisgebiet ein Teil des Schauplatzes der Jahrhunderte langen Kämpfe zwischen Deutschen und Slaven, später teilweise der Zankapfel zwischen Brandenburg, Magdeburg und Braunschweig, schliesslich in den Fehden der Altmärkischen und Magdeburgischen zu Anfang des 15. Jahrhunderts ein viel heimgesuchtes Beutefeld für die letzteren. Im dreissigjährigen Kriege hielt Pappenheim etwa 2 Jahre lang 1628—30 die Kreisstadt und Umgebung besetzt. In den letzten Jahren des Krieges war Gardelegen der Stützpunkt der Schweden in diesen Gegenden wie Neuhaldensleben der der Kaiserlichen. Beide Teile waren zu schwach, um Entscheidendes gegen einander vorzunehmen und beschränkten sich auf Plünderungen des Zwischenlandes, gegen welche die Bauern des Drömlings zu blutiger Selbsthilfe schritten.

Im siebenjährigen Kriege wurde das Kreisgebiet nur einmal im Winter 1757—58 vom Feinde betreten und zwar von einem Teile der französischen Nordarmee unter dem Duc de Richelieu. Infolge des Tilsiter Friedens wurde das Kreisgebiet zum Königreich Westfalen geschlagen (Elbdepartement) litt vielfach von Truppendurchmärschen der Napoleonischen Heere und begrüsste zu

[1] 20. Jahresbericht des altmärk. Geschichtsvereins, Heft 2.

Ostern 1813 mit Jubel die ersten streifenden Kosaken. Bedeutende Aktionen sind im Kreisgebiete nicht vorgekommen.

Die Vorgeschichte der Gegend macht es erklärlich, dass sich im Kreisgebiet verhältnismässig viele wüste Dorfstätten finden. Die landläufige Annahme, dass dieselben aus dem dreissigjährigen Kriege herrühren, bedarf bekanntlich der Berichtigung. Im Kreise Gardelegen lässt sich von den über hundert Wüstungen sogar nicht eine einzige mit Sicherheit auf den dreissigjährigen Krieg zurückführen. Die Ursachen liegen vielmehr in weit früheren Zeiten, in den Fehden zwischen den Altmärkischen und Magdeburgischen zu Anfang des 15. Jahrhunderts, in den Kämpfen der Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg mit den Herzögen von Braunschweig, den Erzbischöfen von Magdeburg, den Bischöfen von Halberstadt, ja in den Slavenkriegen. Die Entstehung einer Wüstung ist längst nicht immer unmittelbar die Folge kriegerischer Ereignisse, oft nur die der allgemeinen Unsicherheit des Landes, die durch starke Räuberbanden vermehrt wurde. So sind z. B. etliche Dörfer in der Nähe der Kreisstadt eingegangen und ihre Bewohner des besseren Schutzes wegen in die befestigte Stadt gezogen. Oft mögen auch die Bewohner freiwillig ausgewandert sein, dem germanischen Wandertriebe folgend, dessen Zug namentlich im 12. und 13. Jahrhundert nach Osten ging. Finden sich doch die Namen der altmärkischen Dörfer in grosser Anzahl in den Landschaften jenseits der Elbe und selbst der Oder wieder. Schliesslich ist hierzu noch zu bedenken, dass das Wüstwerden der Ortschaften durch ihre meist geringe Ausdehnung und Bevölkerungszahl wesentlich befördert wurde.

Nicht immer aber ist das ganze Dorf verschwunden. Von einzelnen blieb z. B. die Mühle stehen, so ist die Kenzendorf'sche Mühle bei Gardelegen der Rest des Dorfes Kenzendorf, die Marschmühle der des Dorfes Sassendorf bei Gardelegen etc. Andere erstanden wieder als Vorwerke, z. B. Siems, Hilgesdorf, Damsendort, Sadenbeck etc., vielfach erst in diesem Jahrhundert. Nicht selten wurde aus solchem Vorwerk später ein Rittergut z. B. Weteritz, Pollvitz, Lemsell etc. Noch andere gaben ihren Namen einer auf der alten Dorfstätte nach Jahrhunderten angelegten Kolonie wie Sylpke, Breiteiche, Gäskau u. a., auch Kolonien in grösserem Massstabe wie Trüstedt, Hottendorf, Letzlingen. Ausser den drei letztgenannten und Weteritz sind noch 4 frühere Wüstungen jetzt Kirchdörfer bezw. wieder solche, so Peckfitz, Dannefeld, Sachau, Vollenschier.

Der Pastor P. W. Behrends zu Nordgermersleben und der Gymnasialdirektor Danneil zu Salzwedel († 1868) haben sich um die Feststellung dieser wüsten Dorfstätten in der Altmark und den angrenzenden Gebieten besonders verdient gemacht, wenn auch ihre Forschungen noch vervollständigt werden können.

Im Gebiet des jetzigen Kreises Gardelegen lassen sich folgende wüste Dörfer nachweisen:

A. Vollständig verschwundene:

Altena, bei Gardelegen, vgl. Altmärk. Geschichtsverein, Jahresbericht 20, Heft 1, S. 11; 1266 vom Markgrafen Johann I. der Stadt Gardelegen geschenkt. Der Ort lag vermutlich zwischen Gardelegen und Ipse. Die in der „Bearbeitung der älteren Flurkarten",[1]

[1] Weiterhin mit A. F. K. bezeichnet, die Publ. des altmärk. Geschichtsvereins mit A. G. V.

Messtischblatt 1825 unter O. vermutete Wüstung bezeichnet die Lage von deren zwei: Altena und Rimbek (s. unten), Altena lag wahrscheinlich westlich von Rimbek.

Andorf, Annendorf bei Mannhausen, urkundlich 1160 Annenthorpe. Im 15. Jahrhundert verödete der Ort, die Bewohner sollen nach Wegenstedt gezogen sein. Vgl. A. G. V. 6, 59. A. F. K. 1963.

Bekendorf bei Rätzlingen, dessen Kirche noch im vorigen Jahrhundert einen Ablassbrief der St. Georgskirche zu Bekendorp von 1080 (?) besass. Walther Singul. Magdeb. VII, 169. Die Lage ist nicht mehr genau festzustellen, da bei Rätzlingen sich noch mehrere nicht mehr sicher zu bestimmende Wüstungen befinden (s. Promsdorf, Raschendorf.

Berenkath bei Clötze, kam 1394 (berenkote) mit den übrigen Ortschaften des späteren Amts Clötze an Braunschweig. Vgl. A. G. V. 6, 132. Sudendorf VII, Nr. 338.

Bisdorf bei Flechtingen, gehörte nach den Lehnsbriefen von 1487 und 1498 dem Schenk v. Flechtingen (Bystorp, Bistorp) und war vielleicht damals schon wüst. Vgl. A. G. V. 6, 55. Riedel, cod. dipl. A. 25, 427. 464. A. F. K. 1963 P.

Boblitz s. Poblitz.

Boitzendorf bei Gardelegen. Boytzendorp kam 1400 an Kloster Neuendorf, wird im Hefter'schen Verzeichnis zu Riedel mit Beetzendorf verwechselt. Die Lage ist in den Urkunden widersprechend bezeichnet: bei Pollwitz, zwischen Gardelegen und Neuendorf, zwischen Gardelegen und Wenwede. A. F. K. 1828 Q. oder 1896 C. (?). A. G. V. 12, 69. Riedel a. a. O. Suppl. 357. 364. 6, 131. 133 etc.

Bokel, südlich von Staats in der Nähe des Bokelberges beim heutigen Schnöggersburg, 1238 Boekle, 1457 Bokel wüst, dem Kloster Neuendorf gehörig. Riedel Suppl. 366. A. 6, 451.

Buckow bei Schwiesau, 1457 Boukou wüst, dem Kloster Neuendorf gehörig. A. F. K. 1752 F. Riedel Suppl. 366. 378. 382.

Cheine bei Jävenitz, 1270 an Kloster Neuendorf, besteht noch 1418, 1457 wüst. Vielleicht A. F. K. 1825 R. Riedel Suppl. 366 etc.

Cibow oder Sibow, zwischen Salchau und Letzlingen, 1152 Ciboue, 1536 Sibaw wüst. Riedel A. 22, 416. B. 6, 427 etc. A. F. K. 1897. A. G. V. 10, 31.

Donnerkeil, in der Clötzer Forst an der Wildbahn, A. G. V. 13, 86.

Deltzin, vermutlich in der Enclave Pax in der Richtung nach Clüden, 1477 wüst. Cod. Alvensleb. II, Nachtr. Nr. 42. Riedel B. 6, 132 etc. A. F. K. 1964 A. A. G. V. 7, 64. 13, 87.

Denstedt wird 1457 Riedel Suppl. 366 unter den wüsten Dörfern des Klosters Neuendorf aufgezählt, zwischen Sadenbeck und Odixdorf, also vermutlich in der Nähe.

Diepen bei Etingen, vormals eine Burg. A. G. V. 6, 62.

Dornstedt, zwischen Salchau und Dolle nach A. G. V. 13, 125 noch zum Kr. Gardelegen gehörig; 1238 Dorenstidde, 1443 wustendornstede, einst berühmter Wallfahrtsort, vgl. Riedel A. 22, 442 etc. Die Kapelle ist 1539 abgebrochen, der Markt erst 1558 nach Wolmirstedt verlegt. A. G. V. 10, 36. — A. F. K. 1897.

Drevest bei Schwiesau und dem obengenannten Buckau, 1473 dreutze, 1494 Drewiss wüst. Riedel A. 22, 378 etc. Cod. Alvensleb. II, Nr. 620. A. G. V. 13, 85.

Edesbünne, Esbünnen bei Walbeck, c. 1250 Ezebun, 1359 Etzebunne wüst. Vgl. Walther, Sing. Magd. V, 88. Neue Mitteil. des Thür. Sächs-Vereins etc. II, 40—49. A. F. K. 2029 F.

Ellershausen bei Flechtingen, c. 1250 parvum Eylerdeshusen zahlt an das Stift Walbeck, im 14. Jahrhundert vermutlich schon wüst, 15. Jahrhundert im Besitz der Schenk v. Flechtingen. Vgl. Riedel A. 25, 427. 464. Neue Mitteilungen etc. II, 40—49 etc. A. G. V. 6, 57. A. F. K. 1963 U. – Das in der Regel daneben genannte Gross-Ellershausen liegt schon im Kr. Neuhaldensleben.

Esselhagen, nördlich von Gehrendorf, vgl. P. W Behrends, Öbisfelde etc, S. 183. A. F. K. 1894 R.

Flechtingen (wendisch) 1311 wendeschen Vlechtinge, früh wüstgewordener Ansiedlungsort der aus Flechtingen verdrängten Wenden, dicht bei diesem Ort. Riedel A. 17, 467. A. G. V. 6, 52. A. F. K. 1963 O.

Gaddow bei Clötze, ghadowe kommt 1394 zu Braunschweig, ist 1498 wüst. Riedel Suppl. 378. 382. Sudendorf VII, Nr. 333.

Groperdorf bei Gardelegen, vor dem Salzwedler Thor, zwischen diesem und der Burg gelegen, vielleicht bei der jetzigen Walkmühle. A. F. K. 1825 M. Der Gard. Chronist Schultze gebraucht den Namen Grepeldorf, doch scheint der Ort schon im 15. Jahrh. wüst gewesen zu sein. Riedel A. 6, 115. 140 etc.

Heerde oder Heeren, Hohen- und Sieden, zwischen Breitenfeld und Jeggau, 1521 wüst (hoegen und sieden Heeren) im Alvenslebenschen Besitz. Vgl. cod. dipl. Alvensleb. II, Nr. 386. III, 147 etc.

Hellingen und Klein-Hehlingen, bei Hehlingen, welches früher Gross-Hehlingen hiess, minor heyling 1318. Riedel A. 17, 231. 296 etc. A. G. V. 10, 43.

Jarenburg bei Roxförde und Wannefeld, 1477 wüst, denen von Alvensleben-Rogätz gehörig. A. F. K. 1896 J. Cod. Alvensleb. II, Nachtrag Nr. 42. III 111 etc. Riedel Suppl. 380.

Itzenplitz, zwischen Clötze und der Försterei Pansau gelegen, 1394 nytzenplisse zu Braunschweig (Amt Clötze), vgl. Sudendorf VII, Nr. 333. A. G. V. 6, 132. A. F. K. 1752 H.

Kagendorf bei Zichtau, 1473 wüst im Lehnsbrief der v. Alvensleb.-Calbe, vgl. Riedel A. 17, 149. 198 (wo Rugendorf, wohl falsch gelesen). A. F. K. 1752 E.

Käthen (Alt-) in der Nähe des Vorwerks Wilhelmshof bei Käthen, welches früher Neu-Käthen geheissen haben soll. A. G. V. 13, 84. A. F. K. 1826 K.

Kickernitz, zwischen Clötze und Wenze. A. G. V. 6, 132.

Koldefeld } **Krassefeld** } zwischen Clüden und Born nebeneinander gelegen, 1477 wüst vgl. Jarenburg. A. G. V. 8, 69. 12, 78. A. F. K. 1964 K.

Kulitz, südlich von Flechtingen, der Ort bestand 1413 noch, 1443 wüst, 1498 unter den Dörfern der Schenk v. Flechtingen, doch sind in jenem Lehnsbrief wüste und noch bestehende Dörfer nicht unterschieden. Riedel B. 3, 326. 4, 317. A. 25, 464. A. F. K. 1963 Q. — Vgl. A. G. V. 6. 56 (wo Behrends unrichtig meint, es sei schon im 12. Jahrhundert wüst geworden).

Kutz bei Käthen, zwischen Deetzer Warte und Volgfelde, schon zur Zeit des Landbuchs 1375 wüst. A. F. K. 1826 M. Vgl. Fidicin, Landbuch S. 251. Riedel Suppl. 375.

Kutzendorf bei Clötze. A. F. K. 1752 G. A. G. V. 6, 133.

Lawke (Laucke) bei Clüden, 1477 lewke wüst, vgl. Jarenburg. Cod. Alvens. II, Nachtrag Nr. 42. Vgl. Riedel B. 6, 426 etc. A. G. V. 13, 86. A. F. K. 1896 M.

Löckte bei Solpke, im südwestlichen Teil der Feldmark desselben, 1473 Lokede wüst. Riedel A. 17, 147 etc. in den Lehnsbriefen der v Alvensleben-Calbe. A. F. K. 1895 H.

Lubnitz bei Letzlingen (Lubitz, Lublitz), zwischen Menitz und Cibow genannt, welche vgl., 1536. 1556 wüst. Riedel B. 6, 426, vgl. A. 6, 451. Cod. Alvensleb. III, 382. A. G. V. 10, 31. A. F. K. 1897.

Lunow, zwischen Jerchel und Potzehne gelegen, 1473 wüst. Vgl. Riedel A. 17, 149 etc. in den Alvenslebenschen (Calbe) Lehnbriefen, Cod. Alvensleb. II 559. A. F. K. 1895 O. bezw. 1896 D. — Vgl. A. G V. 13, 82 (cf. Riedel A. 17, 197 Anm.).

Mellin bei Zichtau, A. F. K. 1752 M., 1473 wüst, vgl. Riedel A. 17, 149 etc. in den Alvensl. Lehnbriefen. Die Wüstung fehlt im Verzeichnis v. Danneil oder wird mit dem Dorfe gleichen Namens im Kr. Salzwedel zusammengeworfen. A. G. V. 13, 110.

Menitz, jetzt Meintz oder Möhntz genannt, zwischen Letzlingen und Born, 1555 wüst mit Lublitz und Cibow von Valentin v. Alvensleben an Johann Georg verkauft. Vgl. Riedel B. 6, 426 etc. Cod. Alvensleb. III, 382, cf. 87. A. G. V. 10, 31. A. F. K. 1896 N oder R.

Migritz bei Solpke, in den Alvenslebenschen Lehnbriefen von 1473 (michritz) etc. schon wüst. Cod. Alvensleb. II, 559 (Miritze). A. G. V. 13, 83. A. F. K. 1895 G.

Mildehöft bei Letzlingen, nördlich davon, 1487 Mildehoueth wüst, gehörte dem Kloster Neuendorf. Riedel Suppl. 372, B. 4, 317 etc. A. G. V. 9, 54. A. F. K. 1896 P.

Müggendorf bei Flechtingen in der Richtung nach Hilgesdorf, wo noch eine Anhöhe der Müggenberg heisst. A. G. V. 6, 58. A. F. K. 1963 V.

Muserde bei Letzlingen in der Nähe von Menitz und Sibau, 1514 wüste Hofstätte. Vielleicht A. F. K. 1896 Q. Vgl. Cod. Alvensleb. III, 87. A. G. V. 13, 88.

Netekou, Netgau bei Weteritz, 1506 wüst. Riedel A. 6, 159. A. G. V. 12, 68. A. F. K. 1824 vielleicht E.

Nikleben, zwischen Kakerbeck, Faulenhorst und Winkelstedt. In den Lehnsbriefen der von Alvensleben-Calbe wüst (Vycleue falsche Lesung für Nycleue, so 1488). Vgl. Riedel A. 17, 149. 198. Cod. Alvensleb. II. 559. III. 46. A. G. V. 6, 133. A. F. K. 1752 D. Eine Anhöhe trägt noch den Namen Nikler Berg.

Nippoldshagen, zwischen Eschenrode (s. den Art.) und Behnsdorf. A. F. K. 1962. RR.

Odixdorf, südwestlich von Seethen, jetzt Feldmark Ostdorf, wie Danneil A. G. V. 13, 83 wohl mit Recht gegen Behrends A. G. V. 8, 58. 10, 25 behauptet. Odixdorpe 1235 an Kl. Neuendorf, 1457 wüst. Riedel A. 22, 365. Suppl. 366. A. F. K. 1826 G.

Pachwitz, Pax in der danach benannten Enclave. Die Feldmark gehört jetzt zu Clüden, wohin die Bewohner gezogen sein sollen, 1564 Packewitze wüst. Streitigkeiten darüber vgl. Walther Singul. Magdeb. VIII, 195 ff. P. gehörte zu den Lehen der Schenk v. Flechtingen. Vgl. Riedel A. 25, 464. Sudendorf I, Nr. 10. A. G. V. 8, 64. A. F. K. 1964 M.

Piplockenburg bei Mannhausen im Drömling, Stätte einer alten Burg, das rote Haus, wie viele solcher Festen des roten Ziegeldaches wegen genannt, zu welcher auch Ländereien gehörten. Die Stätte war im dreissigjährigen Kriege der Zufluchtsort der Umwohner. Von den Lockpfeifen, mit denen man sich beim Nahen des Feindes Signale gab, hat sie den jetzigen Namen. Vgl. Walther Sing. Magd. VII, S. 127. A. G. V. 6, 62.

Poblitz oder Boblitz bei Kl. Neuendorf oder Jävenitz, dem Kloster seit 1240 gehörig, 1457 wüst. Riedel A. 22, 366. Suppl. 366. A. G. V. 12, 75. — A. F. K. vielleicht 1825 Q oder P.

Podagrym bei Gardelegen an der Letzlinger Chaussee zwischen Ipse und Pollvitz, 1319 curia P. von der Markgräfin Agnes dem Grossen Hospital zu St. Spiritus geschenkt. Riedel A. 6, 95. A. F. K. vielleicht 1896 C.

Promsdorf, zwischen Bösdorf und Lockstedt, 1473 Promstorp wüst. Vgl. Walther, Sing. Magd. VI, 131. VII, 173. — A. F. K. 1962. D oder E.

Raschendorf, in der Nähe des vorigen. Vgl. Walther a. a. O. VII, 173. Behrends, Öbisfelde etc., S. 182. — A. F. K. 1962 F.

Redekendorf oder Rekendorf, nordwestlich von Flechtingen in der Forst. Im Schenkschen Lehnbrief von 1487 Rhekendorffe, vielleicht schon wüst, sicher 1533. Vgl. Riedel B. 6, 398. A. 25, 427. A. G. V. 6, 53—55. — A. F: K. 1963 M.

Rinbek oder Rymbeck, bei Gardelegen auf der Feldmark gleichen Namens, wo früher auch ein Bach gleichen Namens floss. R. kam 1266 mit Altena und Sassendorf an Gardelegen (s. oben Altena). Vgl. A. G. V. 20, H. 1, 11 ff. — A. F. K. 1825 O (?).

Rodovel, wahrscheinlich nordöstlich von Letzlingen auf dem heutigen Forstrevier Rodövel, 1238 Rodenere = Rodevele. Riedel A. 6, 451. Vgl. A. G. V. 4, 50. A. F. K. 1897.

Salau, zwischen Roxförde und Potzehne an der Grenze der Enclave Calvörde, 1470 wüst im Besitz der v. Alvensleben. Vgl. Cod. Alvensleb. II. 376. A. G. V. 8, 67. A. F. K. 1896 H.

Sassendorf bei Weteritz und Gardelegen, bei der sogen. Marschmühle, welche bis ins vorige Jahrhundert die Sassendorfsche Mühle hiess. S. kam 1266 mit Altena und Rinbek an Gardelegen. Vgl. A. G. V. 20, H. 1, 11 ff. Riedel A. 25, 481. S. oben Altena.

Schönfeld bei Salchau, noch jetzt Name einer Feldmark, 1477 wüst, 1555 mit Letzlingen etc. an Johann Georg verkauft. Vgl. Art. Letzlingen, Cod. Alvensleb. II, Nachtrag 1, Nr. 42. III. 129. 160. 381 etc. Riedel, B. 6, 426. 443. A. G. V. 10, 32. A. F. K. 1897.

Sibekow, wahrscheinlich bei Weteritz und Gardelegen, 1506 wüst, Zubehör der Vogtei Gardelegen. Riedel A. 6, 159. A. G. V. 12, 69. — A. F. K. vielleicht 1824 D.

Sibow s. Cibow.

Sielitz oder Zielitz bei Clüden an der Grenze der Enclave Calvörde, 1477 Silitze wüst. Vgl. Cod. Alvensl. II, Nachtrag 1, Nr. 42. III. 129. 160 etc. A. G. V. 8, 68. — A. F. K. 1896 die Ziehlschen Breiten, die Dorfstätte vielleicht 1964 K.

Sissendorf s. Zissendorf.

Stemmer bei Eschenrode in der Richtung nach Hörsingen an der Grenze des Kr. Neuhaldensleben, c. 1250 hat Stembere Abgaben an das Stift Walbeck, kam 1281 ganz in dessen Besitz und wurde früh wüst. Vgl. Esbünne und Walbeck. Eine Anhöhe trägt noch heute den Namen. Vgl. Neue Mitteilungen des Thür.-Sächs. etc. II, 40—49. Riedel B. 1, 148. A. F. K. 2029.

Stofitz oder Stofeze, wahrscheinlich bei Flechtingen und Lemsell, c. 1250 Stofeze Abgaben an Walbeck. Neue Mitteil. II, S. 40—49. A. G. V. 6, 56. A. F. K. vielleicht 1963 U.

Szeten oder Zeten bei Letzlingen in der Richtung nach Clüden und Roxförde, 1477 Czeten wüst (v. Alvensleben-Rogätz). Vgl. Cod. Alvensleb. II, Nachtrag 1, Nr. 42 etc. Riedel Suppl. 380 etc. A. G. V. 8, 68. 12. 78. A. F. K. 1896 L.

Tscharn-Etingen bei Etingen, ohne Zweifel das Schornetinge der Schenk'schen Lehnbriefe von 1487 u. 1498. Nach Walther: Klein-Etingen, nach Behrends: Schwarz-Etingen von dem moorigen Boden, jedenfalls Ansiedlungsort der aus Etingen wieder vertriebenen Wenden. Riedel A. 25, 427. 464. Walther VII, 126. A. G. V. 6, 60. A. F. K. 1963 T. vgl. 1895 W.

Verchen, südöstlich von Zichtau, 1473 verchen wüst (v. Alvensleben-Calbe). Riedel A. 17, 149. 198. A. G. V. 13, 85. A. F. K. 1824 G.

Vetve, Vethene, Vetwene bei Vollenschier, 1232 an Kl. Neuendorf, schon 1251 wüst. Riedel A. 22. 363. 368. Suppl. 366. A. G. V. 12, 76. A. F. K. 1826 J.

Wadendorf, Wedendorf zwischen Weferlingen und Döhren kommt im 13. Jahrhundert in den Urkunden des Kl. Marienthal betr. den Lappwald vor. Vgl. Harzzeitschrift XI, 90—100.

Wenwede, zwischen Roxförde, Gardelegen und Kl. Neuendorf, dem letzteren seit 1398 gehörig. Die Lage ist schwer zu bestimmen, vgl. Boitzendorf. Der Ort besteht 1507 noch. v. Mülverstedt hält es nach Wolbrück für Wannefeld. Cod. Alvensl. III. 45. Riedel A. 22, 407. 6, 159. 133. B. 3, 346. Suppl. 380. A. G. V. 12, 70. A. F. K. 1896 R.

Wittenbergen in der Clötzer Forst, nach der Überlieferung früher Dorf. A. G. V. 13, 85.

Wittenwende(n) bei Letzlingen in der Richtung nach Salchau, 1477 wüst (v. Alvensleben-Rogätz), 1555 an Johann Georg verkauft. S. d Art. Letzlingen. Cod. Alvensl. II, Nachtrag 1, Nr. 42 etc. Riedel B. 6, 426. A. G. V. 10, 31. — A. F. K. 1897 (Wittewennige).

Ziss, Name einer Feldmark bei Clötze, an der Grenze des Kreises nach Immekath zu gelegen, wahrscheinlich eine Wüstung. A. G. V. 6, 132. — A. F. K. 1751 „Kummerts Ciss" ohne Bezeichnung als Wüstung.

Zissendorf, Sissendorf bei Flechtingen, noch Name einer Feldmark. A. G. V. 6, 53. Walther VII, 120. (Sissenstort). A. F. K. 1963 N.

Die ursprüngl. auf altmärkischem Boden liegenden Feldmarken der wüsten Dörfer Platin uud Prical sind nach vielen Streitigkeiten in diesem Jahrhundert Eigentum der braunschweigischen Gemeinde Jeseritz geworden und neuerdings (1890) vertragsmässig an das Herzogtum Braunschweig abgetreten, ebenso ein Teil der Wüstung Kämeritz. Die Wüstung Heustorff, nach dem Halberstädtischen Lehensregister von 1311 (Hoierstorp) in terra Gardelegen gelegen (Riedel A. 17, 472) liegt neben Pachwitz, aber nicht im heutigen Kreise Gardelegen. Ketzig, was Danneil A. G. V. 12, 73 unter den Wüstungen aufführt, ist Cassiek und nie wüst gewesen.

B. Wüstungen, auf deren Feldmarken später wieder eine Ansiedlung (Dorf, Vorwerk, Kolonie, Försterei) gleichen Namens entstand, oder deren Name durch eine stehen gebliebene Mühle oder dergl. erhalten blieb.

Böddensell bei Flechtingen, 1160 bodenselen, 1487 Boddensel. Nach Walther slavischen Ursprungs und im 14. Jahrhundert wüst, nach Behrends deutschen Ursprungs und Ende des 15. Jahrhunderts wüst. Es gehört denen v. Schenk, die an Stelle des

einstigen Bauerndorfs ein Vorwerk erbauten, das später Rittergut und Sitz einer Linie dieses Geschlechts wurde. Jetzt 477 Einwohner und eingepfarrt nach Wegenstedt. Walther VII, 119. A G. V. 6, 49. Riedel A. 25, 427. 464. A. F. K. 1963 G.

Börgitz (Wendisch-) bei Deutsch-Börgitz und Staats, stand noch 1487, wurde dann wüst und ist erst in diesem Jahrhundert als Vorwerk wiedererstanden, welches nach Staats eingepfarrt wurde. A. G. V. 13, 84. A. F. K. 1826 K.

Breiteiche bei Mieste, 1472 Breideike wüst zur Vogtei Gardelegen gehörig, desgl. 1646 Bredereke. Neuerdings ist es als Kolonie wieder erstanden und nach Wernitz eingepfarrt. A. G. V. 12, 72. Riedel A. 6, 141. A. F. K. 1895 D.

Damsendorf, nordwestlich von Flechtingen, 1311 Damescendorp, 1489 wüst Dambsendorp. Die Feldmark gehörte schliesslich teils zur Burg Weferlingen, teils den v. Schenk. Letztere erbauten im 17. Jahrhundert auf ihrem Anteil eine Schäferei. Riedel A. 17, 443. 177. 25, 427. 464. B. 6, 398. A. G. V. 6, 48. Walther VII, 122. A. F. K. 1663 L.

Dannefeld, 1458 wüst, s. d. Art. A. F. K. 1823 O.

Döllnitz bei Clötze, 1430 dollnitze. Wann das Dorf wüst wurde, ist nicht bekannt, jetzt Forsthaus. Riedel A. 6, 487. 5, 297. A. G. V. 6, 131. A. F. K. 1824, nicht als Wüstung bezeichnet.

Gelmeritz, Jemmeritz bei Zichtau, 1472 wüst, Lehen der v. Alvensleben-Gardelegen. Im 17. Jahrhundert wurde dort ein Vorwerk erbaut, jetzt Rittergut. Riedel A. 6, 142. 159. A. G. V. 12, 73. A. F. K. 1752 cf. Döllnitz.

Gäskau (Jäskau) bei Trüstedt, 1457 Gotzekou wüst. In diesem Jahrhundert wurde auf der Feldmark die Kolonie Jäskau angelegt. Riedel Suppl. 366. A. G. V. 12, 74. A. F. K. 1876 F.

Gürtel, zwischen Dannefeld und Peckfitz, 1471 Grüttele wüst, desgl. Gordel 1556. Die Markung gehörte den v. Alvensleben-Isenschnibbe (Gardelegen), die Anfang dieses Jahrhunderts ein Vorwerk dort aufbauten, welches jetzt nach Peckfitz eingepfarrt ist. Vgl. Riedel A. 17, 139. 145. 228 etc. A. G. V. 12, 70. A. F. K. 1823. 1824.

Hasselburg bei Flechtingen wird von Behrends, A. G. V. 6, 50, unter die einstigen Dörfer gerechnet, welche später als herrschaftliche Güter wieder aufgebaut sind. Walther VII, 120.

Hilgesdorf, südwestlich von Flechtingen an der Grenze des Kreises Neuhaldensleben, c. 1250 Hillerstorp im Walbecker Güterverzeichnis, in den Schenkschen Lehnbriefen von 1487 und 1498 Hiligenstorff, hilgestorp, nach Behrends schon im 16. Jahrhundert als Vorwerk wieder aufgebaut. Riedel A. 25, 427. 464. A. G. V. 6, 48. Walther VII, 122.

Hottendorf, 1457 wüst, vgl. d. Art.

Kämeritz bei Sachau, 1506 Kemeritze wüst. Auf dem dem Kreise Gardelegen verbliebenen Teil der Feldmark (vgl. Wüstungen, A. Schlussbemerkung) ist in diesem Jahrhundert eine Kolonie gleichen Namens angelegt. Riedel A. 17, 196. A. F. K. 1895 M.

Kaindorf bei Etingen, 1487 Keygendorff verödete Ende des 15. und im Laufe des 16. Jahrhunderts. Die letzten Bewohner zogen nach Etingen und Wegenstedt. Der Ort ist in diesem Jahrhundert von Etingen aus wieder besiedelt. Riedel A. 25, 427. 464. A. G. V. 6, 59. Walther VII, 128. A. F. K. 1895. V.

Kenzendorf, südlich von Gardelegen. Als die Mühle 1379 an Kloster Neuendorf kam, stand das Dorf noch; 1472 ist dasselbe wüst. Die Mühle steht noch und ist nach

Roxförde eingepfarrt. Riedel A. 22, 398. 6, 141. 159. A. G. V. 12, 71. A. F. K. 1896 cf. Döllnitz.

Lemsell bei Flechtingen. Nach der Verödung ist das einstige Bauerndorf als Rittergut von Flechtingen aus wieder aufgebaut, vgl. Böddensell. Lemesole c. 1250, lemsell 1498. Vgl. Riedel A. 25, 464. A. G. V. 6, 51. Walther VII, 119.

Letzlingen, s. d. Art. — A. F. K. 1896 O oder Q (?).

Luthäne, zwischen Volgfelde und Lindstedt zu letzterem Orte gehörig, 1498 Lutene wüst (1121 Luiduine). Auf der Feldmark ist ein Vorwerk wiedererbaut. Riedel 17, 428. 25, 120. 464. A. G. V. 12, 74. — A. F. K. 1826 G. kanns nicht sein, da diese Feldmark dem Kloster Neuendorf gehörte, L. aber den v. Lindstedt.

Maxdorf, zwischen Gehrendorf und Lockstedt, 1359 Maxstorpe noch bestehend, aber bald darnach wüst. Die Mühle ist noch vorhanden und hat den Namen erhalten. Walther VI, 107. Behrends, Öbisfelde etc., S. 181. 182. — A. F. K. 1962 A (?).

Ottersburg, südöstlich von Staats, 1459 wüst, siehe den Art.

Pansau, nordöstlich von Clötze, 1394 dorp panzowe, jetzt Unterförsterei. Sudendorf VII, Nr. 333. A. G. V. 6, 132. A. F. K. 1752 L.

Peckfitz, 1473 wüst, s. d. Art. — A. F. K. 1895 B.

Pollwitz, nordwestlich von Letzlingen, 1454 Polluitz wüst im Besitz der v. Alvensleben. Später, wie es scheint, schon vor dem dreissigjährigen Kriege wurde dort ein Vorwerk gebaut, das zu Weteritz gehörte, nochmals Rittergut wurde und noch jetzt als solches im Besitz des Geschlechts v. Alvensleben ist. Riedel A. 17, 133. Cod. Alvensleb. II, 293. 294. III. 835. 932 etc. — A. G. V. 12, 72. — A. F. K. 1896 R.

Sachau, 1472 Sacchou wüst, s. d. Art. A. F. K. 1895 K.

Sadenbeck bei Trüstedt, kommt 1278 an Kl. Neuendorf, 1457 Sadenbeke wüst. In diesem Jahrhundert wurde auf der Feldmark ein Vorwerk errichtet, das den Namen erhielt, aber ziemlich entfernt von der alten Dorfstätte steht. Riedel A. 22, 372. 401. Suppl. 366. A. F. K. 1825 S.

Salchau, 15 km südöstlich von Gardelegen an der Magdeburger Chaussee. Selechowe kam 1235 zur Hälfte an Kl. Neuendorf, 1278 wird diese Hälfte von Selegow cum deserto Slavico dem Kloster bestätigt. Im Bestätigungsbrief von 1457 fehlt der Ort, der wahrscheinlich längst wüst war. Kloster Neuendorf errichtete später wieder ein Vorwerk, in dessen Nähe Fürst Leopold von Dessau 1727 von Gardelegen aus ein Jagdhaus (später Bornstedtslust genannt) erbaute. Das Klostervorwerk wurde 1834 verkauft und es entstand vornehmlich durch Anlage der Chaussee nach Magdeburg ein Dorf, das jetzt 318 Einwohner zählt. Riedel A. 22, 365. 366. 372. A. G. V. 10, 26.

Siems, zwischen Wernitz und Sichau, 1492 Simis wüst, desgl. Simze 1556. In neuerer Zeit ist ein Vorwerk dort erbaut, welches den alten Namen trägt und zu Weteritz gehört, Riedel A. 17, 180. 208. 228. Cod. Alvensl. III, 272. 391. A. G. V. 12, 71. A. F. K. 1895 A. cf. 1824.

Sylpke, zwischen Solpke und Jerchel, 1472 Silbke wüst, im vorigen Jahrhundert durch Kolonisten wieder aufgebaut. Riedel A. 6, 141. A. G. V. 12, 72. A. F. K. 1895 J.

Tarnewitz oder Tarnefitz bei Jeggau, 1394 Terneuitze, nach dem Hausbuche der Pfarre zu Jeggau eine Wüstung, auf deren Stätte im vorigen Jahrhundert wieder ein Dorf gleichen Namens angelegt wurde. Sudendorf VII, 341. A. G. V. 12, 72. — A. F. K. 1824 C. (?).

Trüstedt s. d. Art.

Vollenschier s. d. Art.

Wadenberg, östlich von Flechtingen bei der Bahnstation, in den Schenk'schen Lehnbriefen 1487 wademburg, 1498 wadenberg, wahrscheinlich damals schon wüst, jetzt wieder Vorwerk. Riedel A. 25, 427. 464. Walther VII, 122. A. G. V. 6, 58. A. F. K. 1963. R.

Weteritz, Ober- und Nieder-, s. d. Art.

Zartow oder Sartow bei Quarnebek, 1430 halb im Besitz der v. Plate, wird 1434 von diesem an die v. d. Schulenburg verkauft, jetzt landesherrliche Unterförsterei. Riedel 5, 297 (für Gartow ist Zartow zu lesen). 6, 487. A. G. V. 12, 73.

Zillbeck bei Etingen, gehört zum Land Öbisfelde, früher Burg (rotes Haus) und Dorf mit eigener St. Moritzkirche, von der Walther 2 Ablassbriefe aufbewahrt hat (Silbek), nach den Schenk'schen Lehnbriefen von 1487 und 1498 gehörte Silbeke diesem Geschlecht und soll später gegen Damsendorf vertauscht sein. An der Stelle des Dorfes ist von Öbisfelde aus ein Amtsvorwerk errichtet. Riedel A. 25, 427. 464. Walther VII, 173 bis 175 (Jahreszahl der Ablassbriefe 1080, 1100 (?)). VI, 186. Behrends, Öbisfelde, S. 163 ff.

Anm. Die „Bearbeitung der älteren Flurkarten" (A. F. K) konnte erst verglichen werden, nachdem vorstehendes Verzeichnis bereits aufgestellt war. Die Benutzung beschränkt sich deshalb wesentlich auf kurze Hinweise. Nicht wenige der in A. F. K. notierten, teilweise wohl nur vermuteten Wüstungen fanden keine Berücksichtigung, weil bestätigende urkundliche Nachrichten oder Überlieferungen fehlten. Dass eine Anzahl der im Verzeichnis B. genannten früheren Wüstungen in A. F. K. fehlen, erklärt sich leicht daraus, dass die neuen Ansiedlungen auf derselben Stelle der Feldmark stehen.

Kreis Gardelegen.

Ackendorf.

[1121 Akendorp, 1287 Ackendorp, 1472, 1506 Akendorp].

Kleines Bauerndorf von 160 Einwohnern, 2 km nordwestlich von Gardelegen, nach Berge eingepfarrt.

Akendorp juxte Gardeleve gehört zu den Besitzungen des zerstörten Klosters Kalbe (wahrscheinlich a. d. Milde), welche Bischof Reinhard von Halberstadt 1121 dem St. Lorenzkloster vor Schöningen vereignet. Im Alvenslebenschen Lehnbrief von 1472 und im Verpfändungsconsens von 1506 wird Akendorp als Besitz des grossen Hospitals zum hl. Geist in Gardelegen und Zubehör der Vogtei Gardelegen genannt. Nach Bekmann hat das Hospital den Ort, über den es noch jetzt das Patronatsrecht hat, vom Kloster Königslutter erworben, welches überhaupt nachweislich mehrfache Besitzungen in der Gegend hatte.

Trotz seines deutschen Namens hatte das Dorf die bekannte slavische Anlage in Hufeisenform, die erst infolge einer Feuersbrunst 1825 verwischt ist. Eine eigene Kirche hat der Ort nicht, auch wohl nie gehabt.

Riedel A. Bd. 6, 141. 159. Bd. 17, 428 A. G. V. 13, 60. 20, Heft 1, 14.

Bekmann, historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg etc. II, T. IV, cap. IV, p. 35.

Algenstedt.

[1303. 1423 Alincstede, 1380 Alyngstede, 1400. 1449. 1457 Allingstede, 1494 Algenstedt, 1506 algenstede, Allegenstede 1517. 1527 Allingstede].

Kirchdorf deutschen Ursprungs und deutscher Bauart mit 348 Einwohnern, 9 km nordnordöstlich von Gardelegen, Filial von Cassiek. Die Markgrafen Otto und Conrad vereignen 1303 dem Kloster Neuendorf anstatt eines Talents Einkünfte, die es bisher jährlich in Gardelegen gehabt, einen Wispel Roggen in Alincstede. Im Jahre 1380 verkauft Hans Mouryn (Moweryn), ein in der Umgegend reich begüterter Knappe, dem Kloster u. a. alle Güter, die er im Dorfe Alyngstede hat. Busso und Heinrich von Alvensleben zu Erxleben verkaufen 1392 das halbe Dorf to Allyngstede dem Gardelegener Bürger Cyliacus Uden, welcher am gleichen Tage das ganze Dorf für 58 Mark Silber Gardelegener Währung dem Kloster Neuendorf verkauft. Demgemäss steht Allingstede 1457 in der Bestätigungsurkunde des Klosters durch Friedrich den Jüngeren unter den Klosterdörfern verzeichnet. Doch hat nicht bloss der Knappe Curt v. Lindstedt erst 1400 seine Einkünfte in Algenstedt gegen solche in Cassiek vom Kloster umgetauscht, sondern es ist auch 1412 von einem Stendaler Bürger Ebel Hoddendorf ein Altar in St. Marien zu Gardelegen mit Einkünften in allingstede dotiert

worden, welche Dotation jedenfalls 1457 noch bestand. Ebenso hat Gebhard von Alvensleben in Algenstedt 1423 40 Scheffel Roggen als landesherrliches Lehen, ja die Lehnbriefe des Alvenslebenschen Geschlechts von 1473, 1488, 1506 und zahlreiche Urkunden von 1449, 1463, 1481, 1493, 1494, 1506, 1517, 1527 u. s. w. bekunden Besitzungen und Einkünfte verschiedener Zweige dieses Geschlechtes in Algenstedt: ein Beweis, wie wechselnd und wie kompliziert die Besitzverhältnisse im Mittelalter oft waren. Indessen gehörten die wesentlichen Rechte und offenbar auch die meisten Höfe dem Kloster Neuendorf, so dass es eben als Klosterdorf gilt. Mit anderen Klosterdörfern wird 1506 Allegenstede zur Vogtei Gardelegen gezählt. Die Einnahmen aus dem Vogteirecht über Algenstedt und die sonstigen Dörfer der jetzigen Parochien Cassiek, Neuendorf, Lüffingen, sowie über Schwiesau wurden nach der Säkularisation des Klosters den von Alvensleben-Gardelegen durch den Kurfürsten abgekauft. Vergl. Kloster Neuendorf. — In den Fehden zur Zeit des ersten Hohenzollern wurde 1418 Allingstede durch einen Streifzug vom Schlosse Alvensleben an Vieh und Gerät im Werte von 4 Schock böhm. Gr. geschädigt.

An dem im vorigen Jahrhundert umgebauten Schiff der Kirche befindet sich ein ursprünglich früh-mittelalterlicher Turm, welcher keine besondere Architektur zeigt. — Die drei Glocken haben Dimensionen von 1,05, 0,77, 0,59 m Weite und sind sämtlich sehr alt. Die beiden kleinen haben keine Inschrift. Die grösste zeigt folgende Minuskelinschrift:

anno dm m v^c d mauricius ep̄ ridder xp̄e byn ick ghenanth
alle quad vordrifth myn futh[1] vnd clanck.

(1505, Mauricius Bischof und Ritter Christi bin ich genannt, alles Übel vertreibt mein Hauch und Klang.) Als Trennungszeichen der Worte sind hier fünfblätterige Rosen verwendet. Auf der einen Seite zeigt sich die Madonna mit einem Engel darunter, auf der anderen ein Kruzifixus auf einem rohen geästelten Stamm.

Der alte ausser Dienst gestellte Taufstein liegt in zwei Stücken in einem Winkel der Kirche (Fig. 1). —

Riedel A. Bd. 6, 109. 115. 159. Bd. 17, 149. 184. 198. 199. 205. Bd. 22, 377. 399. 404. 405. 409. B. Bd. 3, 347. Suppl. 360. 366, cf. Art. Cassiek. Cod. Alvensleb. II, Nr. 268. 334. 504. 608. 559. 617 etc.

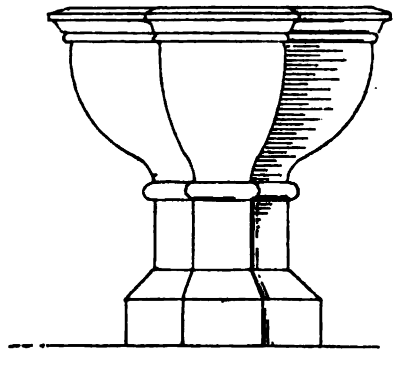


Fig. 1.

Behnsdorf.

[1112? Bonestorp, 1311 Benstorp, 1564 Benstorff, 1723 Benstorf.]

Pfarrdorf mit 702 Einwohnern, 29 km. südsüdwestlich von der Kreisstadt. S. Walther hält es für das Bonestorp der Bestätigungsurkunde des Stiftes

[1] futh wohl fuch = Hauch (fauchen)?

Hammersleben von 1112. Nach dem Halberstädtischen Lehnsregister von 1311 hat Arnold Ritter von Dreileben in Benstorp den Zehnt, ein Schwein und ein bestimmtes Mass Hafer (sexagenam) an Halberstadt zu Lehn. Das Dorf gehörte zum Halberstädtischen Amt Weferlingen. — Bei der Visitation von 1564 sowie bei der von 1589 hat Benstorff 30 Hauswirthe; Belstorff ist eingepfarrt.

Die um 1744 erbaute Kirche bietet kein erhebliches Interesse. Die drei Glocken haben Dimensionen von 1,12, 0,81, 0,67 m Durchmesser. Die grösste ist vom Jahre 1591, die beiden anderen aus dem vorigen Jahrhundert.

Riedel A. Bd. 16, 393. Bd. 17, 446. S. Walther Sing. Magd. T. V., S. 82.
Behrends, Öbisfelde 196. — G. Nebe, Die Kirchenvisitationen des Bistums Halberstadt etc. S. 242. 243.

Berge.

[1327. 1337 Berghe Berge, 1420 Berghe, Berge berge.]

Pfarrdorf mit 454 Einw., 3 km nördlich von Gardelegen.

Das Verzeichnis Heffters zu Riedels cod. dipl. ist in Bezug auf diesen Ort besonders fehlerhaft und sehr mit Vorsicht zu gebrauchen. Als sicher ergaben sich folgende Nachrichten: Das Kloster Königslutter tritt an Herzog Otto v. Braunschweig 1327 den Hof (curiam) Berghe ab. 1337 ist Heinr. von Rochow vom Herzog Otto mit dem Hofe Berghe belehnt. Im 15. Jahrhundert finden wir im Dorfe (nun nicht mehr Hof) eine Familie Melk, von denen im Laufe des Jahrhunderts Hans, Harneyd und Werner genannt werden, die beiden letztgenannten als Knappen bezeichnet. In den Fehden mit den Magdeburgischen wird Hans Melk 1410 von Borgard v. Oberge gefangen und nach dem Schlosse des Heise von Steinfurt zu Alvensleben gebracht, wo er 46 Schock böhm. Gr. zur Schatzung geben muss. Überhaupt wird in diesen Fehden Berge sehr empfindlich heimgesucht, 1412 ausgeplündert und in Brand gesteckt; 1417 wurden fünf Pferde geraubt.

Die Knappen Melk sind übrigens Afterlehnsträger der von Alvensleben-Kalbe, die das Dorf Berge vom Landesherrn zu Lehn tragen. Zu Ende des Jahrhunderts muss dies Verhältnis sich gelöst haben. Im Lehnbriefe von 1473 gehört Berge noch zu den Dörfern, die die Alvensleben anderen weiter verliehen haben, im Lehnbriefe von 1506 finden wir es in der Weise der übrigen verliehenen Dörfer wie Estedt, Schenkenhorst, Gross- und Klein-Engersen. Im Anfang dieses Jahrhunderts ist das Rittergut von den Alvenslebens verkauft und danach zerteilt.

Die Kirche stammt aus dem 17. Jahrhundert, doch ist in derselben noch der Rest eines Altarschreins vom Anfang des 16. Jahrhunderts vorhanden, der das Abendmahl und darüber die kleine Passion erkennen lässt. — Die drei Glocken haben einen unteren Durchmesser von 0,92, 0,79, 0,57 m. Die grösste ist 1701 von Heiso Meyer Guelphenbitano (= aus Wolfenbüttel), die beiden anderen von J. G. Ziegner in Salzwedel 1734 bezw. 1746 gegossen.

Riedel A. Bd. 10, 120. Bd. 6, 130. 135. 152. Bd. 17, 149. 197. 198. 236. B. Bd. 3, 324. 330. 336. 387.
A. G. V. 20. Heft 1, 17 ff.

Bösdorf.

[1477 Büstorppe, 1564 Bosdorff, Bostorff.]

Kirchdorf von 548 Einw., Filial von Rätzlingen, 25 km westsüdwestlich von der Kreisstadt. Der Ort gehört zum Amt Öbisfelde und zwar zum sogen. „Lande“ und hat dessen Geschichte. Im Öbisfelder sogen. Bier-Privilegium von 1477 wird Büstorppe als Zubehör von Öbisfelde im Besitz der v. Bodendik genannt. Bei der Visitation von 1564 ist Bosdorff oder Bostorff ebenfalls Filial von Rätzlingen und hat 25 Hauswirte.

Das moderne Kirchenschiff ist, wie eine Jahreszahl bezeugt, vom Jahre 1688. An demselben befindet sich ein über dem Altarraum stehender nicht hoher Turm von annähernd quadratischer Grundfläche mit zwei kleinen Fenstern in jeder der Aussenseiten. Die drei Glocken haben 1,00, 0,94, 0,50 m Durchmesser. Die grösste hat zur oberen Umschrift ein Minuskelband

o rex glorie christe veni cum pace anno dni M cccc l xx viii (1478).

Am unteren Rande sieht man mehrere Doppelringe gleich verteilt. Die mittlere Glocke hat Joh. Heinrich Bartholy in Halberstadt 1827, die kleinste Heinrich Borstelmann in Magdeburg 1618 gegossen.

Dr. Danneil, Protokolle der ersten lutherischen Generalkirchenvisitation etc. H. II, S. 138.
S. Walther, Sing. Magd. VI, S. 56 185. Behrends, Öbisfelde, S. 167 ff.

Breitenfelde.

[1258 Bredeuelt, 1434 Bredenfelde, 1430 Birdenfelde, 1521 Bredefeld, 1543 Breydenfeldt, Breitenfelde, Breittenfeld.]

Pfarrdorf von 247 Einw., 10 km nordwestlich von der Kreisstadt. Der Ort wird zuerst 1258 genannt, wo Markgraf Johannes I. von Brandenburg zu Bredeuelt einen Vergleich zwischen den Herzögen von Sachsen und Braunschweig vermittelt. Zu den altmärk. Lehen derer von Plathen gehört 1430 auch dat halue dorpp to Birdenfelde. Dieselben verkaufen 1434 Bredenfelde halb an die von der Schulenburg. Die andere Hälfte kam in das Braunschweigisch-Lüneburgische Amt Clötze und fiel mit demselben 1815 an Preussen (zurück). Daher alternieren bei Besetzung der Pfarrstelle noch jetzt der König und die v. d. Schulenburg-Beetzendorf (cf. oben S. 8).

Die kleine moderne Kirche bietet kein besonderes Interesse. Die beiden Glocken haben 0,82 und 0,64 m Durchmesser. Die grössere ist ohne Schrift und daher vermutlich sehr alt, die kleinere 1856 von W. Engelcke in Halberstadt gegossen.

Riedel A. Bd. 5, 297. Bd. 6, 487. B. Bd. 1, 61. Suppl. 381 ff.
S. Walther, Sing. Magd. VII, S. 86. 87.

Breitenrode.

[1477. 1564 Bredenrode.]

Dorf ohne Kirche, eingepfarrt zu Kaltendorf, 29 km westlich von Gardelegen bei Öbisfelde gelegen, 434 Einw. Behrends hält es für das nächst Kaltendorf älteste Dorf des Ländchens Öbisfelde. Der grosse Grundbesitz ist durch sehr

frühe Ausrodungen gewonnen. Von seiner Vorgeschichte ist wenig bekannt. Im Öbisfelder Bier-Privilegium von 1477 findet sich Bredenrode als Zubehör von Öbisfelde im Besitze der v. Bodendik (wiederkäuflich). Bei der Visitation von 1564 ist Bredenrode ebenfalls schon zu Kaltendorf eingepfarrt und zählt 18 Hauswirte.

Westlich des Dorfes ist die Stelle einer früheren Burg, über die man nichts Näheres weiss. Vermutlich war dieselbe eine Grenzfeste der Besitzer von Öbisfelde. Nach Behrends war sie durch einen Damm mit der sogen. Laubkirche, einer im Walde liegenden Kapelle verbunden. Diesen Damm nannte der Volksmund die Röwerbahn, d. h. Räuberbahn. Von jener Burg soll eine alte Thür der Kaltendorfer Kirche herrühren.

S. Walther IV, S. 56, 180. Behrends, Öbisfelde, S. 125 ff. 143. Dr. Danneill, Protokolle etc. H. II, S. 137.

Brüchau.

[1473 bruchow, 1500 Bruchow, 1551 Brüchow.]

Kirchdorf von 203 Einw., im nördlichen Winkel des Kreises, 20 km von Gardelegen, Filial von Neuendorf an der Purnitz im Kreise Salzwedel (Ephorie Apenburg-Beetzendorf). —

Auch in Bezug auf dieses Dorf ist Heffters Verzeichnis mit Vorsicht zu gebrauchen, da dasselbe z. B. eine zum Bartenslebenschen Besitz gehörige Mühle Brüchau (im Kreise Salzwedel westlich von Clötze) mit diesem Br. verwechselt. Das noch bestehende Dorf Brüchau gehört 1473 und 1506 zu den Besitzungen der von Alvensleben-Calbe. Das Rittergut ist später verkauft und zerteilt, so dass jetzt die Gemeinde das Patronat hat. Es hat eine alte Bruchstein-Kapelle mit einem Dachreiter, in welchem sich eine alte Glocke von 0,78 m Durchmesser befindet. Dieselbe hat die Minuskelinschrift:

✠ help + god + unde + maria + unde + de + hilghe + ridder
+ sente + yorigen (Jürgen, Georg).

Riedel A. Bd. 17, 149. 197.

Cassiek.

[1278 Ketsik, Ketcyk, 1281 Ketzyk, 1315 Ketsik, 1317 Ketsick, 1345. 1392 Ketzig, 1410 Keetzig, 1420 Keezik, 1457 Ketzigk, 1481 Ketzich, 1506 Cassick, 1551 Kessig.]

Pfarrdorf von 439 Einw., 10 km nordöstlich von Gardelegen.

Die Besitzverhältnisse des Dorfes im Mittelalter sind ähnlich kompliziert wie die des Filials Algenstedt. Die Markgrafen Johann, Otto und Konrad bestätigen 1278 dem Kloster Neuendorf unter anderen Einkünften und Besitzungen auch zwei Wispel Roggen zu Ketsik. Dieselben schenken 1281 dem Kloster drei Hufen in villa Ketzyk, die der Ritter B. von Wodenswegen zu Lehen gehabt, vielleicht auf Betrieb desselben. 1315 und 1317 wird Ketsik als Dorf des Ritters Hermann Balch (Pl. Belghe) genannt, der 1315 dem Pfarrer Petrus zu Gardelegen eine Wiese zu einer Seelenmessstiftung schenkt und 1317 einem vom Pfarrer Petrus gekauften Grundstücke bei seinem Dorfe K. andere Grundstücke zu gleichem

Zwecke freiwillig zulegt. Demgemäss verkaufen 1392 Wasmod und Hans „geheiten de Belghe" das Dorf Ketzik als Lehnsbesitzer desselben für 50 Mark Silber an Kl. Neuendorf. Gleichwohl verkauft 1397 noch ein Magdeburger Bürger Tyle Spelhovel dem Kloster verschiedene Hebungen zu Ketzik. Ferner haben die von Lindstedt zu Lindstedt Güter zu Algenstedt gegen solche zu Cassiek nach einer Urkunde von 1400 umgetauscht, und es kommen diese Güter zu Cassiek auch in den Lehnsbriefen der Lindstedts von 1498 und 1513 wieder vor. — Höchst beachtenswert ist für die Besitzverhältnisse von Cassiek, Algenstedt, Seethen, Lotsche und Volgfelde eine Urkunde von 1418, nach welcher Markgraf Friedrich dem Kloster Neuendorf diese Dörfer mit allen Gerechtigkeiten, die es vorher vom Landesherrn zum Lehen gehabt, zum ewigen Eigentum bestätigt, doch mit dem Vorbehalt, dass das „Kerkleen" (Pfarramt) vom Landesherrn alternierend mit dem Kloster besetzt werde und dass die Hälfte aller nicht zum Kirchengut gehörigen Einkünfte dem Landesherrn verbleibt, der dieselbe zu den Einkünften des Hauses (Schlosses) bezw. der Vogtei Gardelegen legt. — Daneben haben, wie bemerkt, in Cassiek die Lindstedts Besitzungen, und 1419 stiftet auch Gebhard von Alvensleben Seelenmessen im Kloster Neuendorf mit Einkünften in Cassiek. Im Bestätigungsbriefe von 1457 steht Ketzigk unter den Klosterdörfern und ebenso im Verpfändungskonsens von 1506 Cassiek. Noch im Visitationsrezess von 1551 findet sich Wiesenzins zu „Kessig" unter den Einkünften der Pfarre Gardelegen, der noch lange danach an den Gotteskasten zu Gardelegen gezahlt ist. —

In den Fehdezeiten wurde Cassiek 1416 durch Raub und Brand von den Magdeburgischen (von Barleben und Alvensleben aus) um 90 Schock böhm. Gr. geschädigt, ausserdem wurden drei Pferde, 16 Schock böhm. Gr. an Wert genommen.

Die Kirche ist neu und bietet nichts Bemerkenswertes, ebensowenig die beiden kleinen neuen Glocken. — cf. Art. Kloster Neuendorf.

Riedel A. Bd. 6, 93. 95. 99. 146. 159. Bd. 22, 372. 374. 403. 406. 409. Bd. 25, 120. 404. 464. B. Bd. 3, 346. Suppl. 358. 360. 366. A. G. V. Abschiede der ersten Kirchenvisitation, S. 99.

Clötze (Klötze).

1311 castrum Clotze, 1343 Clötz, 1344 Cloetz, Klotzen, 1348 Klotze, 1356 Clotzen, 1365 Klötze, 1373 Klotz, 1420 Klottze, Clottze, 1430 Clöttze, 1455 Klotzke (Schöppenchronik), 1485 Klotzen, Clotzow, 1488 Klötze, 1498 Clötzen, 1511 Klotz, 1543 Clötze, S. Walther 1737 Klötzen.]

Kleine Stadt von 2814 Einw., da grössere Städte weit entlegen sind, mit nicht unbedeutendem Verkehr, 19 km nordwestlich von Gardelegen.

Castrum Clotze gehört 1311 dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg, doch wie Gardelegen zur Zeit als halberstädtisches Lehen. Es findet sich deshalb im halberstädtischen Lehnsregister von 1311. In kirchlicher Beziehung gehörte es zum Bistum Verden. Später kommt es als Lehn an die von Alvensleben. Im Mai 1343 nimmt Markgraf Ludwig von Brandenburg den Ritter Gebhard von Alvensleben mit seinem Schlosse Clötz in seinen besonderen Schutz gegen das Versprechen, ihm mit dem genannten Schlosse zu Diensten und gehorsam zu

sein. Im November 1343 erklärt er ausdrücklich, dasselbe dem Gebhard von Alvensleben verliehen zu haben. Schon im Januar 1344 verpfändet Markgraf Ludwig Klötze an die Knesebeck, Breden (Reder, Ryeden?), Alvensleben, Bogmast, Garthow, wie es scheint in der Weise, dass Hempo von dem Knesebeck die Pfandsumme leiht und Gebhard von Alvensleben demselben für die Jahreszinsen einsteht. Bereits im März desselben Jahres vermittelt Gebhard von Alvensleben die Einlösung und hat dann allem Anschein nach Clötze wieder allein als Lehnsträger des Markgrafen inne gehabt.

Etwa zwei Jahrzehnte später finden wir den Markgrafen Otto im Verein mit den Herzögen Wilhelm und Ludwig von Braunschweig und Lüneburg im Kampfe gegen die Alvensleben zu Clötze. Sie erobern es mit Heeresmacht, und der Markgraf verpfändet „to velde vor Klotze“ im Juli 1365 „dat Slot to Klotze“ für 2800 Mark Silber an die genannten Herzöge. Dennoch finden wir schon in den nächsten Jahren wieder die von Alvensleben im Lehnsbesitze von Clötze. Herzog Stephan von Baiern und seine Söhne versprechen 1371 den Alvensleben-Calbe die Belehnung mit „Hus und Stetichen czu Clotze,“ falls ihre dortigen Vettern ohne Erben sterben und für den Fall, dass sie selbst die Mark bekommen. Beim Übergang der Mark an Böhmen 1373 wird Clötze als Alvenslebenscher Lehnsbesitz aufgeführt und zur Altmark gerechnet (Item de Alvensleue cum castro Klotz) und 1375 erklären die von Alvensleben-Clötze, dass sie Clötze vom Kaiser Karl und seinen Söhnen zu rechtem Mannlehn erhalten haben. Dementsprechend findet sich im Landbuch Karls IV. die Angabe: „Klotz Gebehard de Aluensleben in pheudum a domino.“ Daneben ist jedoch Braunschweig unzweifelhaft schon im Besitze eines Anrechts auf Clötze, welches jedenfalls auf jene Eroberung und bezw. Verpfändung. von 1365 zurückzuführen ist. Nach Erklärungen von 1370 und 1373 hat Gebhard von Alvensleben damals Clötze auch vom Herzog Magnus von Braunschweig im Pfandbesitz.[1]

S. Walther[2] führt den Anfall an Braunschweig auf eine Eroberung im Jahre 1390 durch die Herzöge von Braunschweig und den Erzbischof von Magdeburg zurück und begründet das durch eine Urkunde vom Jahre 1458, in welcher eines Diploms Erwähnung geschieht, durch das die Herzöge Bernhard und Heinrich von Braunschweig und Lüneburg dem Erzbischof Albrecht die Hälfte des Schlosses Clötze zusichern. Allerdings würde solche Verschreibung zu dem Schluss auf eine gemeinsame kriegerische Aktion der betreffenden Fürsten zur beregten Zeit berechtigen. Wenn aber Walther und mit ihm Rathmann[3] die Quitzows als damalige Besitzer des Schlosses Clötze nennen, so liegt offenbar eine Verwechselung mit einem ungefähr gleichzeitigen Zuge derselben Fürsten gegen das den Quitzows gehörige Schloss Klezke in der Priegnitz vor.

Mehr Licht über den definitiven Anfall von Clötze an Braunschweig giebt eine Urkunde vom 11. November 1394, laut welcher Albert von Alvensleben und Heinrich von Eikendorp den Herzögen Bernhard und Heinrich von Braunschweig die Dörfer Kakerbeck, Lockstedt, Röwitz, Kusay etc. und was sie „in dem

---

[1] Sudendorf, Urkundenbuch etc. der Herzöge von Braunschweig etc. Bd. IV, Nr. 35. 328.
[2] Sing. Magdeb. IV, 25. VII, 83 ff.
[3] Geschichte der Stadt Magdeb. etc. II, S. 439.

stedeken Clotze" haben, verkaufen und überlassen und zwar wegen ihrer Gefangenschaft. Ferner eine Notiz von 1396, dass Herzog Heinrich denen von Alvensleben Clötze abgenommen und zum Bau bezw. zur Herstellung 4000 fl. rhein. verwendet habe, ohne dass das Stift oder der Erzbischof von Magdeburg dazu beitrug. Pfandinhaber von Clötze sind 1396 die Gebrüder von Plote und die von Bertensleben auch für die dem Erzbischof von Magdeburg gehörige Hälfte, wie ausdrücklich gesagt ist.[1]

Übrigens ist dieses Mitbesitzrecht Magdeburgs an Clötze in der folgenden Zeit, wie es scheint, mehrfach in Vergessenheit gekommen, und selbst der Besitz Braunschweigs noch nicht unbestritten gewesen. Wenigstens zählt Erzbischof Günther von Magdeburg in der Schadenrechnung von 1420 auch etliche Fehdezüge eines Parteigängers Magher claws von Clötze aus auf, rechnet also Clötze noch zu Brandenburg. Dagegen wird in einem Uhrfehdebrief von 1430 Clötze als Schloss der Herzöge von Braunschweig bezeichnet.

Auch in der Folgezeit fährt Clötze fort, den Magdeburgischen verderblich zu sein, die 1455 einen Rachezug gegen Clötze unternehmen, auf Betrieb des Erzbischofs jedoch von dem fast schon eroberten Schlosse wieder abziehen und sich mit einer Plünderung des Lüneburgischen Gebietes begnügen. Diese Schonung hat augenscheinlich in jenem Anspruch des Erzbistums auf die Hälfte des Schlosses ihren Grund, der denn auch bei der Aussöhnung in der erwähnten Urkunde von 1458 dem Erzbischof bestätigt wird. Wie dieses Anrecht Magdeburgs später aufgehört hat, lässt sich nicht mehr feststellen. Jedenfalls haben 1485 Werner v. d. Schulenburg und Gebhard von Alvensleben-Gardelegen das Schloss Klotzen vom Herzog Heinrich von Braunschweig-Lüneburg gekauft auf Wiederkauf, und nachdem es vermutlich sehr bald wieder eingelöst ist, kauft schon 1488 wiederum Gebhard von Alvensleben die Hälfte von Clötze wiederkäuflich auf 20 Jahre, während Braunschweig im vollen Besitz der anderen Hälfte verbleibt. Doch hielten die jeweiligen Käufer oder Lehnsträger bis ins folgende Jahrhundert hinein für gut, sich des Schutzes Brandenburgs zu versichern, ja Kurfürst Albrecht besitzt noch das Patronat über zwei Vikareien in der Kirche zu Clötze, welche er 1472 an Werner und Gebhard von Alvensleben zu Gardelegen verleiht. — Bei der Grenzregulierung zwischen dem Amt Clötze und dem Kloster Neuendorf bezüglich der wüsten Feldmarken Gaddow und Buckow 1498 hat der Herzog von Braunschweig einen Amtmann auf Clötze, dessen Name nicht genannt wird. Im Jahre 1543 werden bei gleichem Anlass Achim und Hans von der Schulenburg (Vater und Sohn) als Lehnsinhaber des Hauses Clötze genannt.

So ist Schloss und Amt Clötze bei Braunschweig-Lüneburg, später Hannover geblieben, als hannöversche Enclave eine Stätte des Schmuggelhandels, bis derselbe durch die Vereinigung mit Preussen 1815 versiegte. Die zum alten Amt Clötze gehörigen Ortschaften siehe Einleitung. Neuerdings ist Clötze durch die neueröffnete Bahnstrecke Öbisfelde-Salzwedel aus seiner abgelegenen Lage befreit.

Die Bauart der Häuser ist modern in Fachwerk, wahrscheinlich haben, wie anderswo, Feuersbrünste geholfen, die alten Häuser zu vernichten. Vom Schlosse

[1] Sudendorf VII, Nr. 333, VIII, Nr. 121. Anm. Vgl. Cod. Alvensleb. I, Nr. 901.

soll 1800 noch ein Turm gestanden haben; 1842 sah man noch die Reste eines rohen Hauses mit Schiessscharten, jetzt nur noch wenige Mauerreste.

Die jetzige Kirche ist erst 1859 erbaut. Doch ist wahrscheinlich eine sehr alte vorhergegangen. — Auf dem Turme befinden sich drei Glocken von 1,10, 0,97, 0,57 m Durchmesser. Die grösste ist von Ulrich in Apolda 1865 gegossen.

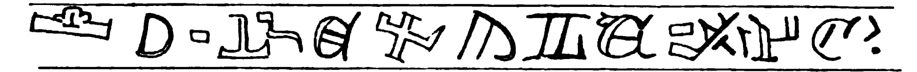


Fig. 2.

Die mittlere ist mit einer Schrift (Fig. 2) versehen, die durch eine höchst ungeschickte Einkritzelung in die Lehmform hergestellt zu sein scheint. Ein sicheres Resultat lässt sich kaum feststellen, doch liegt wahrscheinlich der so oft vorkommende Spruch

o rex glorie criste veni cum pace

vor. Die kleinste Glocke hat weder Schrift noch Bild.

Riedel A Bd. 5, 301. 356. 392. 467. 468. Bd. 6, 142. 487. Bd. 14, 89. 92. Bd. 17, 70. 81. 84. 173. 244. 273. 279. 291. 302. 441 Bd. 22, 311. Bd. 25, 189. 235. 236. 247. 273. 420. B. Bd. 2, 162. 169. 171. Bd. 3, 5. 301. Bd. 5, 39. Bd. 6, 244. D. 203. 204. Suppl. 378. 381. Sudendorf IV, 35. 327. 328. VII. 10. 333. 341. VIII, 121. IX, 151.
Cod. Alvensl. I, 516. 529. 805. 848. 901. Fidicin, Landbuch S. 35.
S. Walther, Sing. Magd. IV. p. 25 ff. VII, 76–87.
Behrends, Öbisfelde S. 202–203.

Dannefeld.

[1458 Dannenuelde, 1473 dannefelde, 1506 Dammenfelde.]

Kirchdorf von 357 Einw., Filial von Jeggau am nördlichen Rande des Drömling, 18 km westlich von der Kreisstadt.

Dannefeld wird 1458 als wüste Dorfstätte im Lehnsbesitz der Familie Hoge in Gardelegen genannt und geht in diesem Jahre in den der Alvensleben-Calbe über. Es findet sich wieder in den Lehnsbriefen der letzteren von 1473 und 1506 und zwar allem Anscheine nach wieder als bebauter Ort.

Die Kirche ist nebst dem Turm im vorigen Jahrhundert aus Fachwerk erbaut, die Turmfahne zeigt die Jahreszahl 1775. Das Innere der Kirche weist mehrere Denkmäler einer früheren Vergangenheit auf. Die reich geschnitzte Kanzel zeigt auf fünf ganzen und zwei halben Brettfüllungen reiches Ranken- und Bandornament, sowie das Gardelegener Stadtwappen. Wahrscheinlich gehörte die Kanzel ursprünglich in eine der Kirchen oder Kapellen der Stadt Gardelegen und ist von dort (etwa von den Alvenslebens gekauft und) hierher gebracht. Das ist aber jedenfalls erst nach der Einführung der Reformation geschehen, denn die Kanzel ist über dem Altar angebracht und zu diesem Zwecke ein alter Schnitzaltar aus katholischer Zeit mitten durch geteilt. Das herausgeschnittene Mittelstück — die Maria in einem Strahlenfeld, St. Georg und St. Godehard,

letzterer mit einer Kirche, zur Linken, St. Christoph und St. Margarethe zur Rechten — hat einen anderen Platz bekommen, während die zwölf Apostel in zwei Reihen an Ort und Stelle verblieben sind.

Der Stuhl für den Geistlichen zeigt die Jahreszahl 1662 und den Namen Claus Fese (wohl des Stifters). — Auf dem Turme hängen zwei Glocken von 0,67 und 0,65 m Durchmesser. Die grössere ist 1766 von Behrens in Salzwedel, die kleinere 1698 gegossen. Letztere zeigt den Namen des Giessers nicht, wohl aber die der damaligen Kirchenväter Hans Fehse und Hans Teitke Schultze (die Familie Teitge ist noch jetzt im Besitz des Schulzengutes).

Die Kirche ist noch im Besitz einer sogenannten „Bauernfahne" aus der Zeit des grossen Kurfürsten bezw. des Einfalls der Schweden in die Mark 1675. Eingedenk der Zeit des dreissigjährigen Krieges, wo die Bauern des Drömlings sich auch zu Fähnlein zusammenschlossen, bildete man auch bei diesem Einfall der Schweden, als der Kurfürst fern am Rhein gegen die Franzosen kämpfte, bewaffnete Scharen, um sich des Feindes zu erwehren. — Die Fahne ist von weissem Leinenstoff mit Stickerei und Malerei, links gleich rechts. In den vier Ecken sind die Buchstaben F. W. und die Jahreszahl 16—75 verteilt. In der Mitte zeigt sich ein roter Adler mit Scepter, ohne Reichsapfel und ohne. Krone, aber mit darüberschwebendem Kurhut, innerhalb eines Zweigpaares von Lorbeer mit Früchten, welches unten durch einen Ring zusammengehalten ist. Ganz unten findet sich der Text:

Wihr, Bauern, von, gering, Guth, dienen, unsern Genädigen, Churfürsten, und, Herrn, mit, unsern, Bluth.

Riedel A. Bd. 17, 137. 149. 197.

Deetz.

[1238 Deditz, c. 1372 Deze, 1420 detz, decze, 1423 Decze, 1448 Detze, 1455 1488. 1490 Deetze, 1466. 1513 detze.]

Kirchdorf mit 240 Einw., Filial von Käthen, 20 km östlich von Gardelegen.

Deetz ist zuerst in der Resignation des Grafen Siegfried von Osterburg und Altenhausen 1238 genannt (Deditz). Auch ein Bernardus de Deditzst kommt in derselben Urkunde vor, ein Ritter Friedrich von Deditz 1287, doch beide nicht im Besitze des Ortes, dessen Namen sie tragen. Nach den Schadenrechnungen von 1420 hat damals Gebhard von Alvensleben-Gardelegen dort Besitzungen gehabt, wenigstens wird demselben das Abbrennen der Scheune eines dortigen Einwohners zum Schaden gerechnet. Ebenso hatten nach Urkunden des Klosters Neuendorf 1455 die von Gohre zu Käthen, Busso von Alvensleben 1490, das Domkapitel zu Stendal 1513 dort Besitzungen. Den Hauptbesitz scheinen aber die von Dequede gehabt zu haben, von denen zuerst 1448 der Knappe Siegfried deqwede, wohnhaft zu Detze, genannt wird. Die Familie blieb bis ins vorige Jahrhundert im Besitz des Rittergutes, das nach mehrfachem Wechsel in diesem Jahrhundert von den von Kröchern erworben ist.

Die Kirche bietet kein besonderes Interesse, auch sind die beiden kleinen Glocken aus neuerer Zeit.

Bemerkenswert ist Deetz durch einen Wartturm, den die Stadt Stendal wohl infolge des Überfalls der Harzgrafen 1372 in der Flur des Dorfes zu ihrer

Sicherheit aufführen liess, zugleich mit der „Kröpelwarte“ bei Wittenmoor. Die Stendaler schlugen damals die sie überfallenden Harzgrafen zurück, welchen Sieg ein altes Lied verherrlicht.[1] Im Jahre 1423 werden der Stadt Stendal gewisse Hebungen zum Unterhalt der Warten von Deetz und Wittenmoor vom Markgrafen Friedrich I. verliehen unter Hinweis auf ein früheres bezügliches Versprechen des Markgrafen Jobst. Noch heute wird die Deetzer Warte von Stendal unterhalten. Sie ist mit einem kleinen Hof verbunden und noch heute bewohnt. Der Wartturm besteht aus einem rohen Gemäuer von viereckiger Form, teils aus Feldsteinen, teils aus Mauerziegeln erbaut.

Bei dem Wartturm befindet sich die Deetzer Landwehr, welche älter als der Turm, bereits 1238 erwähnt wird. Sie besteht aus einem Doppelwall, der sich von der Warte eine lange Strecke in nordwestlicher Richtung fortzieht, noch wohl erhalten und teils mit Bäumen besetzt, teils beackert ist.

Riedel A. Bd. 5, 231. 264. 265. Bd. 6, 451. Bd. 15, 216. Bd. 25, 342. B. Bd. 3, 317. 340. C. Bd. 2, 491. 492. Suppl. 365. 372. 375.

Döhren.

[1300 Dornede, 1311 Dornede, 1461 Doerne, 1564 Dorrn, 1589 Dorne.]

Kirchdorf von 372 Einw., Filial von Weferlingen, 32½ km südwestlich von Gardelegen, im Allerthal.

Dornede wird zuerst in Urkunden des Klosters Marienthal aus dem 13. Jahrhundert zur Bestimmung der Grenzen im Lappwalde genannt, bei gleicher Gelegenheit Doerne 1461, Dornde in einem Kopialbuche des Klosters Marienthal aus ungefähr derselben Zeit.

Nach dem Halberstädter Lehnsregister von 1311 haben in Dornede prope Weuelinge die Edeln von Meinersen den Zehnt von Halberstadt zu Lehen, die Grafen von Regenstein 14 Mark Einkünfte von etlichen Hufen in Dornethen, worunter auch wahrscheinlich Döhren zu verstehen ist. Der Ort gehörte zum Halberstädtischen Amt Weferlingen.

Bei der Visitation von 1564 ist Dorrn Filial von Weferlingen, den von Mahrenholz zu Borndorf zugehörig und hat 15 Hauswirte, 1589 Dorne 18 Hauswirte, sonst ebenso.

Die jetzige Kirche ist im vorigen Jahrhundert erbaut und mit einem Dachreiter versehen, auf welchem zwei Glocken aus dem Mittelalter hängen von 0,52 und 0,28 m Durchmesser. Die kleinere ist ohne Schrift, die grössere zeigt die Minuskelinschrift:

a° xvc viii maria heit ic ghenant
henrik mete got mic met linder hant. (1508.)

Der Name mete soll wohl mente heissen, denn henrik mente ist im benachbarten Braunschweigischen viel als Glockengiesser beschäftigt gewesen.

Riedel A Bd. 17, 441. 445. S. Walther, Sing. Magdeb. V, 36. 90—92. Harzzeitschrift XI S. 90—100. G. Nebe, Die Kirchenvisitationen etc. S. 237. 238.

[1] Abgedruckt bei Bekmann etc.: neuerdings in den Bildern aus der Altmark von Dietrichs und Parisius, Bd. II, S. 221.

Eikendorf.

[1311 Eykendorp?, 1564 Eickendorff, 1589 Eichendorff.]

Kirchdorf von 382 Einw., Filial von Behnsdorf, 24½ km südwestlich von Gardelegen.

Ob das im Halberstädtischen Lehnsregister von 1311 mehrfach genannte Eykendorp dies E. ist oder der gleichnamige Ort im Kreise Kalbe a. S., muss unentschieden bleiben. Es gehörte zu dem halberstädtischen Amt Weferlingen, war aber zur Zeit der ersten Visitation, 1564, nach Rätzlingen eingepfarrt. Bei der zweiten Visitation, 1589, ist es jedoch schon Filial von Behnsdorf, nachdem 1577 eine eigene Kirche erbaut war.

Möglicherweise hat der 1394 mit Albert von Alvensleben von den Herzögen von Braunschweig gefangene Hinric von Eykendorpe von diesem Eikendorf seinen Namen (s. Clötze).

Die kleine Kirche ist ohne archäologisches Interesse: sie ist samt dem Turme erst 1722 erbaut. In derselben befindet sich ein Kruzifix von hässlicher, ungeschickter Form, welches ebenfalls eine neuere Arbeit andeutet. Die beiden kleinen Glocken sind aus diesem Jahrhundert. —

Riedel A. Bd. 17, 443 ff.? S. Walther, Sing. Magdeb. V, S. 82. VI. S. 183. Behrends, Öbisfelde S. 196. — Dr. Danneil a. a. O. II, S. 138. G. Nebe a. a. O. 243. 244. Vgl. Sudendorf VII, Nr. 333.

Gross-Engersen.

[1238 Engerbu magnum, 1354 Engersbuw, 1360 Engerbaw, 1361 Enghersbw, 1473 groten engersbw, 1487 groten Engersbue, 1491 Groten Engersbu, 1506 grotten engerssbow, 1551 Grossen Engersen.]

Pfarrdorf von 440 Einw., 11 km nordnordwestlich von Gardelegen.

Gross-Engersen kommt zuerst in der Resignationsurkunde des Grafen Siegfried von Osterburg und Altenhausen vom Jahre 1238 vor, durch welche derselbe die vom St. Luidgerikloster zu Helmstedt zu Lehn getragenen Güter resigniert. Im 14. Jahrhundert findet sich das Schulzenamt daselbst und wahrscheinlich auch der Ort selbst im Lehnsbesitz einer Gardelegener Patrizierfamilie, die sich danach Sculte Engersbaw oder Enghersbw oder blos (de) Engersbue nannte und auch sonst in der Gegend reich begütert war. Gerhard von Engersbu ist Stifter der (nicht mehr vorhandenen) Maria Magdalenen Kapelle vor Gardelegen; sein Enkel Johann Günther zu Stendal tritt 1367 das Patronatsrecht dieser Kapelle an seine Oheime, die Gebrüder Calwe zu Gardelegen ab. Auch sonst werden in Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts mehrere des Namens genannt, darunter etliche Geistliche, z. B. Johannes Engersbu, welcher 1499 Propst des Klosters Neuendorf ist. In der Form Engerschwein kommt der Name der Familie noch im Visitationsrecess vor 1541 vor und zwar unter den Collatoren der Messstiftung Mariä Magdalenä, offenbar von jener oben erwähnten Kapelle herrührend.

Der Besitz des Dorfes, von dem die Familie den Namen hat, ist aber derselben schon viel früher verloren gegangen. Wir finden dasselbe 1473 nebst Klein-Engersen im Lehnsbriefe der Alvensleben-Calbe, ebenso in dem von 1488

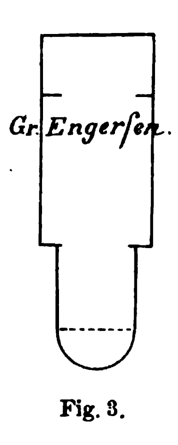


Fig. 3.

und 1506. Im Anfange dieses Jahrhunderts ist das Rittergut nebst Kirchenpatronat von den Alvenslebens an dortige Einwohner verkauft.

Das Dorf besitzt eine alte romanische Kirche, deren Apsis noch vorhanden ist. Der Turm war ohne westlichen Eingang und hatte zur Verbindung mit dem Schiff einen grossen Halbkreisbogen auf Kämpfern. Der jetzige Eingang ist westlich durchgebrochen.

Auf dem Turme befinden sich drei alte Glocken von 1,10, 0,97, 0,61 m Durchmesser ohne jede Inschrift. —

Riedel A. Bd. 3, 499. Bd. 6, 102—104. 451. Bd. 17, 149. 172. 179. 197. 503. — A. G. V. 5, 53. Cod. Alvensl. II, Nr. 559. 595. Nachtrag I, Nr. 56. III, 326.

Klein-Engersen.

[1238 Engersbu parvum, 1473 Lutken engersbw, 1488 kleinen Engersbu 1506 lutken engerssbo, 1551 Lütken Engersen.]

Kleines Kirchdorf von 183 Einw., Filial von Gross-Engersen, neben demselben gelegen.

Der Ort ist wie Gross-Engersen zuerst 1238 in der Resignationsurkunde des Grafen Siegfried von Altenhausen-Osterburg genannt und findet sich dann noch in den Alvenslebenschen Lehnbriefen von 1473, 1488 und 1506 neben Gross-Engersen, auch in einigen späteren Urkunden der von Alvensleben-Calbe allein.

Die Kirche ist in diesem Jahrhundert erbaut, doch ging ihr eine ältere voraus. Auch hier befindet sich in der Kirche eine Bauernfahne von 1675, wie sie bei Dannefeld genau beschrieben ist.

Riedel A. Bd. 6, 451. Bd. 17, 149. 197. A. G. V. 5, 53. Cod. Alvensleb. II, Nr. 559. III, 263. 891.

Eschenrode.

[1158 Haskenroht, 1170 Esekenrot, 1224 Esekenroht, 1281 Eskenrode, 1311 Esckenrode, 1334 Esekenrodhe, 1380. 1485 Eskenrode, 1417 Essekenrode.]

Pfarrdorf von 327 Einw., 33 km südwestlich von Gardelegen, bei Walbeck gelegen.

Das Dorf wird zuerst in der Bestätigungsurkunde des Papstes Hadrian IV. für Kloster Marienthal vom Jahre 1158 in der Schreibart Haskenroht genannt. Bischof Gero von Halberstadt bestätigt 1170 dem genannten Kloster den Besitz von Esekenrot und erwähnt, dass derselbe aus der Schenkung eines verstorbenen Notung von Gatersleben herrühre. Als Sitz eines halberstädtischen Archidiakonats war der Ort nicht ohne Bedeutung. Als das Kapitel von Walbeck sich verpflichtete, zu seinem Propst stets einen Halberstädter Domherrn zu wählen, übertrug 1224 der Bischof Friedrich von Halberstadt dem Propst von Walbeck: „archidiaconatum in Esekenroht cum ecclesia, insuper donum altaris, quod in capella beat. Martini nos etc.,“ ebenso das Archidiakonat Bardorf. Mehrfach wird Esckenrode im Halberstädtischen Lehnregister von 1311 genannt. Auch die von Alvensleben hatten im 13. und 14. Jahrhundert dort Einkünfte, die ursprünglich

vom Herzog von Braunschweig zu Lehen gingen und zu einer Familienstiftung beim Kloster Marienthal 1334 verwendet werden. Von der einstigen Bedeutung des Ortes zeugt auch eine dort von altersher übliche kirchliche Feier durch Herumtragen von Reliquien am Himmelfahrtstage (antiqua portationis reliquiarum officii consuetudo in Eskenrode), welche 1380 erwähnt wird. Ferner bestand, wie eine Urkunde von 1485 erweist, in Eschenrode auch ein Kaland. Das Stift Walbeck besass übrigens ausser den 1224 erworbenen Rechten nach dem jüngeren Güterverzeichnis noch einige Einkünfte in Eschenrode. Das Patronatsrecht übte das Stift bis zu seiner Säkularisation aus. Die Nachrichten über die Visitationen von 1564 und 1589 lassen von der einstigen Bedeutung von Eschenrode nichts mehr spüren. Eschenrode zählt 1564 nur 24 Hauswirte, 1589 deren 25; doch ist das grössere Nachbardorf Hödingen schon damals Filial. Beide gehörten zum Halberstädtischen Amt Weferlingen.

Das Vorkommen eines Heinrich von Eskenrode in einer Walbecker bezw. Weferlinger Urkunde von 1381 beweist die Existenz eines nach dem Dorfe genannten Geschlechtes, das jedoch früh ausgestorben sein muss.

Das Schiff der Kirche ist modern, der Turm dagegen scheint dem frühen Mittelalter anzugehören. Die drei Glocken haben 0,96, 0,85 und 0,60 m Durchmesser. Die grösste ist 1825 von H. Engelcke in Halberstadt gegossen, die mittlere von Ulrich in Apolda 1878. Die kleinste hat in zwei Reihen Minuskeln die Inschrift:

anno dñi m ccccc xi annunisapta
clawes backmester van magde borch

Im Forst zwischen Eschenrode und Behnsdorf finden sich bei der wüsten Dorfstätte Nippoldshagen (Wüstungen A.) eine Anzahl von Steinkreisen, die meist völlig intakt sind. Dieselben sind aus grossen rohen Feldsteinen ohne Mörtel geschichtet, oval, c. 3 m lang und $2^1/_2$ m breit und werden für Reste einer heidnischen Opferstätte gehalten. Einer derselben ist vor einigen Jahren untersucht, ohne dass sich irgend etwas darin gefunden hat. Nach der Überlieferung sollen auf der Dorfstätte Nippoldshagen einst drei Glocken aus der Erde gegraben sein, deren kleinste die oben beschriebene von 1511 auf dem Kirchturme von Eschenrode sein soll. Hat diese Überlieferung Grund, so kann Nippoldshagen erst im 16. Jahrhundert untergegangen sein. —

S. Walther Sing. Magdeb. V., S. 42 ff. 49. 83—86. 93.
Riedel A. Bd. 17, 443. 445. 447. B. Bd. 1, 148.
Schmidt, Urkundenbuch des Hochstifts Halberstadt I, Nr. 270. 558. 559.
Harzzeitschrift XI, S. 90 - 100. VI, 286 - 304. Cod. Alvensl. I, Nr. 448. cf. 121.
G. Nebe a. a. O. 244. 245.

Estedt.

[1121 Eslestede, 1273. 1345 Estede, Ested, desgl. 1420. 1444. 1473. 1506.]

Pfarrdorf mit 454 Einw., 6 km nördlich von Gardelegen. Bereits in der bei Ackendorf erwähnten Urkunde von 1121 wird Eslestede neben jenem Ort als einstiger Besitz des Klosters Calbe genannt, der nun vom Bischof Reinhardt von Halberstadt dem Lorenzkloster vor Schöningen vereignet wird. Ob unter dem Etzenstede des Halberstädter Lehnregisters von 1311 Estedt zu verstehen ist, wie

Heffter anzunehmen scheint, ist sehr fraglich. 1345 verleiht Markgraf Ludwig den Gardelegener Bürgern Walther Niendorf und Berthold von Berghe und ihren Brüdern Gericht und Patronat im Dorfe Estede, die dieselben bereits vom Herzog Otto von Braunschweig im Pfandbesitz gehabt. Im gleichen Jahre dotiert derselbe Markgraf verschiedene Altäre in der Marienkirche zu Gardelegen mit Getreidehebungen aus Estedt. Auch die bei Engersen erwähnten Schulzen von Engersbaw erhalten 1360 in Estede Getreidehebungen von Ludwig dem Römer zu Lehn, die sie 1361 zur Dotation des Bartholomäi-Altars in der Nicolaikirche in Gardelegen verwenden. Diese Stiftung wird 1484 von ihren Nachkommen erneuert. Sehr hart wurde Estedt in den Fehden mit den Magdeburgischen von 1412—1420 mitgenommen, namentlich bei dem grossen Plünderungszuge, der am St. Nikolaustage 1412, wie es scheint unter persönlicher Führung des Erzbischofs Günther, namentlich Berge, Estedt und Wiebke betraf. In Estedt wurde der „Kirchhof“ (Pfarrhof?) verbrannt und den Leuten das dorthin geborgene Vieh geraubt. Aus der Schadensrechnung von 1420 ergiebt sich ferner, dass Gardelegener Bürger und Gebhard von Alvensleben zu Gardelegen in Estedt Besitzungen hatten. Weitere Urkunden des 15. Jahrhunderts nennen noch mehrere Gardelegener Bürger als Lehnträger der Landesherrn in Estedt. Das Angefälle an die Lehnsgüter des Gerke Hoke zu Gardelegen erhalten 1458 die Alvensleben-Calbe, reiche andere Hebungen 1472 Werner von Alvensleben-Gardelegen. So ist auch Estedt wie Algenstedt und Cassiek ein Beweis von den komplizierten Besitzverhältnissen des Mittelalters. Der Hauptbesitz ist indessen in den Händen der Alvensleben-Calbe, wie die Lehnbriefe von 1473 und 1506 ausweisen. Von dieser Linie werden auch 1497 vier jährliche Gerichtstage zu Estedt festgesetzt. Später kamen die Gerechtsame an die Zichtauer Rittergüter, deren jetzige Besitzer (von Gossler) noch jetzt das Kirchenpatronat über Estedt ausüben.

[Das eingepfarrte Laatzke — nicht zu verwechseln mit Lotsche bei Sethen —, 106 Einw., zwischen Estedt und Berge gelegen, wird zuerst 1460 mit der Schreibart Latzke genannt zur Bezeichnung der Lage einer vom Knappen Melk zu Berge verkauften Wiese. Lazke steht im ersten Alvenslebenschen Lehnsbrief von 1472 unter den Dörfern des Grossen Hospitals zum heil. Geist als Zubehör der Vogtei Gardelegen, ebenso im Verpfändungskonsens von 1506. Das Hospital, in dessen Namen der Magistrat zu Gardelegen noch jetzt das Patronatsrecht ausübt, soll nach einer Notiz Bekmanns Latzke gekauft haben; von wem, ist nicht angegeben.]

Die Kirche schliesst sich an einen alten romanischen Turm von mächtigen Dimensionen an, sie ist nebst Altarraum modernisiert. Die nördliche romanische Thür ist zugemauert. Der Turm besass keinen westlichen Eingang, vielmehr zwei Halbkreisbögen zur Verbindung mit dem Schiff. Der innere Ausbau ist vom Jahre 1622.

Die drei Glocken haben 1,08, 0,88, 0,72 m Durchmesser und sind 1878 bezw. 1868 und 1863 von Ulrich in Apolda geliefert.

Riedel A. Bd. 6, 99. 100. 102. 127. 140. 142. 146. Bd. 17, 125. 137. 149. 179. 180. 190. 197. 427. 465 (?) B. Bd. 3, 330. 334. 336. 340.

Cod. Alvensl. I, Nr. 144. II, 559. 640. Nachtrag 1 Nr. 54. III, 134 etc.

D. Bauke S. 310. (Latzke: Riedel A. Bd. 6, 135. 141. 159.)

Etingen.

[961 Adinga, 965 Adinge, 973 attinge, 1311 Ethinge major et minor, 1487. 1498 Etinge].

Kirchdorf von 582 Einw., 21 km südwestlich von Gardelegen, Filial von Wegenstedt. —

Otto der Grosse verschreibt 961 u. 965 Adinga bezw. Adinge dem Erzstift Magdeburg, und Otto II. bestätigt 973 diese Schenkung. Dass darunter Etingen zu verstehen, wie Riedel und S. Walther sowie Behrends, und nicht Hödingen, wie Wohlbrück und v. Ledebur annehmen, macht die Schreibart Attinge in der Urkunde Otto's II. wahrscheinlicher. Danach gehört der Ort damals wie die gleichfalls genannten Flechtingen und Dönstedt zum Nordthüringau. — Im Halberstädter Lehnregister von 1311 finden sich Getreidehebungen in majori Ethinge et minori, die Volrad von Dreileben zu Hundisburg von Halberstadt zu Lehn trägt. Wahrscheinlich ist Klein-Etingen in dem Schornetingen (Behrends: Tscharnetingen, Walther: Scharnetingen, cf. Wüstungen A.) der Schenkschen Lehnbriefe von 1487 und 1498 zu suchen und der Ansiedlungsort der aus Etingen wieder verdrängten Slaven.[1] Wann Etingen in den Besitz der Schenken von Flechtingen übergegangen, ist nicht ersichtlich, doch findet es sich als Etinge in den Lehnbriefen von 1487 und 1498, in ersterem sind 11 Höfe als den Schenken gehörig genannt, 1498 einfach dat dorp Etinge. Noch jetzt steht's unter dem Patronat dieses Geschlechts (cf. Flechtingen). In der Nähe ist die Stätte der Burg Diepen (cf. Wüstungen A.).

Die Kirche stammt mit ihrem halbachteckigen Altarschluss aus der gotischen Periode. Die Jahreszahl 1019, die Behrends an einem Eisen der Kirchthür gelesen hat, beweist dagegen nichts. Selbst wenn die Lesung richtig ist, was wir bezweifeln (Behrends giebt die Ziffern nicht an), kann die Thür von einem anderen Gebäude stammen. Die Kirche besitzt nur einen Dachreiter mit einer kleinen Glocke von 0,77 m Durchmesser, welche Johann Ludwig Meyer in Braunschweig 1645 gegossen hat.

Aus derselben gotischen Zeit wie das alte Kirchengemäuer stammt auch der grosse Taufstein, dessen Höhe und oberer Seitendurchmesser 1 m beträgt. Bei achteckiger Form ist er am oberen Ende mit zierlichem Masswerk versehen.

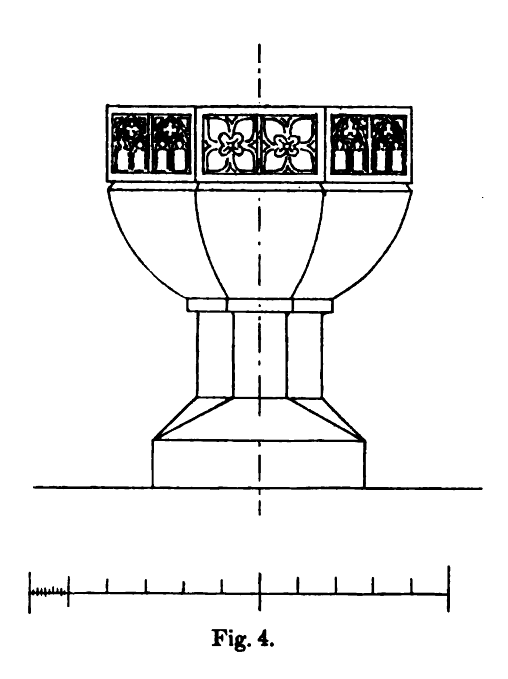


Fig. 4.

[1] Behrends, Öbisfelde S. 164 übersetzt Scharnetingen wie S. Walther VII, 126 mit: Kleinetingen; richtiger Behrends, A. G. V. 6, 60. Tscharnetingen = Schwarzetingen (cerny), was indessen nicht hindert, es für das Ethinge minor des Halberstädtischen Lehnregisters zu halten.

Die Kirche lag früher ausserhalb des Dorfes, allmählich ist durch neue Anbauten die Verbindung mit derselben hergestellt. —

Riedel A. Bd 17, 422. 423. 424. 474. Bd. 25, 427. 464. Behrends, Öbisfelde 164. 199. S. Walther VII, 111—13. 119 ff. 125. 126. A. G. V. 6, 60. 47. Wohlbrück-v. Ledebur, Geschichte der Altmark etc. S. 2, Anm. 4.

Everingen.

[1226. 1227 Eueringe, c. 1250 Everighe, 1450 - 1500 Everinge].

Kirchdorf mit 334 Einw., 27 km südwestlich von Gardelegen, Filial von Seggerde.

In den Jahren 1226 und 1227 werden Hermannus und Fredericus de Eueringe urkundlich als Zeugen genannt, doch ohne sonstige Beziehung zum Orte des Namens. Nach dem älteren Walbecker Güterverzeichnis aus dem 13. Jahrh. hatte das Stift Einnahmen von 3 Hufen, nach dem jüngeren vom Ende des 15. Jahrhunderts nur noch von 1½ Hufe. Bei der Visitation von 1564 hat Everingen 18 Hauswirte und ist schon Filial von Seggerde, auch sind die Herren v. Seggerde anscheinend Besitzer und Patrone. Es gehörte zum halberstädtischen Amt Weferlingen, doch hatte auch das Amt Öbisfelde dort einige Gerechtsame. Die kleine Kirche ist modern und hat 2 neue Glocken. —

S. Walther V, 6. 86. Behrends. Öbisfelde 196.

(Riedel A. Bd. 22, 90. Bd. 6, 11). Behrends, Neue Mitteil. des Thüring. Sächs. Vereins etc. II, 40 - 49. Harzzeitschrift VI, 296. 297. G. Nebe a. a. O. 241. 242.

Flechtingen.

[961 Flahitungen, 965 flahtungen, 1152 Flectingen (cop. v. 1263 Vlehtinge), 1220 vlechtigh, 1308 Vlechtingen, 1311 Vlectinge, Vlechtinge, 1357 Vlechtingen, 1373 flechtingen, Flechtingen, 1420 vlechtinge, vlechtunge, flechtingen, 1136 flechtinge, später fast durchweg Flechtingen.]

Grosses Pfarrdorf mit 935 Einw., 24½ km von Gardelegen, Station der Bahnstrecke Magdeburg-Öbisfelde, mit dem Schloss der Herren von Schenk.

Flechtingen gehört zu den ältesten Orten des Kreises. Schon 961 schenkt Otto I. Flahitungen dem Erzstift Magdeburg (cf. Etingen). In der Erneuerungs-Urkunde Otto's II. von 973 fehlt Flechtingen. Vielleicht ist es bereits damals an Halberstadt übergegangen. Im Jahre 1152 und 1220 bestätigt der Bischof von Halberstadt dem Kloster Hillersleben einige Grundstücke in Flechtingen. Nach dem Halberstädter Lehnsregister von 1311 haben in Vlechtinge der Ritter Heinrich Schenk von Dönstedt und sein Bruder Alverich den Zehnten, zwei Mühlen und andere Hebungen von Bistum Halberstadt zu Lehen. Dieselben werden schon 1307 als domini castri in Vlechtinge, 1308 als Domini castrenses in Vlechtingen genannt und Heinrich 1313 als dictus Schencke de Vlechtinghe. Es ist fortan der Hauptsitz dieses Geschlechts geblieben. Die Beziehungen desselben zu dem von 1287—1330 oft genannten Ritter Berthold Schenk (pincerna, Scenko), der 1291 als Vogt von Gardelegen und in demselben Jahre als Vogt von Stendal vorkommt und 1315 und 1330 einen Altar in der Marienkirche zu Gardelegen mit Einkünften in Mose dotiert, sind nicht festzustellen. Als Ahnherrn der Schenken von Dönstedt nennt S. Walther (nach Spangenberg) einen „Officier“ Ottos I. Namens Thammo, welcher bereits von dem genannten Kaiser die Gegend von

Flechtingen teilweise zu Lehen bekommen habe. Durch den Wendensturm gegen Ende des 10. Jahrhunderts sei das Geschlecht verdrängt und habe sich nach Dönstedt gewendet, um nach Unterwerfung der Wenden im 12. Jahrhundert Flechtingen wieder zu gewinnen. Behrends, der in seinem Öbisfelde dieselben Angaben bringt, erklärt sie später in der Neuhaldenslebener Kreischronik II S. 146 für Erdichtungen älterer Geneaologen. Er nimmt an, dass die Schenken von Dönstedt gegen Ende des 13. Jahrhunderts die Gegend um Flechtingen von den Brandenburgischen Markgrafen zu Lehen erhalten haben und durch Erbauung der Schlosses Flechtingen, wohin sie ihren Wohnsitz verlegten, zu Anfang des 14. Jahrhunderts zu Märkischen Schlossgesessenen geworden sind. Zum Verständnis dieser wohl kaum zu bestreitenden Annahmen muss mehr als von Behrends und andern geschehen ist, beachtet werden, dass die Grenze der Altmark gegen das Erzstift gerade damals weit vorgeschoben war und die Markgrafen aus dem Hause Ballenstädt gegen Magdeburg etwa die Linie Wolmirstedt-Erxleben (excl. Neuhaldensleben) behaupteten. Von dem Brüderpaar Heinrich und Alverich Schenk von Flechtingen ist der erstere Ritter Heinrich sogar wahrscheinlich (Wohlbrük-v. Ledebur p. 172) einer der vier Vormünder des Markgrafen Johann (V) und spielt eine nicht unbedeutende Rolle in den letzten Jahren Waldemars des Grossen. In den Wirren jener Zeit wird er mit anderen Brandenburgischen Vasallen sogar einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, zum Bundesgenossen des Königs von Dänemark gegen seine Landesherren. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts wird Johann Schenk von Flechtingen in Urkunden Ludwig des Römers oft genannt. Die exponierte Lage der Besitzungen nötigt das Geschlecht öfter auch zu Bündnissen mit den Nachbarn Magdeburg und Braunschweig, z. B. jenen Johann 1357 mit dem Erzstift Magdeburg, doch vorbehaltlich der Pflicht gegen Ludwig den Römer, den Landesfürsten. Beim Übergang der Mark an Böhmen 1373, ist unter den Edelen der Altmark pincerna de flechtyngen cum castro flechtingen aufgezählt, ecenso im Landbuch Karl IV. Flechtingen Pincerna de Flechtingen habet a domino in pheudum". Dagegen stehen die Schenken von Flechtigen in den Fehden zwischen Magdeburg und Brandenburg zur Zeit der ersten Hohenzollern 1412—20 (auffallend genug!) auf seiten der Magdeburgischen. Aber schon im Oktober 1420 erfolgt die Aussöhnung, Werner Schenk von Flechtingen leistet die Erbhuldigung und empfängt drei Theile des Schlosses Flechtingen mit allem Zubehör laut des Lehnbuches von Markgraf Friedrich als Lehn unter ausdrücklicher Betonung, dass das Schloss „der Mark zu Brandenburg eigen ist und von der Markgrafschaft von Rechtswegen allweg zu Lehen gegangen hat und noch gehet" — Im Jahre 1436 werden die Schenken von Flechtingen mit den übrigen Schlossgesessenen der Altmark vom altmärkischen Hofgericht befreit und allein der Gerichtsbarkeit des Landesherren bezw. seines Hauptmanns in der Altmark unterstellt. Das „Kammeramt" der Altmark wird ihnen 1442 verliehen. Das Dorf Dolle haben sie 1451 an die Bismarks verkauft. Nach den Lehnbriefen von 1487 und 1498 gehörten zum Lehnbesitz der Schenken: Flechtingen, Grauingen, Wegenstedt, Etingen, Wieglitz, Clüden, Mannhausen, Andorf, Schornetingen, Keyendorf, Zillbeck, Damsendorf, Rekendorf, Bisdorf, Wichmannsdorf, Steckelsen Wadenberg, Hilgesdorf, Gross- und Klein-Ellershausen, Böddensell, Lemsell, Külitz. Viele dieser Dörfer sind jetzt wüst (s. Verz. A. u. B), einige sind im

Kreise Neuhaldensleben zu suchen. Nicht alle gehörten dem Schenken ganz, z. B. von Glüden nur die Hälfte und an Damsendorf, Rekendorf und Bisdorf hatte

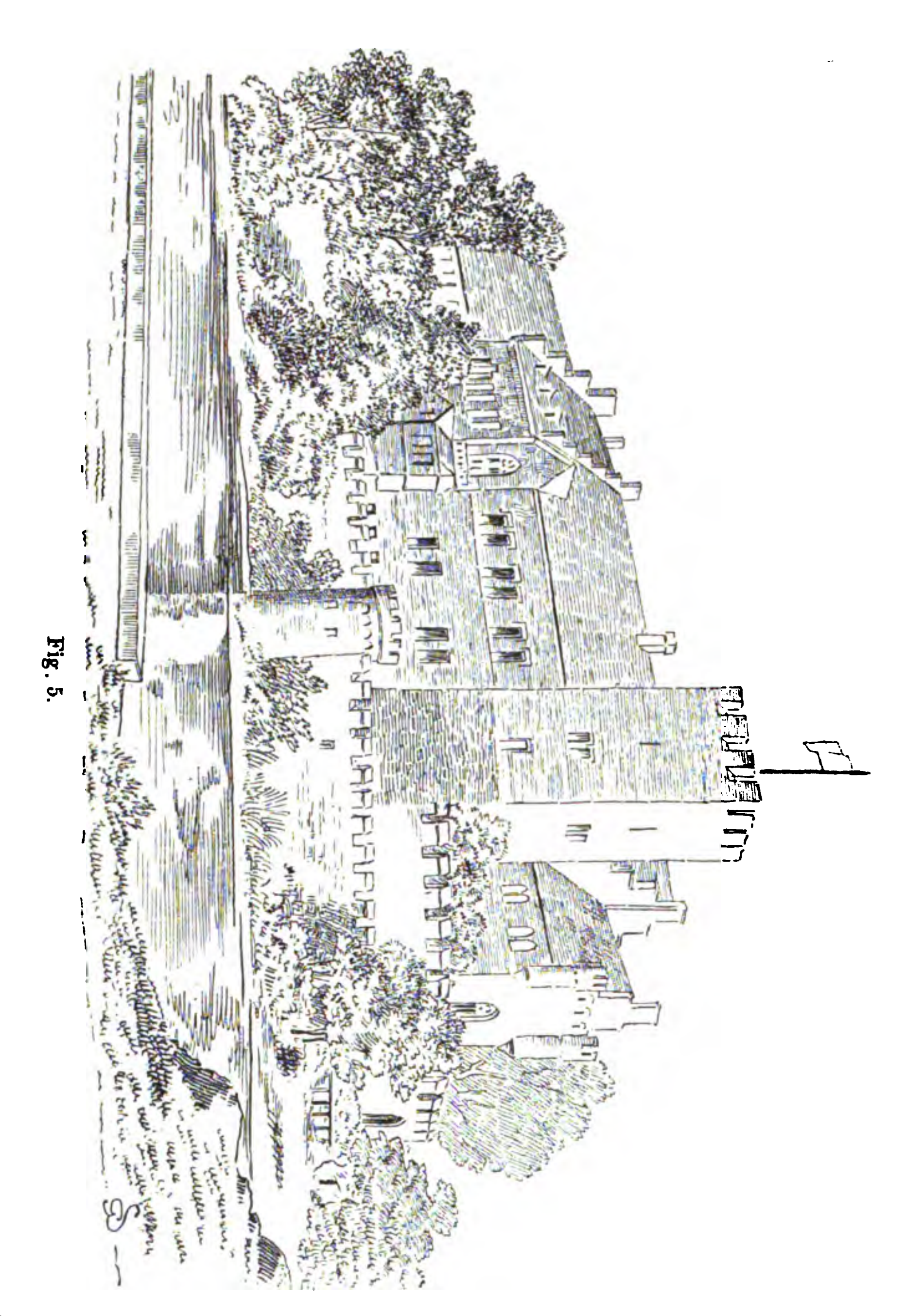


Fig. 5.

Lorenz von Holleben Anteil und für den Fall seines Todes ohne männliche Leibeserben die von Alvensleben-Calbe die gesamte Hand. In der zweiten Hälfte

des 15. Jahrhunderts (1467. 1469) machte man den Versuch, in der Nähe von Flechtingen Erzgbergwerke anzulegen, doch wie es scheint ohne Erfolg.

Die Schenken von Flechtingen gehörten zu den ersten in der Altmark, die die Reformation annahmen, und die altmärkische Sage bezieht die Beraubung Tezels auf Borward Schenk. In der Nähe Flechtingens bestand übrigens bis zur Reformationszeit eine der heil. Walpurgis geweihte Wallfahrtskapelle, eine sogen. Laubkirche. Besonders nahe Beziehungen unterhielten sie zur Zeit des Katholizismus zum Kloster Marienthal.

Das Schloss Flechtingen ist, wie Behrends nachweist, zu Anfang des 14. Jahrhunderts von Heinrich und Alverich Schenk erbaut, nach Obigem vor 1308. Dasselbe ist von drei Seiten vom Wasser umgeben und besass im Mittelalter eine grosse Festigkeit, namentlich bei den kleineren Fehden mit der Nachbarschaft. Im Jahre 1483 wurde das Schloss von einer Feuersbrunst heimgesucht, die auch das Dorf verheerte und von einem alten Weibe angelegt sein soll, wie die Marienthaler Chronik berichtet. Der Schade wurde jedoch schnell wieder ausgebessert, auch scheint das Mauerwerk und somit die äussere Gestalt des Baues erhalten zu sein.[1]

Die Kirche von Flechtingen wurde im Anfang des vorigen Jahrhunderts von Jakob Schenk erneuert und ein neuer Turm erbaut. Deshalb enthält dieselbe nichts Altertümliches, nur etliche Grabsteine und Epitaphien aus den Jahren 1571, 1575, 1587, 1592, 1632. — Die drei Glocken stammen aus diesem Jahrhundert und sind von W. Engelcke in Halberstadt gegossen.

Riedel A. Bd. 5, 299. Bd. 14, 102. 109. Bd. 15, 147. Bd. 16, 15 — Bd. 17, 52. 266. 422. 423. 448. Bd. 22, 416. 427. 486. 500. Bd. 25, 184. 225. 254. 324. 328. 365. 427. 464. B. Bd. 3, 5. 332. 343. 347. 377. Bd. 1, 388. Bd. 4, 232. Bd. 6, 99. 398 etc. C Bd. 1, 285. Bd. 2, 498. 500. Suppl. 408 u. a.

Behrends, Neuhaldenslebische Kreischronik T. II, S. 145—160.

S. Walther, Sing. Magdeb. VII, S. 107—123. A. G. V. 6, 45—65.

Die Kreisstadt Gardelegen.

Quellen:

1. Riedel, codex diplomaticus Brandenb. A. Bd. 6, S. 83—173. Ferner die Kloster Neuendorf betreffenden Urkunden A. Bd. 22, 323—409. Suppl. 356—382 und viele andere.
2. Joh. Chr. Bekmann und Bernh. Ludw. Bekmann, Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg etc, Berlin 1753, Bd. II, T. V, cap. 4.
3. Christophorus Schultze, Diak. an St. Marien, Auf- und Abnahme der löblichen Stadt Gardelegen etc. Stendal 1668.
4. David Bauke, Mitteilungen über die Stadt und den landrätlichen Kreis Gardelegen, 1832.
5. Wohlbrück-v. Ledebur, Geschichte der Altmark bis zum Erlöschen der Markgrafen aus Ballenstädtschem Hause, 1855.
6. Jahresberichte des altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte. (A. G. V.)
7. F. Adler, Mittelalterliche Backstein-Bauwerke des Preuss. Staates, Berlin 1862, Bd. I, S. 90—92.
8. Ungedruckte Quellen des Gardelegener Ratsarchivs und der Kirchenbibliothek.

[1053—71 Gardeleue, 1121 Gardeleve, 1235 Gardeleghe, 1266 Gardelege, fortab meist Gardeleghe oder Gardelege, hie und da Gardeleben, Gardeleve, Gardeleg, schliesslich meist Gardelegen, obwohl noch im 17. und 18. Jahrhundert Gardeleben und Garleben vorkommt.]

[1] Ausführlicheres s. Nachträge S. 207 ff.

Die Stadt Gardelegen liegt etwa in der Mitte des nach ihr benannten Kreises, des drittgrössten der Provinz Sachsen und bildet — wenn man von der Gegend von Weferlingen und Wahlbeck absieht — in der That den Knotenpunkt für den Verkehr desselben, zumal seit es wieder, wie in alten Zeiten der Hauptstapelplatz des altmärkischen Hopfens geworden ist. An den Berlin-Lehrter Eisenbahn gelegen hat seine Bevölkerung langsam aber stetig zugenommen und zählt nach der Zählung vom 1. Dezember 1885 7254 Einwohner. Damit mag sie etwa die Einwohnerzahl ihrer höchsten Blüthe, ca. 1600, wieder erreicht haben, ja dieselbe übertreffen.

In weitem Umkreise rings von meist sandigen Feldern umgeben liegt die Stadt selbst lieblich im Grünen von Hunderten von Gärten umkränzt, von weitem schon kenntlich durch die drei stattlichen in einer Linie stehenden Türme.

Unverkennbar ist, dass die eigentliche Stadt auf einer ursprünglichen Sumpfinsel steht. Dunkle Überlieferungen, wie sie sich z. B. auch in Chr. Schultzes wunderlicher Ableitung des Namens vom Götzen Crodo (Crodoleven) wiederspiegeln, machen glaubhaft, dass die Insel in grauer Vorzeit ein heiliger Hain gewesen, eine Kultusstätte erst der Germanen, später der Slaven. Letzteres vielleicht noch, als bereits die Deutschen wieder ringsum im Lande herrschten und die nahe Burg Gardeleve innehatten. Noch in diesem Jahrhundert sind innerhalb der Stadt Urnen gefunden. Schliesslich scheint der Ort ein Verstek flüchtiger Slaven gewesen zu sein. Denn solche haben wir wohl in den Räubern zu sehen, deren einer, um sein Leben zu retten, nach Christoph Schultze (p. 8) die in Moor, Dickicht und Wildnis versteckte Insel als guten, sicheren Ansiedelungsplatz verraten haben soll.

Jene Sumpfinsel bezeichnet indessen nicht die ursprüngliche Lage Gardelegens. Ihr Ausgangspunkt ist eine Burg Gardeleve, am Zusammenfluss der Milde und des Lausebachs angelegt, und eine im Schutze der Burg nordöstlich davon in der Richtung nach Lüffingen liegende Ansiedlung gleichen Namens. Die Burg Gardelegen führt seit dem 16. Jahrhundert in öffentlichen Urkunden den Namen Isenschnibbe (Eisernschnippe, Isernschnippe). Der Name Burg oder Schloss Gardeleben (Gardelegen) ist der urkundlich ältere. Vermutlich war Isenschnibbe ein im Volksmunde üblicher Beiname (Spitzname), der mit Bezug auf die Ereignisse kriegerischer Vorzeit die Festigkeit der von Sümpfen umgebenen Burg und ihres riesigen Steinturmes, an dessen Sprengung noch im dreissigjährigen Kriege die Schweden sich vergeblich abgemüht, andeuten sollte,[1] und der desto mehr durchdrang, je mehr Stadt und Burg ein gesondertes Leben führten. Die Ableitung des Namens Gardelegen ist unsicher. Gardeleve ist die älteste Form und kommt zuerst im Verzeichnis der Güter des Klosters Corvey vom Abt Saracho (1053—71) vor. Aber schon 1196 tritt die Form Gardeleghe auf. Die Ableitung von Garten — natürlich mit Beziehung auf die Bedeutung des alten Wortes gard — scheint uns nicht so unbedingt verwerflich. Auch steht fest, dass der Gartenbau an der Stelle uralt ist. Schon eine neuaufgefundene Urkunde von 1287 redet von einem antiquus census ortorum.

Die neue Niederlassung auf jener Sumpfinsel absorbierte die alte bei der

[1] Vergl. A. G. V. 20, Heft 1, 15.

Burg Gardelegen völlig und ebenso, wie es scheint, die kleinen südwestlich von der neuen Stätte gelegenen Niederlassungen Sassendorf, Altena und Rimbeck (vgl. Wüstungen A.), deren Gebiet schon 1266 zur Feldmark Gardelegen geschlagen wird. Wann diese neue, ebenfalls Gardelegen genannte Ansiedlung und die wohl damit zusammenhängende Verleihung des Stadtrechts stattgefunden hat, lässt sich nicht aufs Jahr genau bestimmen. Im Jahre 1196 wird Gardelegen zuerst als Stadt genannt, castrum und oppidum. Ist auch oppidum nicht notwendig Stadt, so nötigt doch in jener Stelle[1] die Zusammenstellung mit Salzwedel, hier Stadt darunter zu verstehen.

Vermutlich verdankt Gardelegen das Stadtrecht dem nach der Stadt sich Grafen von Gardelegen nennenden Ballenstädter Heinrich, dem Bruder des Markgrafen Otto II. und des Grafen Albrecht, späteren Markgrafen Albrecht II. Der Aufbau wird in der üblichen von Götze (A. G. V. 16) geschilderten Art geschehen sein. Vom Rathaus bezw. Marktplatz aus führte man die Hauptstrassen nach den Thoren und nannte Strasse und Thor je nach der Hauptstadt, zu der sie führten: Magdeburger Strasse und Magdeburger Thor, Stendaler Strasse und Stendaler Thor, Salzwedler Strasse und Salzwedler Thor. Das Stendaler Thor wird auf einem alten Bilde vom Anfang des 16. Jahrhundert das Neuendorfsche genannt nach dem in der Richtung zunächst liegenden Kloster, das Salzwedler in einer Urkunde von 1354 Groperdorfer Thor nach einem davor gelegenen, vielleicht damals schon wüsten Dorfe. — In der Nähe der dem Walle zugekehrten Aussenseite des Hauses, welches die Burgstrasse in der Richtung auf die Burg (Isenschnibbe) sperrt, zeigen sich in den Resten der alten Stadtmauer Spuren eines vierten Thores. Über dasselbe giebt es jedoch keine weitere Nachricht als die von Steinhart aufbewahrte und noch heute in der Bürgerschaft bekannte Erzählung von der Wette eines Herrn von Alvensleben mit dem Rat der Stadt.[2]

Das älteste kirchliche Gebäude der Stadt soll nach Ch. Schultze (p. 9) eine kleine Kapelle auf dem Markte gewesen sein, die noch 1500 vorhanden war. Nach Beckmann (pag. 36) war dieselbe der heiligen Ottilie geweiht und stammt die Nachricht darüber aus den Aufzeichnungen des jüngeren Barth. Rieseberg, welche leider verloren gegangen sind. Möglicherweise war diese Kirche, über die sonstige Nachrichten fehlen, nur ein Notbau der ersten Ansiedler, der später stehen blieb. Vermutlich sind die beiden Hauptkirchen der Stadt, St. Nikolai und St. Marien, in ihrem ersten Bau bald nach Erhebung der Ansiedlung zur Stadt errichtet[3] worden. Graf Heinrich von Gardelegen, der Erbauer der Stephans-

[1] Riedel C. Bd. 1, 3. 6: „Gardeleghe et Saltwedele, tam castra quam opida." Es handelt sich um die vielversprochene seitens des Markgrafen Otto II. und seines Bruders des Grafen Albrecht geschehene Übergabe ihrer Erbgüter an die Kirche zu Magdeburg (Erzstift). Die eine Verhandlung bezw. die Bestätigung derselben fand bei Gardelegen statt. —

[2] Steinhart T. II, S. 271. 272. Dem Magistrat und der Bürgerschaft war das Thor lästig. Bei einem frohen Mahle wettete der Magistrat mit Herrn von Alvensleben, sie würden, während er die Stadt umritte, das Thor zumauern. Herr von Alvensleben ging darauf ein und versprach, das Thor solle auf ewig verschlossen bleiben, wenn er die Wette verlöre. Weil nun, wie der Erzähler bemerkt, damals die Maurer etwas flinker waren als jetzt, und der von Alvensleben mit dem Pferde stürzte, gewann der Magistrat die Wette, und das Thor blieb verschlossen.

[3] Oder wenigstens erweitert worden, was bei der Nikolaikirche wahrscheinlich ist. Br.

kirche zu Tangermünde und der Begründer des Domstiftes Stendal hat ohne Zweifel auch in der von ihm ins Leben gerufenen Stadt, deren Namen er selbst trug, eine kirchliche Bauthätigkeit entfaltet. Indessen spricht — wie wir unten ausführen werden — manches dafür, dass wir ihn mit grösserem Rechte für den Erbauer der[1] Nikolaikirche halten dürfen, als für den der Marienkirche, die ihm Adler (pag. 50) zuschreibt. Beide Kirchen haben übrigens stets nur eine Parochie gebildet.

Dass Gardelegen nach Verhältnis seines Alters und seiner Bedeutung arm ist an kirchlichen Bauten, rührt zum Teil daher, dass die Stadt kein Kloster oder Kollegiatstift[2] in ihren Mauern hatte. Übrigens war das Patronat der — wie bemerkt — beide Hauptkirchen umfassenden Stadtpfarre vermutlich schon vor Mitte des 14. Jahrhunderts an das nahe Kloster Neuendorf und zu Ende desselben Jahrhunderts an das Domstift Stendal gekommen. Der Stadtpfarrer von Gardelegen war seitdem nur Unterpfarrer des Dompropstes zu Stendal. Ausser der erwähnten Ottilienkapelle auf dem Markt befanden sich in der Stadt noch die Kapelle des Grossen Hospitals zum hl. Geist und die St. Annenkapelle an der Nikolaikirche. Letztere ist um die Mitte des 16. Jahrhunderts abgebrochen,[3] erstere besteht noch, zeigt aber infolge späterer Reparaturen nur noch sehr dürftige Reste aus dem Mittelalter.[4] Vor den Thoren befanden sich im Mittelalter drei Kapellen, Mariä Magdalenä, St. Gertrud und St. Georg.[5] Von den beiden ersten sind nicht einmal die Stellen, wo sie gestanden, mehr nachzuweisen; die letztere hat allein das Mittelalter überlebt und wird noch bei den Gottesdiensten des Hospitals St. Georg benutzt, ist aber in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts derart umgebaut, dass Reste aus dem Mittelalter nicht mehr vorhanden sind. — Drei auswärtige Klöster (die Augustiner in Helmstedt, die Franziskaner in Stendal und die Dominikaner in Magdeburg) hatten in Gardelegen ihre Stationen oder Termineien mit eigenen Häusern. Mindestens zwei derselben standen — vermutlich an einander gebaut — in der Nähe der Marienkirche, wahrscheinlich auf der Stelle der beiden Diakonatshäuser, von denen das eine seit 1810 als zweites Predigerwitwenhaus benutzt wird. In der Nähe, wahrscheinlich auf der Stelle des älteren Predigerwitwenhauses auf dem Aschberg, stand das Kalandhaus. Das anstossende, Kleine Hospital zum heiligen Geist ist zwar erst nach der Reformation errichtet, doch reichen die Anfänge dieser Stiftung selbst ebenfalls in das Mittelalter zurück. Möglicherweise hat das Haus des dritten Terminariers bei St. Nikolai etwa auf der Stätte des Archidiakonats gestanden, dessen Keller anscheinend mittelalterliches Mauerwerk zeigt. Die Kapläne in katholischer Zeit hatten keine besonderen Amtswohnungen, sondern wurden vom Stadtpfarrer als sacerdotes plebani mit Wohnung, Kost und einem kleinen Gehalte versehen. Sie wohnten vermutlich in dem neuerdings abgerissenen Anbau des Pfarrhauses, der jetzigen Oberpfarre. Schliesslich bestand auch auf

[1] vergrösserten. (Die Gründe weiter unten.) Br.

[2] Die Vermutung Schumanns (Gesch. des Schulwesens in der Altmark S. 71), es habe in G. ein Kollegiatstift bestanden, habe ich bereits im 20. Jahresbericht des altmärk. Geschichtsvereins Heft 1, S. 16, Anm. als ein Missverständnis nachgewiesen. P.

[3] Riedel A. 25, 498 cf. Ch. Schultze a. a. O. S. 31.

[4] Riedel A 6, 137 ff. [5] Riedel A. 6, 102. 104. 116. 119. cf. 142. 125.

der Burg Gardelegen, der Isenschnibbe, eine Kapelle, von der ebenfalls keine Spuren mehr vorhanden sind.[1]

Ihr erstes Aufblühen verdankt die Stadt Gardelegen den Fürsten aus dem Hause Ballenstädt. Johannes I., Otto IV., Konrad und namentlich Waldemar haben sie mit Schenkungen und Privilegien bedacht. Die Gemahlin des Lezteren hat das Grosse Hospital zum heiligen Geist mit einer Landdotation ausgestattet, welche dasselbe noch besitzt.[2] Durch die Gunst der Ballenstädter war die Stadt soweit erstarkt, dass sie die Bedrängnisse der ordnungslosen Zeit nach 1320 überstehen konnte. Sie schloss sich eng an die übrigen altmärkischen Städte an, wie viele Urkunden ausweisen. Dunkel ist ihr Verhalten in den Wirren des sogen. falschen Waldemar. Im 14. Jahrhundert traten eine Reihe von Gardelegener Bürgerfamilien als reiche Landbesitzer in der Umgegend bezw. als Lehnsträger der Kurfürsten auf, namentlich die Schulte von Engersbuw, Spelhovel, Hoge, Take u. a. Ihre Lehnserben sind vornehmlich die von Alvensleben geworden, die seit Anfang des 15. Jahrhunderts als Pfand-, später als Lehnsinhaber der Burg erscheinen und fortan in enge Beziehung zur Stadt traten. In den Fehden zwischen den Magdeburgischen und den Altmärkischen von 1412—20 ist Gebhard von Alvensleben auf der Burg Gardelegen der hervorragendste Parteigänger der Letzteren. Vielfach begleiten ihn auch Bürger der Stadt auf seinen Plünderungszügen in das Magdeburgische. Nicht minder aber werden in diesen Fehden die ländlichen Besitzungen der Gardelegener Bürger durch die Magdeburgischen, namentlich durch Heise von Steinfurt verheert. Dieser war in jenen unruhigen Zeiten selbst eine Zeitlang Lehnsinhaber der Burg Gardelegen gewesen und rächte sich, nachdem er mit Friedrich I. zerfallen war, ganz besonders durch Verheerung des Gardelegener Gebietes. — Ihren Wohlstand verdankte die Stadt dann später besonders dem Hopfenbau und der Bierbrauerei. Der Hopfenbau ist sehr alt, und schon im 14. Jahrhundert zeigt das Stadtwappen die Hopfenranken. Gardelegener Hopfen und Gardelegener Bier (Garlei) gingen auch weit in das Ausland, namentlich nach Norden, nach Dänemark, Schweden und England. Die nach dem dreissigjährigen Kriege neu aufblühende Brauerei half wesentlich mit die Wunden des Krieges heilen. Aus dieser Zeit stammen die volkstümlichen Dichtungen zur Verherrlichung der Garlei. Die Wichtigkeit der Brauerei für die Stadt macht erklärlich, dass sie am Bierzieseaufstande hervorragend beteiligt war. Der Kurfürst Johann Cicero liess zu Gardelegen mehrere Rädelsführer hinrichten und erzwang die Herausgabe verschiedener Privilegien. So unterlag die Wahl der Mitglieder des Rats fortan der landesherrlichen Bestätigung. Übrigens scheinen in diese Streitigkeiten mit dem Landesherrn auch solche zwischen Rat und Zünften über die Benutzung der städtischen Weide, Fischerei etc. mit hineingespielt zu haben; doch sind die Einzelheiten noch wenig aufgehellt.

Bei Einführung der Reformation ging der Rat im Einverständnis mit der Bürgerschaft selbständig vor und berief im Winter 1839—40 einen lutherischen

---

[1] Riedel A. 6, 127.

[2] Den Podagrym, vgl. Riedel A. 6, 95. — Der von Ch. Schultze S. 58 als Wohlthäter des Grossen Hospitals gerühmte Ritter Staake ist wohl der 1451 — vergl. Riedel Suppl. 365 — genannte Hans Stake.

Prediger, Bartholomäus Rieseberg, den die Visitation von 1541 als Stadtpfarrer bestätigte[1]. Während der Belagerung Magdeburgs durch Moritz von Sachsen war Gardelegen ein Zufluchtsort für zahlreiche Flüchtlinge aus dem Magdeburgischen und nahm nach einer Nachricht Schultzes (pag. 137. 138) eine feindselige Haltung gegen das Belagerungsheer ein. Nur die Vermittlung des Kurfürsten Joachim bewahrte die Stadt vor schwerer Ahndung. Im dreissigjährigen Kriege wurde Gardelegen seit 1626 nach einander von verschiedenen Kriegsvölkern besetzt und gebrandschatzt. Hervorzuheben ist, dass Pappenheim dort von 1628—30 sein Standquartier hatte. In den letzten zwölf Jahren des Krieges waren andauernd die Schweden Herren der Stadt; sie zogen erst 1650 ab. Zwar hat Gardelegen keine allgemeine Plünderung erlitten, aber wurde aufs fürchterlichste ausgesogen. In der von Soldaten und Flüchtlingen aus der Umgegend

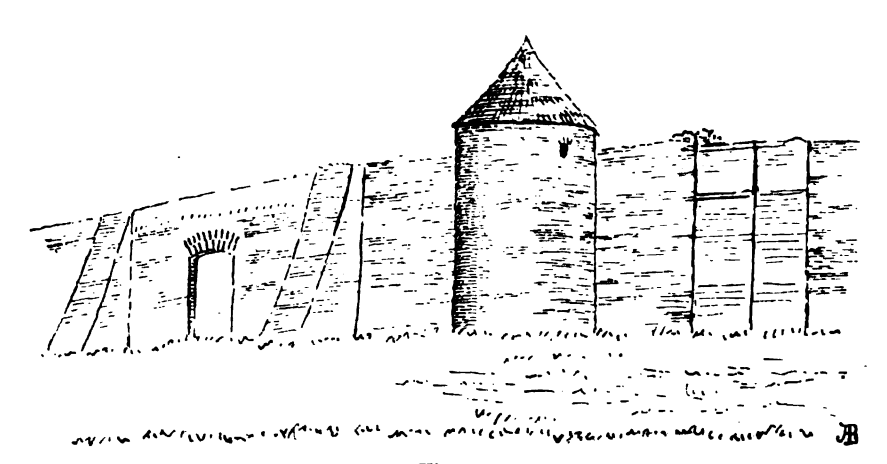


Fig. 6.

gefüllten Stadt brach während des Krieges zweimal, 1626 und 1636, die Pest aus, jedesmal an 2000 Menschen hinraffend. Im siebenjährigen Kriege wurd Gardelegen Ende Oktober 1757 von einer unter dem Befehl eines Generals Polleretzky stehenden Abteilung der französischen Nordarmee des Duc de Richelieu vorübergehend besetzt, aber wegen versuchten Widerstandes sehr hart mitgenommen. Die Franzosen rächten sich damit zugleich für die in Osterburg durch die brandenburgische Landmiliz erhaltene Schlappe. —

Von Pestepidemien sind noch die von 1566 und 1607 zu nennen. Zahlreiche Feuersbrünste haben die Stadt seit ihrem Bestehen verheert; hervorzuheben sind die von 1241, 1306 (nur durch Schultze's Chronik, nicht durch Urkunden bezeugt), 1470, 1503, 1509, 1526, 1658, 1667. Diese Brände haben zerstörend auf die mittelalterlichen Bauten der Stadt gewirkt.[2] Selbst die Lage der Strassen, auch die des

[1] Das Nähere vgl. im 20. Jahresbericht des altmärk. Geschichtsvereins Heft 1, S, 22—27. Heft 2, S. 12—15.

[2] Bezüglich der Marienkirche ist übrigens auch ein fast völliger Zusammensturz im Jahre 1658 zu beachten.

Marktes, hat sich dadurch beträchtlich verändert. Die alten Backsteinmauern, die rings von wohlgefüllten Gräben umgeben waren, sind bis auf geringe Reste verschwunden; Fig. 6 lässt ihre Bauart erkennen. Es ist ein Bruchstück im Südosten der Stadt. Die Türme waren also niedrig und das Ganze macht keinen besonders wehrhaften Eindruck. Interessant ist ein Vergleich mit dem Salzwedler Thorturm, der den inzwischen so sehr vervollkommneten Kriegswaffen entsprechend mächtiger gebaut ist. Die im 16. Jahrhundert davor aufgeführten Wälle sind planiert und teils zu Begräbnisplätzen, teils zu Anlagen, teils zur Bestellung benutzt. Die ältesten Stadtthore standen an 50 Schritt weiter zurück



Fig. 7.

und die betreffenden Mühlen lagen ausserhalb der Stadt davor. Von den an der jetzigen Stelle die Mühle einschliessenden im 15. bezw. 16. Jahrhundert erbauten neuen Thoren giebt nur noch das Salzwedler Thor einen Gesamteindruck, wenn auch am Stendaler Thor noch der Stumpf des nördlichen Thorturmes erhalten ist und am Magdeburger Thor der Bierkeller im Schützengarten aus den Resten des einen der früheren dortigen Thortürme besteht. Die drei Warten vor den Thoren, je eine vor jedem Thore, sind völlig verschwunden.

Das Salzwedler Thor.

Das Salzwedler Thor (Fig. 7), im Volksmunde auch niederdeutsch das „Soltsche" Thor genannt, führt zugleich (in westlicher Richtung) nach der Stadt Öbisfelde (4 Meilen = 30 km entfernt). Es besteht, so weit es erhalten ist, aus zwei mächtigen, runden Türmen aus gebrannten Mauerziegeln; der nördliche Turm ist etwa 8, der südliche 9 m hoch, der nördliche hat etwa 10, der südliche 18,8 m

im Durchmesser, letzterer mit 4 m dicken Mauern.[1] Beide Türme umfassen eine Durchfahrt, welche mit Steingewölben überdeckt, jedoch leider ziemlich niedrig ist. Da diese Durchfahrt für die Passage, namentlich der hochbeladenen Hopfenwagen, Schwierigkeiten bot, war das Thor oder wenigstens die Durchfahrt neuerdings in Gefahr, abgebrochen zu werden. Indessen verweigerte die Königliche Regierung ihre Genehmigung, wie denn auch schon König Friedrich Wilhelm IV. bei einem Besuche in Gardelegen zu Anfang der vierziger Jahre ausgesprochen haben soll, dass dies Thor erhalten bleiben müsse. Man hat sich, ähnlich wie an anderen Orten, dadurch geholfen, dass man einen Fahrweg hergestellt hat, welcher den südlichen Turm von aussen umgeht.

Der Bauart nach scheint die eigentliche Thorfahrt samt ihren Gewölben der Mitte des 16. Jahrhunderts anzugehören, die Thürme dem 17. Jahrhundert. Im unteren Stockwerk der letzteren zeigen sich nach der Aussenseite der Stadt Schiessscharten für Kanonen, im oberen für Musketen. Während der schwächere nördliche Turm, der innerlich sehr zerfallen ist, einer Bekrönung entbehrt, hat der südliche stärkere einen bekrönenden Kranz von kleinen Pfeilerchen mit simplen Flachgiebeln dazwischen. Die mit Flachbogen versehenen Thore sind mit gewundenen Rundstäben viereckig umrahmt, ähnlich dem Quergiebel an der Marienkirche, weshalb auf eine annähernd gleiche Bauzeit — zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts — geschlossen werden darf. Dem entspricht, dass nach der Schultzeschen Chronik die Bauthätigkeit um und nach Mitte des 16. Jahrhunderts und namentlich auch in Bezug auf Befestigungsbauten eine ganz erhebliche gewesen sein muss. Auch die beiden Rundtürme müssen spätestens vor dem dreissigjährigen Kriege hergestellt sein, da die auch über Befestigungsarbeiten sehr ausführlichen Nachrichten während des Krieges und nach demselben eines solchen Baues keinerlei Erwähnung thun. Eine alte Ansicht von Gardelegen, die nachweislich aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammt,[2] zeigt das damalige Salzwedler Thor ziemlich deutlich. Die beiden Türme, deren verschiedener Umfang klar hervortritt, erweitern sich im oberen Stockwerk erkennbar. Die Durchfahrt ist beträchtlich höher als jetzt und überragt die Türme um reichlich zwei Stockwerke. Dieser Oberbau der Durchfahrt, von Schultze „Turm über dem Salzwedler Thor" genannt, ist erst 1659 abgetragen (S. 205). Es sind bei der Beurteilung der alten Bauwerke Gardelegens blosse Reparaturen weit mehr, als bisher in der Regel geschehen ist, in Rechnung zu ziehen. Solche Reparaturen haben sich, wie es scheint, beim Salzwedler Thor auf die oberen Stockwerke der Rundtürme, ja unserer Ansicht nach selbst auf die Einfassung der Schiessscharten der unteren erstreckt, wo der Mörtel auch stellenweise weniger dauerhaft ist. Sind doch nachweislich noch bei der französischen Okkupation Ende 1757 die Thore stark demoliert und danach wieder ausgebessert.

---

[1] Diese Masse verdanken wir der gütigen Ermittlung des Landesbauinspektors Eichhorn.

[2] Dass Merian in seinem berühmten Werke anscheinend dieselbe Ansicht bringt, beweist nichts gegen dies Alter. Merian muss dann eben diese ältere aufgenommen haben. Der blosse Augenschein lehrt, dass sie unmöglich in die Zeit Merians gehören kann.

Das Rathaus.

Das Rathaus (Fig. 8) liegt mitten in der Stadt auf dem Marktplatze, der wahrscheinlich erst durch die Neubauten nach den zahlreichen Feuersbrünsten allmählig seine jetzige dreieckige Gestalt erhalten hat. Der älteste Bau ist in einem Brande 1241 völlig zerstört. Die älteste städtische Urkunde vom 30. August 1241 erwähnt unter anderen Vergünstigungen seitens der Markgrafen Johannes und Otto auch die Erlaubniss, das Schau- oder Kaufhaus (theatrum



Fig. 8.

videlicet domum venalem) nach Belieben wieder aufzubauen, wofern nicht die Rechte anderer dadurch verletzt würden. Der Neubau (vielleicht schon massiv) wird indessen wohl auf derselben Stelle aufgeführt sein. Die Feuersbrunst vom Oktober 1526 verheerte ebenfalls das Rathaus. Der Neubau desselben, wie der des nördlich davon stehenden Hausmannsturmes wurde erst im Jahre 1552 vollendet. Die Brände von 1658, 1667, 1685 trafen anscheinend besonders den oberen Teil sowie den Hausmannsturm. In Folge dieser vielen Feuersbrünste ist das Erdreich rings um das Rathaus noch jetzt vielfach von schwarzer Branderde durchsetzt und der in die Gegenwart gekommene Bau ein Konglomerat der verschiedensten Bauformen. Zu den ältesten Teilen gehören offenbar etliche Spitzbögen des nordöstlichen Winkels zwischen Weinkeller und Turm. In die

spätmittelalterliche Zeit, etwa in die der Wiederherstellung von 1552, mag der der Nikolai- und Magdeburgerstrasse parallel liegende Flügel gehören. Die in diesem Teile an der Nord- oder Nordostseite früher befindliche Ratsapotheke ist später in die Magdeburgerstrasse verlegt. Im unteren Stock befanden sich, wie noch deutlich zu sehen ist, früher hallenartige Gänge, die jetzt bis auf einen Bogen zugemauert sind und teilweise viereckige schmucklose Fenster und Thüren erhalten haben. Im Querflügel sind darin Wachtstuben und Arrestlokale untergebracht, was schon Bekmann (S. 44) erwähnt. Die früheren Schwibbögen dienten nach einem Manuskripte des Bürgermeisters M. Arnold Bierstedt von 1580[1] als Stätten für die Händler des Wochenmarktes, auch als eine Art Börse für die Kaufleute, sowie als Spaziergänge für Müssiggänger. Noch 1668 sind sie offen gewesen und dienten nach Ch. Schultze (S. 59) zur „Zusammenkunft, Unterredung und Handlung.“ Auf der Westfront zeigt sich über jenen Bögen im oberen Stockwerk eine Reihe von hohen Flachbogenfenstern mit Backsteingewänden und zwischen je zwei Fenstern sieht man vertiefte, ebenfalls mit Gewänden aus Formsteinen eingerahmte Wappenschilde, die getüncht sind und höchst wahrscheinlich mit aufgemalten Wappen versehen waren, von denen man aber nichts mehr sieht.

Der jetzige Rathausturm — früher, wie bemerkt, Hausmannsturm genannt — ist nach Bekmann (S. 42) im Jahre 1706 neu erbaut. Derselbe referirt auch die in den vergoldeten Knopf niedergelegte Urkunde. Danach sind Meister Tobias Thieme, Bürger, Brauer und Ratsmauermeister zu Gardelegen und Meister Johann Christoph Hermann, Zimmermeister in Windbergen die Erbauer, und sind die beiden „Stunden- und Schlagglocken“ im Dorfe Flessow bei Osterburg von Joachim Krahbergen, Rot- und Glockengiesser daselbst umgeschmolzen und gegossen worden.

Vor dem Rathause — die Stelle ist nicht mehr genau nachzuweisen, doch jedenfalls vor der Westfrond — stand früher ein Roland. Nach Bekmann (S. 45) war er fast wie der in Stendal und hatte auch wie jener einen Eulenspiegzl an dem Unterteil des Rückens. Bei dem Brande von 1667 wurde er beschädigt, hielt sich aber noch geraume Zeit, bis er am 18. April 1727 in der Nacht zusammenstürzte und in Stücke zerfiel. Die Stücke sind nach D. Bauke (S. 19) zur — Ausbesserung der Stadtmauern verwendet worden. Bekmann bringt auch ein Bild des Roland von Gardelegen, auch findet sich ein solches im Gardelegener Ratsarchiv. Danach war das Gesicht bartlos und das Haupt unbedeckt, das Haar lang und auf dem Schilde der einköpfige Adler.

Die Nikolaikirche.

Die eigentliche Hauptkirche der Stadt ist die Nikolaikirche und nicht die Marienkirche, wie Chr. Schultze S. 11 behauptet und Bekmann S. 9 ihm nachschreibt. Im Visitationsrecess von 1541 steht ausdrücklich: „..... und ist die Pfarre allhier der Probstei zu Stendal inkorporiert, also dass ein Probst zu Stendal auch allhie Pfarrer ist, und hat zwei Pfarrkirchen, nämlich Niklas die Oberste und Beat. Virginis die andere, hat ein Pfarrhaus bei St. Niklas Pfarr-

[1] Dasselbe berichtet über einen Blitzschlag, der im Jahre 1580 das Rathaus traf, jedoch ohne es anzuzünden. Vgl. A. G. V. 21, Heft 2, S. 21—23.

kirchen." Schon der zuletzt erwähnte Umstand allein, dass das ursprünglich einzige Pfarrhaus der Stadt — die heutige Oberpfarre — bei der Nikolaikirche steht,[1] macht die Sache völlig unzweifelhaft. Schultzes Annahme erklärt sich nicht bloss aus seiner allerdings vorhandenen persönlichen Vorliebe für die Marienkirche, sondern vor allem aus dem Umstande, dass in der That seit der Reformation die Marienkirche sich einer gewissen Bevorzugung zu erfreuen hatte, wie



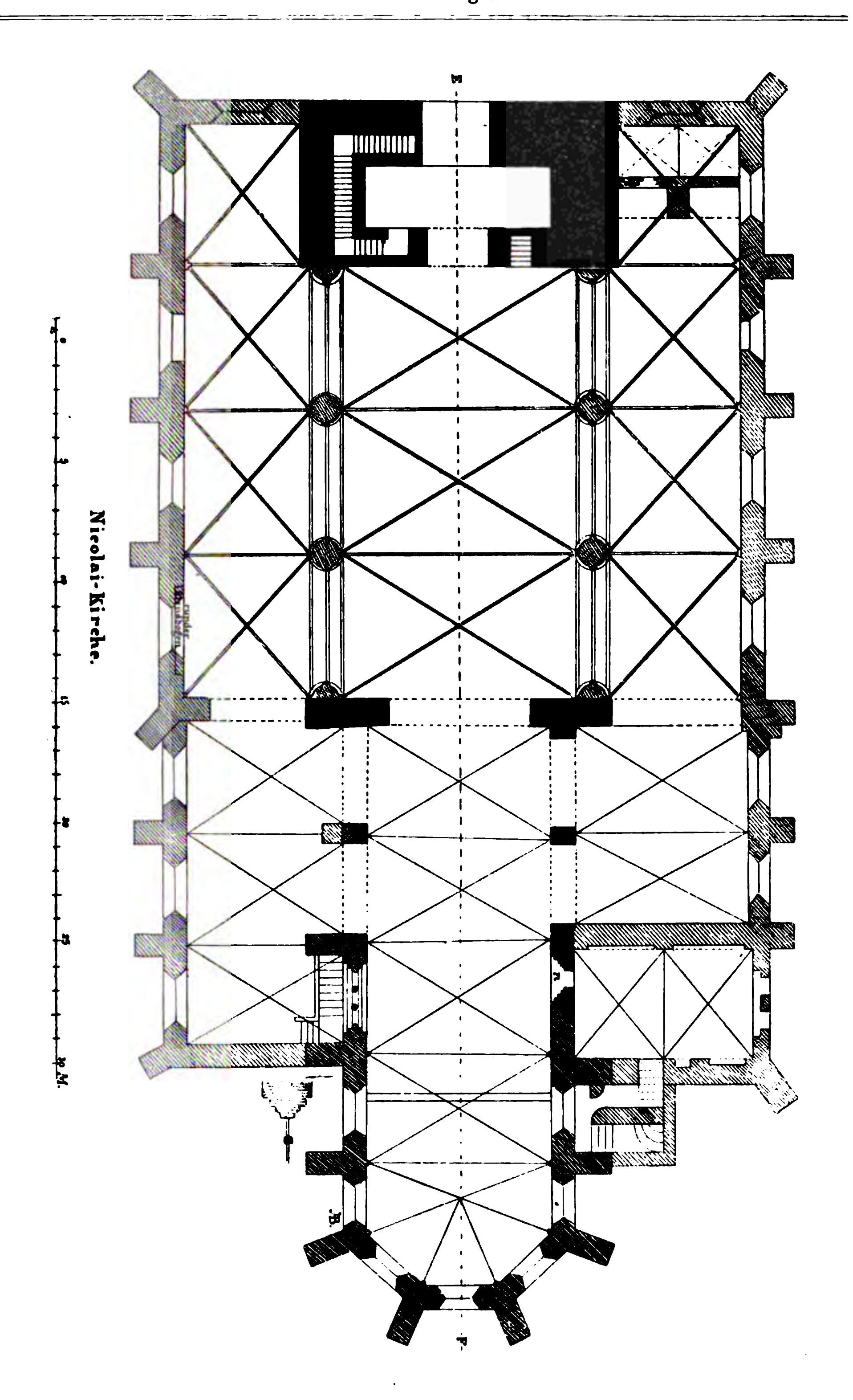
Fig. 9.

die von Schultze S. 85 aufbewahrte Distributio concionum per Septimanam vom Jahre 1590 zeigt. Die Gründe hierfür lagen vermuthlich in besonderen Umständen und Vorgängen bei Einführung der Reformation, auf welche wir hier nicht näher eingehen können.[2] Das Patronat der Pfarre war ursprünglich landesherrlich, ging dann auf das Kloster Neuendorf und von da auf das Domstift Stendal über, bis es mit der Reformation an den Landesherrn zurückkam, der dann bis ins 18. Jahrhundert die Oberpfarre und Superintendentur besetzte, während die Diakonate vom städtischen Magistrate besetzt wurden.[3] — Steht das unsprünglich

[1] Sowie das unten nachgewiesene höhere Alter der Kirche. Br.

[2] Das Nähere vergl. A. G. V. 20, Heft 1, 26—27.

[3] Das landesherrliche Patronatsrecht wurde, soviel ich ermitteln konnte, im vollen Umfange zuletzt 1770 bei Bestellung des Superintendenten Sadewasser ausgeübt. Im Jahre 1806 legte Sadewasser wegen Altersschwäche sein Amt nieder und zog nach Zerbst. Seine Stelle wurde jedoch bis zu seinem Tode nicht wieder besetzt, sondern es wurden — noch vor dem Unglück von Jena — dem Archidiakonus Joh. Lud. Parisius die Superintendentur-



Nicolai-Kirche.

landesherrliche Patronat und die Nikolaikirche als die eigentliche Hauptkirche fest, so wird dadurch unsere oben ausgesprochene Ansicht unterstützt, dass der erste Bau derselben[1] vom Landesherrn bezw. von dem seine Stelle vertretenden Grafen Heinrich von Gardelegen ausging. Dazu kommt noch, dass diese Kirche im nördlichsten Teile des Weichbildes und der landesherrlichen Burg am nächsten gelegen ist.

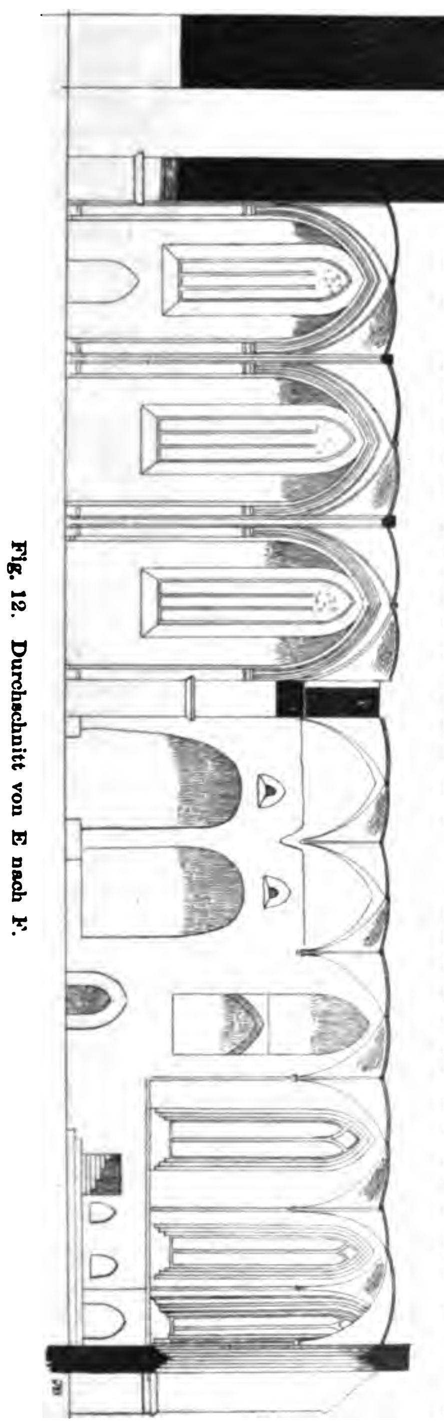


Fig. 12. Durchschnitt von E nach F.

Die Nikolaikirche ist ein weit regelmässigeres Gebäude als die Marienkirche und zeigt auch elegantere Verhältnisse. Die Gesamtlänge beträgt 49,51 m,[2] die Breite 26,93 m. In das vierjochige als Hallenkirche aufgefasste Langhaus schiebt sich bündig mit dem Westgiebel der oblonge Turm, welcher sich von 13,20 m Breite im Erdgeschoss oben auf nur 9,5 m einzieht und innerhalb der sehr starken Umfassungswand die enge Aufsteigetreppe enthält. An das Langhaus fügt sich ein langgestreckter Altarraum von 4 Jochen und $^5/_8$ eines Achtecks an. Dem Altarraum sind noch zwei gleichnamige Anbauten nördlich und südlich angefügt (meist zweistöckig), um

geschäfte übertragen, ohne dass er in die Oberpfarrstelle aufrückte. Als Sadewasser 1809 in Zerbst gestorben war, beschloss der Magistrat, jedenfalls im Einverständnis mit den Geistlichen, dass die drei noch vorhandenen Geistlichen aufrückten und die vierte Stelle (2. Diakonat an St. Marien) einginge, jedoch der Rektor als quartus in ministerio zum Nachmittagsprediger bestellt wurde. König Hieronymus von Westfalen bestätigte diese Beschlüsse. Seitdem sind bei Vakanzen der Oberpfarre stets durch Magistratsbeschluss die Archidiakonen in dieselbe aufgerückt und ist das landesherrliche Patronatsrecht nicht wieder ausgeübt. Zur Zeit desselben hat ein Aufrücken der Diakonen in die erste Pfarrstelle zu den grössten Seltenheiten gehört. P.

[1] als eines städtischen Gotteshauses. Br.

[2] Also keineswegs nur 180 Fuss, wie Adler S. 91 angiebt.

mit einem gemeinsamen Dache sich an den östlichen Giebel des Langhauses anzuschliessen.

*Die Kirche macht, von aussen gesehen (Fig. 9), einen einheitlichen und harmonischen Eindruck; vom Chorraum an steigt der Bau staffelförmig immer höher, bis er schliesslich in der alles überragenden Turmspitze gipfelt. Bei näherem Zusehen ergiebt sich aber bald, dass die Kirche nichts weniger als aus einem Gusse ist. Schon der Grundriss lässt dies erkennen (Fig. 10). Ein einheitlicher Bau würde den Chorraum wenigstens in gleicher Breite zeigen, wie das Mittelschiff des Langhauses. Der Aufbau macht uns zur Gewissheit, dass wir es mit einer Reihe von Teilen zu thun haben, die in verschiedenen Zeitperioden errichtet sind. Der Turm (Fig. 11) ist ohne weiteres als ein romanischer zu erkennen, das beweisen seine Rundbogenfenster, die ausnahmslos sich finden. Ja der Turm selbst ist in zwei Perioden entstanden; der untere Teil, dessen Breite oben mit 13,20 m angegeben wurde, hat in mässiger Höhe vier jetzt vermauerte, rundbogige Fenster im Westen wie im Osten; diese bildeten die einzigen Schallöffnungen des Turmes, dessen Dach unmittelbar darüber aufsetzte. Adler vergleicht seine Einzelheiten (Schallöffnungen, obere Ecklisenen und Stromschichten) mit Recht denen der Glockentürme von Schönhausen und Melkow. Nach dem Langhause zu öffnet sich ein schlichter Rundbogen mit 4 m Scheitelhöhe. Adler setzt den Turm in den Anfang des 13. Jahrhunderts, wozu ihn die missverstandene Jahreszahl über dem Südportale verführt hat; ich halte ihn für älter; er gehört jedenfalls noch in das 12. Jahrhundert; die Kleinheit der Verhältnisse spricht schon dafür.

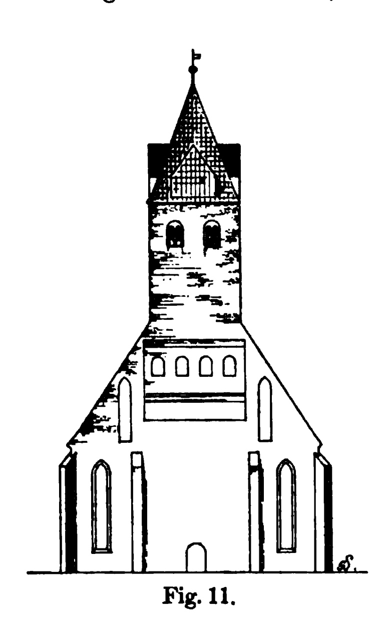


Fig. 11.

Die Erhöhung wird vielleicht in Verbindung mit einer Vergrösserung der Kirche erfolgt sein, wie in dem folgenden näher ausgeführt werden wird. Welcher Art diese Veränderung gewesen ist, lässt sich freilich schwer sagen. Die einzige Aufklärung, die möglich ist, kann uns nur der Mittelteil der Nordwand des Mittelschiffes geben. Hier haben wir offenbar einen Teil der alten romanischen Anlage vor uns. Der Triumphbogen, der auf einfachen Kämpfern, die aus Platte und Schmiege bestehen, aufsetzt, ist Beweis genug (s. Fig. 12). Die hier sichtbare Nordwand, die sich an die Wand mit den Triumphbogen anschliesst, gehört zu ihr, denn die Wandstärke ist bei beiden dieselbe; ferner haben beide dieselbe Höhe, so dass mit Sicherheit behauptet werden kann, dass auch ihr Mauerwerk bündig ist, was wegen des dicken Kalküberzugs aber nicht in die Augen fällt. Diese Teile und der Turm genügen nun völlig, um den Grundriss der alten Kirche wiederherzustellen, was in Fig. 13 geschehen ist. (Die noch vorhandenen Teile sind hier schwarz). Es ergiebt sich so der Grundriss einer schlichten Dorfkirche

von genau der Anlage, wie sie z. B. die Dorfkirche in Redekin zeigt (Adler, Blatt XXIV). Die noch erhaltene Nordwand gehörte also dem Altarraum an, der im Osten von der halbrunden Apsis geschlossen wurde. Alle Verhältnisse sind hier so regelrecht und streng dem Schema romanischer Dorfkirchen entsprechend, dass kein Zweifel möglich ist. Schwierig ist aber die Deutung der beiden jetzt vorhandenen, plumpen Rundbogen, die jetzt die Nordwand durchbrechen. Es ist nicht recht denkbar, dass sie, so wie sie sind, von Grund aus neu aufgeführt wurden; gerade in romanischer Zeit baute man selbst bei kleinen Anlagen sauber und exakt. Die beiden Bogen machen vielmehr den Eindruck, als ob sie später erst eingebrochen wären. Das kann in romanischer Zeit geschehen sein und würde dann mit einer Erweiterung der Kirche nach Norden, Süden und Osten im Zusammenhange stehen. Die Erhöhung des Turmes, die ja sicher noch der romanischen Zeit angehört, könnte zugleich damit bewirkt

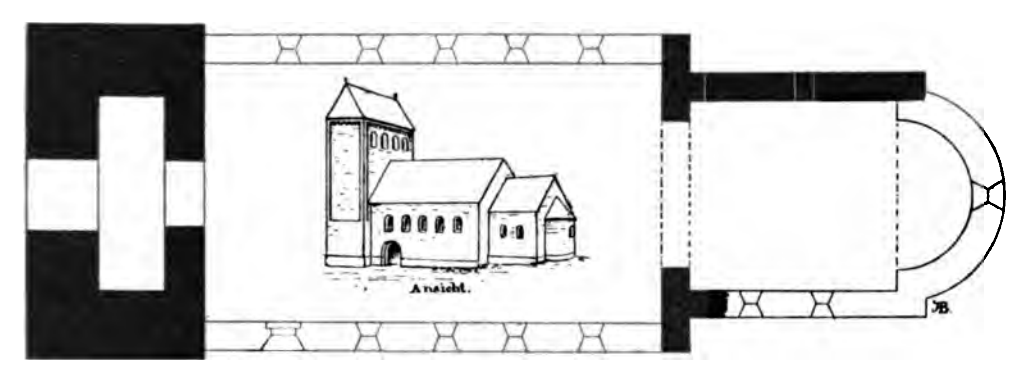


Fig. 13.

sein. Ob man damals auch das Langschiff verbreiterte und aus der einschiffigen Dorfkirche eine dreischiffige Basilika errichtete, lässt sich nicht beweisen, ist aber sehr wohl möglich. Wollte man annehmen, dass die Nordwand erst bei Errichtung des gotischen Chores durchbrochen wäre, so würde die Form des Rundbogens auffallen; es hätte dann viel näher gelegen, die Durchbrüche spitzbogig herzustellen, wie man denn die Öffnungen darüber, die zur Entlastung der Wand eingebrochen wurden, als der Chor gebaut ward, spitzbogig formte. Ein Umbau in romanischer Zeit ist also das wahrscheinlichere.

Die nächste Veränderung betrifft den Chor, der im Anschluss an die romanische Kirche errichtet wurde. Es ist dem Baumeister nicht ganz leicht geworden, den so ganz anders gearteten Neubau mit den in übergrosser Sparsamkeit erhaltenen alten Teilen zu vereinigen. Statt die Nordwand abzubrechen — ob die Südwand auch erhalten wurde, lässt sich nicht feststellen — erhöhte er die Wand, die er durch die eingebrochenen Spitzbogenöffnungen entlastete; er versuchte dabei in naiver Weise nicht einmal, die Ansatzstellen zu verdecken, so dass man das Flickwerk leider nur zu deutlich sieht. Die alte Südwand scheint weniger schonend behandelt zu sein. Die den Neubau überspannenden Spitzbogengewölbe setzen sich nach Westen bis zum romanischen Triumphbogen fort, den alten Altarraum

in den Chor hineinziehend. Die Gewölberippen ruhen auf runden, mit Maskenkapitälen geschmückten Diensten, die Fensterleibungen haben harte Profile, die meist ohne Formsteine gebildet sind (s. Fig. 12). Diese Sprödigkeit, die auch etwas ärmlich wirkt, ist nicht unbedingt ein Zeichen der Frühzeit. Dennoch möchte ich daraus nicht (mit Adler) schliessen, dass der Chor später als das Langschiff gebaut ist. Denn bei Um- und Neubauten von Kirchen pflegte man mit dem hohen Chor anzufangen. Andererseits weist aber die Ausführung keine grösseren Verschiedenheiten auf, als in einem und demselben Halbjahrhundert oder in einem noch kürzeren Zeitraum neben einander treten können, wenn die Person des Baumeisters wechselt und der Nachfolger anderen Mustern folgt, als sein Vorgänger. Wenn Adler selbst anführt (a. a. O. S. 91), dass die Chorstühle 1478 datiert sind, so spricht dies Datum nicht für seine Annahme, dass der Chor erst 1480 oder 1490 errichtet sei. Er muss wenigstens einige Jahrzehnte älter sein. Doch kann man immerhin auch an eine frühere Zeit denken. Das Fenstermasswerk findet sich ähnlich einfach in frühgotischen Kirchen, und die Sprödigkeit der Formen könnte man auch aus der Ungewandtheit des Baumeisters erklären, die Ziegel den gotischen Formen anzupassen. Doch sei dem, wie ihm wolle, so viel scheint mir festzustehen, dass der Chor früher entstanden ist, als das jetzige Mittelschiff. Dem Chorbau dürfte also die Erneuerung des Mittelschiffs und des ganzen Langhauses gefolgt sein. Vier ganze und vier halbe Rundpfeiler tragen mit den Umfassungswänden die Gewölbe. Jeder Pfeiler ist mit vier Diensten versehen, die aber keine Halbsäulen sind, sondern rippenartige Streifen darstellen.[1] Sie verlaufen in der Richtung von Ost nach West in die Scheidbögen, nach Nord und Süd in die Gurtrippen, so dass die profilierten Bänder, welche jeden Pfeiler oben und unten zusammenfassen, von ihnen durchbrochen werden. Sind auch die Profile der Dienste schlicht — sie bestehen aus schmaler Platte und zwei neben einander liegenden Hohlkehlen (Fig. 14) — so wirkt doch das Ganze stattlich und angenehm. Die Einzelformen sind spätgotisch, so dass die Zeit um 1470, die Adler annimmt, ihnen wohl entspricht. Die Seitenschiffe mit den Umfassungswänden sind wahrscheinlich zu gleicher Zeit entstanden; denn die Einzelformen widersprechen dem nicht. Doch finden sich einige Verschiedenheiten.

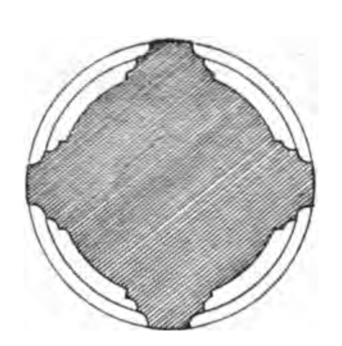


Fig. 14.

Die Wanddienste im südlichen Seitenschiffe sind halbrund, die im nördlichen haben den Querschnitt eines halben Sechsecks; von beiden verschieden, aber unter einander gleich sind die beiden westlichsten Dienste. Hieraus darf man nicht schliessen, dass die beiden Joche nördlich und südlich von dem Turm erst später errichtet sind, denn sonst würden die Strebepfeiler anders angeordnet sein. Die Fensterleibungen haben nördlich und südlich dasselbe Profil. Die Stege zwischen den einzelnen Fensterteilen sind rund. — Nur die südlichen Fenster

[1] Ähnliche Pfeiler hat die Marienkirche in Salzwedel.

haben ihre ursprüngliche Form behalten; in der nördlichen ist das Masswerk vermauert. — Das letzte Gewölbejoch des nördlichen Seitenschiffes ist merkwürdig ausgefüllt; zwei gewölbte Räume liegen hier übereinander; in den untern führt eine profilierte Thür, während die Wand selbst durch Blendbogen gegliedert ist. Der obere Raum ist die sogen. Pestkammer. Da beide Räume zusammen nur etwa 2/3 so hoch sind wie das Kirchenschiff, so schliessen sie oben wagerecht ab; diese Hochfläche dient jetzt einer Anzahl holzgeschnitzter Figuren, die von älteren, zertrümmerten Altären oder sonstigen Schmuck- und Kultusstücken herrühren mögen, zum Aufenthalt; im Hintergrunde macht sich ein mächtiges Kruzifix bemerkbar.*

Die zuletzt entstandenen Bauten sind die nördlich und südlich des zwischen Langhaus und Altarraum liegenden Teiles erbauten Emporen und die Sakristei;

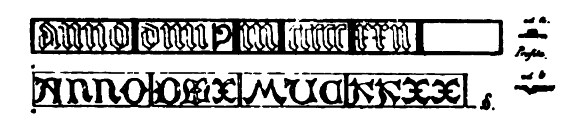


Fig. 15.

ihre Erbauung erfolgte erst im 16. Jahrhundert. Die Bauzeit dieser Anbauten wird durch eine Ziegelreihe über der südöstlichen Eingangsthür — der sogen. Brautthür — erwiesen, welche hintereinander erst in hervortretenden, derben Minuskeln und dann unmittelbar folgend in eingeschnittenen Majuskeln derselben Zeitperiode die Jahreszahl 1522 ausdrückt (Fig. 15). Beide weichen in der Ausdrucksweise darin von einander ab, dass bei den Minuskeln fünf c neben einander gestellt sind, während bei den Majuskeln die Zahl 500 durch 𝔄𝔄 = ic ausgedrückt ist, eine Weise, wie sie sich anfangs des 16. Jahrhunderts — namentlich auf Glocken — unendlich oft wiederholt. Auch die Form für I = 1, ähnlich wie ein X entspricht dieser Spätgotik.[1]

*Die Empore der Südseite öffnet sich nach Norden in zwei nebeneinander stehenden Flachbogen, die über ganz gleichen Bogen angeordnet sind, und nach Westen in einem Flachbogen, der auch über einem solchen steht; hier kommt noch ein Spitzbogenfenster dazu, das die höchste Stelle einnimmt. Die Flachbogen sind mit starkem, gedrehtem Rundstab umsäumt, eine Form, die sich auch an der Nordseite findet, hier aber nur bei Spitzbogenöffnungen. Der untere Raum ist hier höher als an der Südseite, weil man die alten Rundbogen nach dem Mittelschiff zu beibehalten wollte. Der oben übrigbleibende Raum ist deshalb nur niedrig und wird durch Fenster erhellt, die nur aus den ungeschickt gebildeten Spitzbogen selbst bestehen. Nach Osten zu schliesst sich die zwei

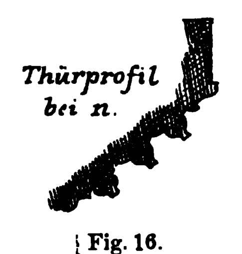


Fig. 16.

[1] Adler a. a. O. S. 91 hat in der Majuskel-Reihe fälschlich oder flüchtig statt ic cc gelesen und ist dadurch dazu gekommen, den ursprünglichen Bau in das Jahr 1222 zu verlegen.

schöne Gewölbejoche enthaltende Sakristei an. Auf den logenartigen mit Rippengewölben versehenen Raum über dieser führt vom Altarraum aus eine Steintreppe (s. Grundriss und Durchschnitt). Eine schön profilierte Thür, die Birnenstäbe von guter Bildung zeigt, führt hinein (Fig. 16).

Das malerische Aussehen der Kirche wird durch diese im Einzelnen zwar nicht immer schönen Öffnungen und Bogen wesentlich gehoben.* —

Die Turmspitze muss früher bedeutend höher gewesen sein als jetzt, denn die oben erwähnte, alte Ansicht der Stadt lässt die Nikolaikirche mit sehr hoher schlanker Spitze und auch ohne die Anbauten — also dreistaffelig — ziemlich

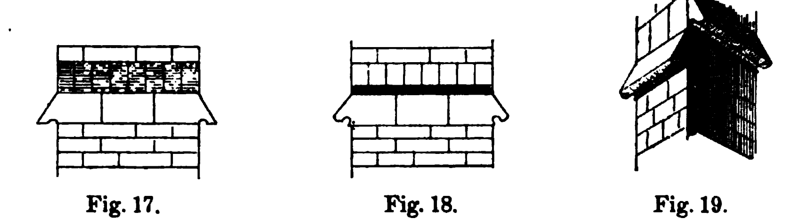


Fig. 17. Fig. 18. Fig. 19.

deutlich erkennen. Diese Ansicht muss daher vor 1522 gefertigt sein. Die hohe schlanke Spitze ist nach Chr. Schultze S. 72. 157. 163 zweimal, zuletzt 1531, infolge eines Blitzschlages heruntergebrannt und danach stumpfer wieder erneuert wohl erst bei dem sonst mehr das Innere der Kirche betreffenden Restaurationsbau nach Einführung der Reformation, gelegentlich dessen auch die an der Südseite angebaute Annen-Kapelle abgebrochen wurde.

Eine merkwürdige Eigentümlichkeit zeigt sich in der Darstellung der Kaffgesimse an einem der östlichen Aussenpfeiler (Fig. 17, 18, 19). In Ermangelung von Ecksteinen zog man vor, die Gesimse vollsteinartig an den Ecken zu verwechseln und die eine Eckschicht höher zu legen als die andere, was nicht gerade gut aussieht und nur den Beweis liefert, dass man sich bei Mängeln an geeignetem Material zu helfen wusste. In dem sonst so vollständigen Werke von Essenwein geschieht dieser letzt angeführten Eigentümlichkeit keine Erwähnung, und dieselbe mag überhaupt selten vorkommen. E. sagt S. 6: „Die Eckstücke

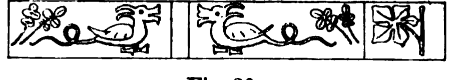


Fig. 20.

sind natürlich immer aus grösseren Formsteinen gebildet“, was vom architektonischen Standpunkt aus richtig ist und deshalb gern befolgt wird, in Ermangelung von „besonderen Formsteinen“ aber ein Behelfen mit anderen Steinen nicht ausschliesst.

Als Bekrönung des Gewändes der südwestlichen Thür sind zwei symmetrische Figuren-Friese in Kalk-Mörtel ausgeführt (Fig. 20), welche den Formen des

Jahres 1522 entsprechen. Die südöstliche Thür zeigt Fig. 21, die an der Kirche verwendete Backsteingrösse ist mit Fig. 22 eingezeichnet. Drei Thürgewände sieht man in Fig. 23, 24, 25.

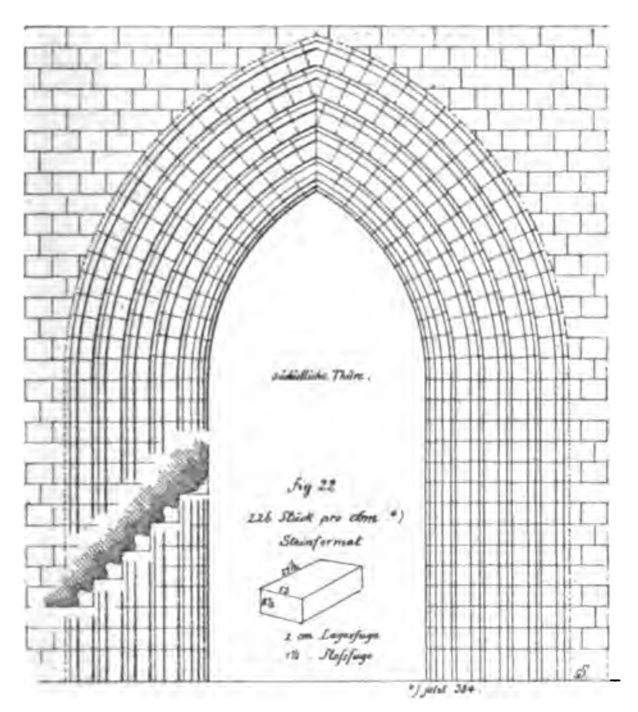


Fig. 21 u. 22.

*Es bleibt noch übrig, die nachgewiesenen verschiedenen Teile der Nikolaikirche und ihre Entstehung mit den überlieferten Daten, die sich auf die Veränderungen im Orte beziehen, sowie mit den aus anderen Quellen geschöpften Thatsachen in Zusammenhang zu bringen. Da die erste noch erkennbare Anlage

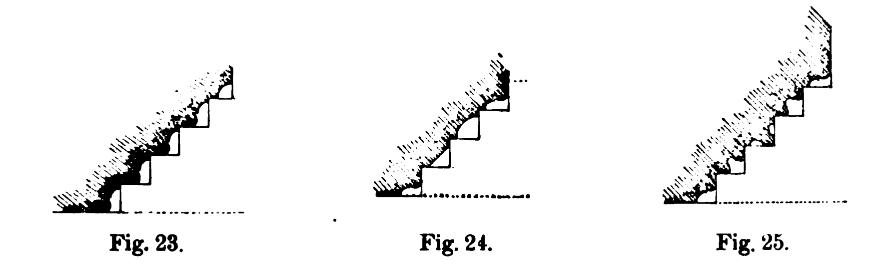


Fig. 23. Fig. 24. Fig. 25.

der Kirche sich als eine dorfkirchenartige ergeben hat, steht diese Thatsache scheinbar im Widerspruch mit der oben angeführten Nachricht, dass der Name Gardelegen, ehe die Gründung der heutigen Stadt erfolgte, ursprünglich einer nördlich von dieser gelegenen Ansiedlung angehört habe. Wenn diese Über-

lieferung richtig ist, sind wir gezwungen, die in der jetzigen Nikolaikirche z. T. noch steckende Dorfkirche einer anderen Ortschaft zuzuschreiben; das könnte der zwischen dem Salzwedler Thor und der Isenschnibbe gelegene, längst wüste Ort Groperdorf gewesen sein. Da man die Kirche gern auf einer Höhe erbaute, selbst wenn diese nicht im Orte selbst lag, so würde in dieser Annahme nichts Unwahrscheinliches liegen. Man kann aber m. E. auch an das alte Dorf Gardelegen selbst denken; denn wenn diese Entfernung von der Nikolaikirche auch bedeutender ist, so würde eben die für eine Kirche sich so trefflich eignende Höhe die Erklärung für die sonst vielleicht auffällige Entfernung geben. Es wäre endlich auch möglich, dass die Kirche zu beiden Ortschaften gehört hätte.

Die überlieferten Daten sind nur vermutungsweise mit den Spuren einst vorhandener oder noch erhaltener Bauteile in Verbindung zu bringen. 1241 wird eine Feuersbrunst gemeldet; mag diese nun der Nikolaikirche geschadet und zu einer Erneuerung Anlass gegeben haben oder nicht, jedenfalls muss im 13. Jahrhundert spätestens eine Erweiterung des ursprünglich so kleinen Baues stattgefunden haben, die vielleicht schon von Heinrich von Gardelegen selbst veranlasst wurde. Diese muss besonders das Langhaus betroffen haben; es ist aber nicht unmöglich, dass auch der hohe Chor durch Anbauten nach Norden, Süden und Osten vergrössert wurde. Wenn der grosse Brand von 1306 die Kirche mit betroffen hat, so kann nur die Erneuerung des hohen Chores dadurch veranlasst sein, denn das Langhaus stammt sicher erst aus dem 15. Jahrhundert und wird mit dem Brande von 1470 in ursächlichem Zusammenhange stehen. Sicher datiert ist nur die Sakristei und die Emporen durch die Zahl 1522.

Die Kirche hat noch mehrere beachtenswerte Werke der Malerei und Bildhauerkunst aufzuweisen, wenn auch nicht alle an ihrem Orte stehen und manche verstümmelt sind.*

Statt des ehemaligen Schnitzaltars in der Haupt-Chornische befindet sich jetzt als Stiftung eines Gardelegener Kindes, des Rentiers Friedrich Wilhelm Schnakenburg zu Berlin, ein herrliches Ölbild von Franz Floris[1] auf dem Altar: „Jesus und die Kindlein". Rechts auf dem gemalten Stein steht: FF. IV. ET. FE. 1562 (d. h. Frans Floris invenit et fecit 1562). Der Heiland befindet sich auf dem Bilde mitten unter seinen Jüngern, die mit Ausnahme des Johannes als ältere Männer dargestellt sind, und lässt die Kinder an sich herankommen. Pharisäer, Schacherjuden und namentlich Judas Ischarioth sehen ihn mit scheelen Augen an, wozu die über den Segen des Heilandes glücklichen Mütter und Kinder einen überaus wohlthuenden Kontrast bilden.

Das frühere Altarwerk, eine Schnitzerei aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, ist jetzt an der südlichen Seitenwand des Chores über dem Chorgestühl angebracht. Es zeigt in der Mitte die gekrönte Maria mit dem Kinde, links und rechts in zwei Reihen je drei Heilige unter mit Masswerk gefüllten, gedrückten

[1] Franz Floris, wie er sich nannte, oder Frans de Vriendt, wie er eigentlich hiess, wurde 1520 in Antwerpen geboren, widmete sich der Malerei und zeichnete sich namentlich durch ungewöhnliche Erfindungsgabe, grosse Meisterschaft und Leichtigkeit in der Ausführung aus. Er starb 1570, nachdem er viele Schüler gebildet hatte.

Bogen. Auf jedem Flügel befinden sich noch 2×4 Heilige. Ein zweiter offenbar älterer Altarschrein befindet sich am Eckpfeiler zwischen Chor und Langhaus der Kanzel gegenüber (Fig. 26). Derselbe ist stark beschädigt und einige Figuren



Fig. 26.

fehlen; er zeigt in der Mitte den Titelheiligen der Kirche, St. Nikolaus als Bischof auf einem Throne sitzend, in der Linken ein zusammengedrücktes Tuch hochhaltend. Rechts und links von ihm befinden sich in zwei Reihen je zwei Heilige, auf jedem Flügel ebenfalls in zwei Reihen je drei Heilige, also ist das Ganze auf 20 Nebenfiguren berechnet, die, soweit sie noch vorhanden sind, einen tüchtigen Bild-

hauer verraten. *Ganz besonders verdient die Hauptfigur diese Aufmerksamkeit. Das edle, hoheitblickende Gesicht des Heiligen entspricht der thronenden Haltung der ganzen Figur. Auch bei den übrigen Figuren ist der Gesichtsausdruck ein Beweis, dass des Künstlers starke Seite in dessen scharfer und lebensvoller Wiedergabe bestand. Der Faltenwurf zeigt dagegen keine besonderen Vorzüge. Zierlich geschnitzte Baldachine, leider nur noch z. T. erhalten, bilden den oberen Abschluss der Figurennischen; sie weisen auf den Ausgang des 15. Jahrhunderts



Fig. 27.

hin.* Als Predella sind Scenen aus dem Leben des heil. Nikolaus in zierlicher Plastik ausgeführt. Ebensolche Scenen zeigen die Aussenseiten der Flügel in Ölmalerei mit starker, wohlerhaltener Vergoldung. Eine derselben ist eine Darstellung der bekannten Geschichte von der Entdeckung und Bestrafung eines Meineides. Der Meineidige liegt mit gebrochenem Halse am Boden, und dem der Hand entfallenen, zerbrochenen Stocke entspringen Goldstücke, während ein davonfahrender Wagen die äussere Veranlassung des Falles zeigt. St. Nikolaus steht mit dem Bischofsstabe neben dem Sterbenden. Ein Beweis, wie alt diese Geschichte, die aus verschiedenen Städten, z. B. auch Berlin, erzählt wird, schon ist. Auch in Gardelegen hat sich die Sage gebildet, die Geschichte habe sich hier zu-

getragen, und die Sage will weiter wissen, der Wagen sei der des damaligen Müllers am Salzwedler Thor gewesen.

Ein schöner Taufkessel aus Bronce schmückt ferner das Innere der Kirche (Fig. 27). Er befindet sich am Ende des mittleren Ganges unweit der in den Turm führenden Thür und ist von einem Holzgitter umgeben. Der Kessel ruht auf drei knieenden Sklaven. An seiner Wandung sieht man in halb erhabener Arbeit die kleine Kreuzigung mit Maria und Johannes, die 12 Apostel und einen Bischof (Nikolaus?). Die Figuren haben bei aller Roheit der Ausführung doch scharf charakterisierte Gesichter. Der obere Rand hat in gotischen Minuskeln die Umschrift:

ik iaghe alle duvelheit vn̄ dene der hilgh̄e drevaldich' dē mynsch̄e ik wige vn̄ vā dē erfsūden vrige * [1]

der untere: **anno dm m cccc lxvi ipso die beate aīe matris marie**

Dahinter die Jahreszahl 1593 in Goldschrift, während sonst beide Umschriften in erhabenen Buchstaben ausgeführt sind, ein Zeichen, dass der Taufkessel 1593 renoviert ist. Aus derselben Zeit stammt der Deckel, wie die Inschrift: „Anno domini 1593 marci am X lasset die Kindlein zu mir kommen" ausweist. Darüber stehen die Namen mehrerer Ehepaare, welche ohne Zweifel diese Neueinrichtung der Taufstätte im Jahre 1593 bewirkt haben, sowie deren Hausmarken. Im Taufkessel selbst befindet sich das jetzt im Gebrauch befindliche messingene Taufbecken. Dasselbe zeigt in der Mitte Josua und Caleb mit der grossen Weintraube, am Rande die Inschrift: Johannes Niepage, Johannis filius 1637.

An den Chorstühlen, die übrigens nicht ganz vollständig sind, sieht man dicht bei der Thür, welche vom Altar zur Sakristei führt, die im Flachrelief vortretende Schrift: **anno dn̄ m° cccc lxxviii pus [2] opus ppetrat̄ ē p nos nicolan̄ clot ludolphum flegheman̄ vitricos h̄is ecclie̅ quorū aīe requiescant in pace amen.**

Die Kanzel (Fig. 28) ist von Dionysius Niepage und dessen Sohn Arnoldus 1596 gestiftet, anscheinend mit zur Erinnerung an die Opfer der Familie in der grossen Pest von 1566. Kleine Tafeln mit Bildern der einzelnen Mitglieder dieser Familie, deren Reichtum hauptsächlich im Landbesitz bestand, umgeben rings die Brüstung. An den Zwischenräumen sind 10 weibl. Holzfiguren angebracht, die fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen darstellend. Die Kanzel stützt sich auf eine Statue des Moses, welcher die Tafel mit den 10 Geboten hält. *Die plastischen Figuren sind matt und unbedeutend; besser sind die Gemälde zwischen den Sockeln der die Holzfiguren trennenden Säulen, mehrere sogar von guter Arbeit. Das ganze Kanzelwerk wirkt in seiner Gesamtheit vorteilhaft, besonders wegen der zahlreichen Säulen mit korinthischen Kapitälen.*

Im südöstlichen Anbau befindet sich im oberen Stock in einem durch eine Holzwandung abgeschlossenen Raum die Kirchenbibliothek. Dieselbe enthält ausser einigen Handschriften und älteren Drucken (worunter auch das Missale Halberstadense) hauptsächlich die Werke der Kirchenväter, der Reformatoren und

---

[1] Ich jage alle Teufelheit (?) und diene der heiligen Dreifaltigkeit, den Menschen ich weihe und von den Erbsünden befreie. [2] ? man erwartet hoc.

anderer Theologen bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts, doch auch etliche Chroniken. Nur sehr wenige Bücher stammen aus der Zeit nach dem dreissigjährigen Kriege. Zu dem aus katholischer Zeit vorhandenen, sehr geringen Bestande begann um etwa 1580 der Ratsherr und spätere Bürgermeister M. Arnold Bierstedt in St. Marien Bücher zu sammeln, in St. Nikolai der Diakonus Tilemann



Fig. 28.

Küster. Die Sammlungen mehrten sich besonders durch Geschenke junger Ehepaare aus dem wohlhabenden Bürgerstande gelegentlich ihrer Hochzeit, sogen. oblationes nuptiales. Die Mehrzahl der vorhandenen über 200 Bände sind solche Geschenke und tragen auf dem Einbanddeckel die Namen des betreffenden jungen Ehepaares und das Jahr ihrer Hochzeit. Beide Sammlungen wurden später vereinigt und des besseren Platzes wegen in der St. Nikolaikirche untergebracht. Doch finden sich in der Bibliothek, obwohl sie so aus zwei Sammlungen entstanden ist, im Ganzen nur sehr wenig Doubletten.

Im nördlichen bezw. nordöstlichen Anbau befindet sich in dem mit der Kirche in Verbindung gesetzten, hallenartigen Nebenraum das Erbbegräbnis des auf der Isenschnibbe wohnenden Zweiges der Familie von Alvensleben aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die Ostwand ziert ein grosses, prunkvolles, figurenreiches Epitaphium Valentins von Alvensleben, gestorben 1594. Im Gewölbe darunter ist unter anderen sein Vater Gebhard von Alvensleben 1554 begraben, ebenso 1565 seine erste Frau Anna von Veltheim. Die Grabsteine Beider sind in der Halle noch vorhanden, auch ein noch älterer und kleinerer mit der Inschrift:

Werners son gert fan Alfeslefen ıX8X (= 1484)

Eine Fallthür führt zur Gruft hinab, ist jedoch, soweit uns bekannt, in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts zum letzten Male geöffnet.

Ausserdem enthält die Kirche noch etliche andere Epitaphien von geringerem Wert, namentlich der Familien Niepage und Falke aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Im Altarraum befinden sich zu beiden Seiten des Altars die Bilder des Archidiakonen Chr. Lempelius, gest. 1640 und des durch sein Stipendium für Söhne verstorbener Stadtgeistlichen, welche Theologie studieren, bekannt gebliebenen Joachim Heinrich Seldius, gest. 1706. Beider Leichensteine sind ebenfalls im Altarraum vorhanden.

Die Fahne auf dem Kirchturm zeigt das Bild des Bischofs St. Nicolaus, des Titelheiligen der Kirche.

Auf dem Turme hängen 5 Glocken von 1,76, 1,44, 1,35, 0,96, 0,56 m Durchmesser.

Die grosse wurde erst im Jahre 1886 von Collier in Zehlendorf gegossen. Die Mittel dazu stammten aus einem Legat des verstorbenen Tierarztes Güssefeld zu Gardelegen.

Die zweite, die von Ch. Schulze sogenannte Sonntagische, ist im Jahre 1647 von den Glockengiessern M. Georg Schreiber und Joachim Janke in Magdeburg gegossen. Sie zeigt die Namen der damaligen Geistlichen, Kirchväter, Bürgermeister, sowie den des Küsters. Ferner die Inschriften:

Im Jahr Christi 1647 Magde(burg) M. Georg Schreiber und M. Joachim Janken haben mich gegossen, aus dem feur Bin ich geflossen.

Verbum Domini manet in aetern(um)

Da pacem domine in diebus nostris.

Die letztere eine Erinnerung an die drangsalvolle Zeit, in welcher die Glocke beschafft wurde.

Die dritte hat in zwei Zeilen die Minuskelschrift:

nos pie laurenti a bello defende furenti
a lue pestifera pallidulaque fame
ignis a flamma q(uae) templi tecta ut urbis
magnificas edes sepe vorare solet.
anno domini M CCCCC VIII iohannes godefridt
me fecit.

Diese Glocke scheint also bei dem Turmbrande von 1531 der Zerstörung entgangen zu sein, falls sie nicht vorher eine andere Stelle, etwa in der Marienkirche, gehabt hat.

Die vierte ist 1825 von H. Engelcke in Halberstadt gegossen und liegt jetzt unbenutzt oben auf dem Gebälk.

Die fünfte, die sogen. Schelle, jetzt als Schulglocke benutzt, zeigt in Minuskeln die Inschrift:

sanctus iheiorius vocor MV^{c}v
o rex glorie veni cum pace.

Einer beachtenswerten Überlieferung zufolgc soll diese Glocke früher im Turme der Kapelle zu St. Georg gehangen haben, was ihre Verschonung im Jahre 1531 erklären würde.

Als sechste wäre noch die südlich zum Turme hinaus an einem Balken hängende Glocke zu nennen, an welche der Hammer der Turmuhr schlägt. Ihre Grösse lässt sich ihres Standortes wegen nicht genau bestimmen, liegt aber in der Mitte zwischen der dritten und vierten. Von der Inschrift lassen sich nur die Worte lesen:

Gottes Wort ist eine — — beschirmet . . . a familia

Es ist die von Chr. Schultze S. 41 als „Schlaguhr" bezeichnete und stammt danach vom Jahre 1552.

Die von Chr. Schultze S. 41 als grosse Glocke bezeichnete, welche Ulrich Feltmann zu Goslar 1558 gegossen hatte, wurde im Anfang dieses Jahrhunderts, weil zersprungen, verkauft, um die französische Kontribution damit bezahlen zu helfen. Die Erinnerung daran hat den Tierarzt Güssefeldt bewogen, in seinem Testament das Kapital zur Beschaffung einer neuen, grossen Glocke auszusetzen.

Die St. Marienkirche.

Über die Entstehung dieser Kirche ist etwas Sicheres nicht bekannt. Adlers Vermutung, dass Graf Heinrich von Gardelegen der Erbauer sei, haben wir mit grösserer Wahrscheinlichkeit auf die Nikolaikirche beziehen zu müssen gemeint, wie dann bei dieser Kirche näher ausgeführt ist. Das würde jedoch an sich nicht verbieten, die Marienkirche in ihrem ältesten Bau ebenfalls auf das Ende des 12. Jahrhunderts zurückzuführen und etwa den nach Verleihung des Stadtrechtes sich ansiedelnden Kaufleuten zuzuschreiben, wie ja auch anderwärts z. B. in Stendal die Marienkirche die Kirche der Kaufleute bezw. der Gewandschneidergilde, des Kerns der Stadtgemeinde ist. Die bei und seit der Einführung der Reformation deutlich hervortretende Bevorzugung der Marienkirche würde in dieser engeren Beziehung zur eigentlichen Bürgerschaft eine innere Begründung finden.

Zunächst sind bei der Beurteilung dieses Bauwerkes nicht blos die Feuersbrünste von 1306, 1470 und 1503, sondern namentlich auch der Einsturz von 1658 mehr, als bisher geschehen ist, zu berücksichtigen. Am 20. Mai 1658 während der Nachmittagspredigt am Himmelfahrtstage löste sich ein Teil des Gemäuers vom Turme der Marienkirche, schlug durch das Dach und tötete 22 und verwundete 30 Personen. Am 25. Juni desselben Jahres fiel der ganze

übrige Turm nach und zwar gerade über die Kirche hin. Dadurch wurden das ganze Kirchdach, fast sämtliche Gewölbe und vielfach auch die oberen Teile der

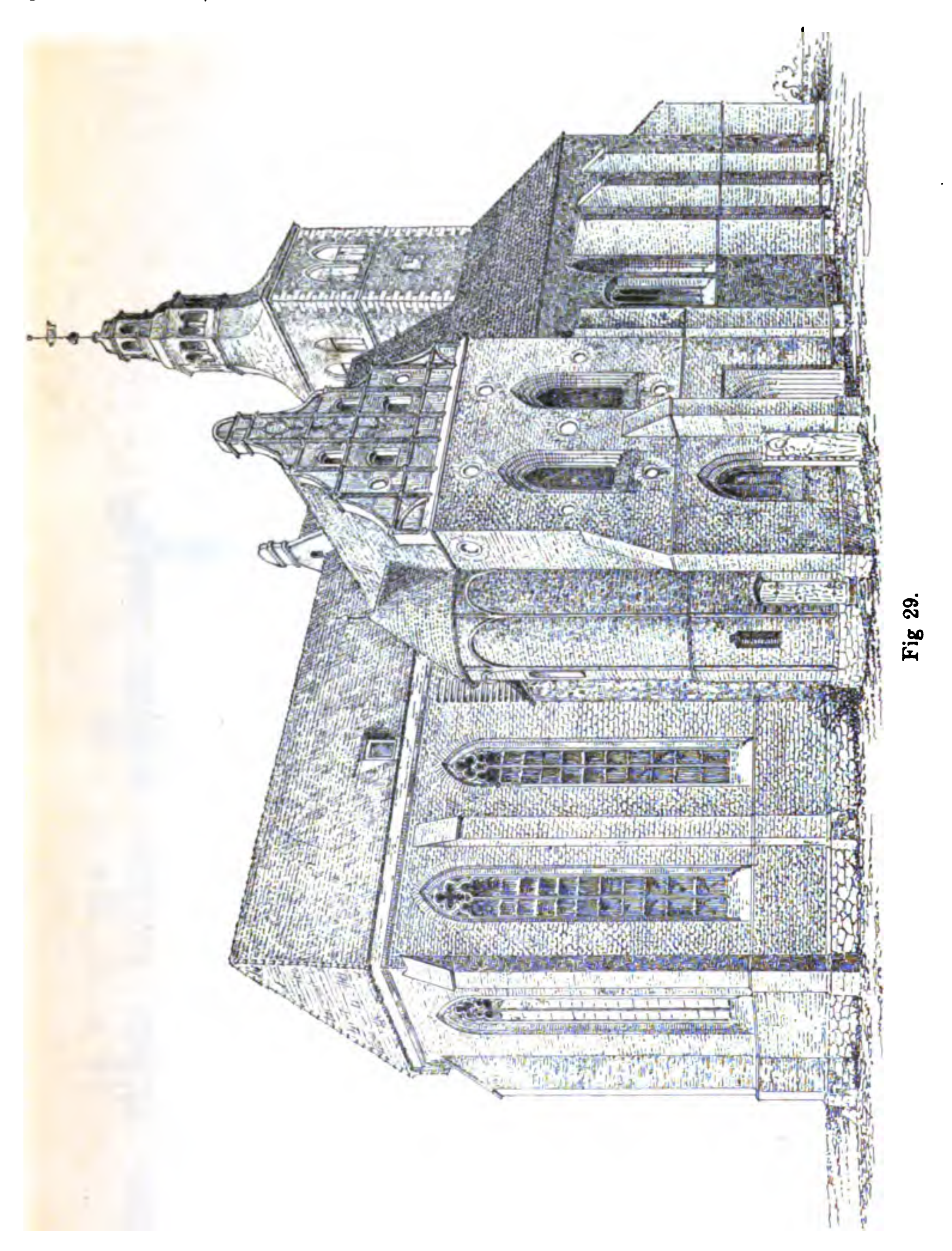


Fig 29.

ohnehin durch die vorhergehenden Feuersbrünste schadhaft gewordenen Umfassungsmauern und Pfeiler zertrümmert. Nur der Chor, der nordöstliche Anbau und nach gleichzeitigen Nachrichten auch Orgel und Kanzel blieben einigermassen

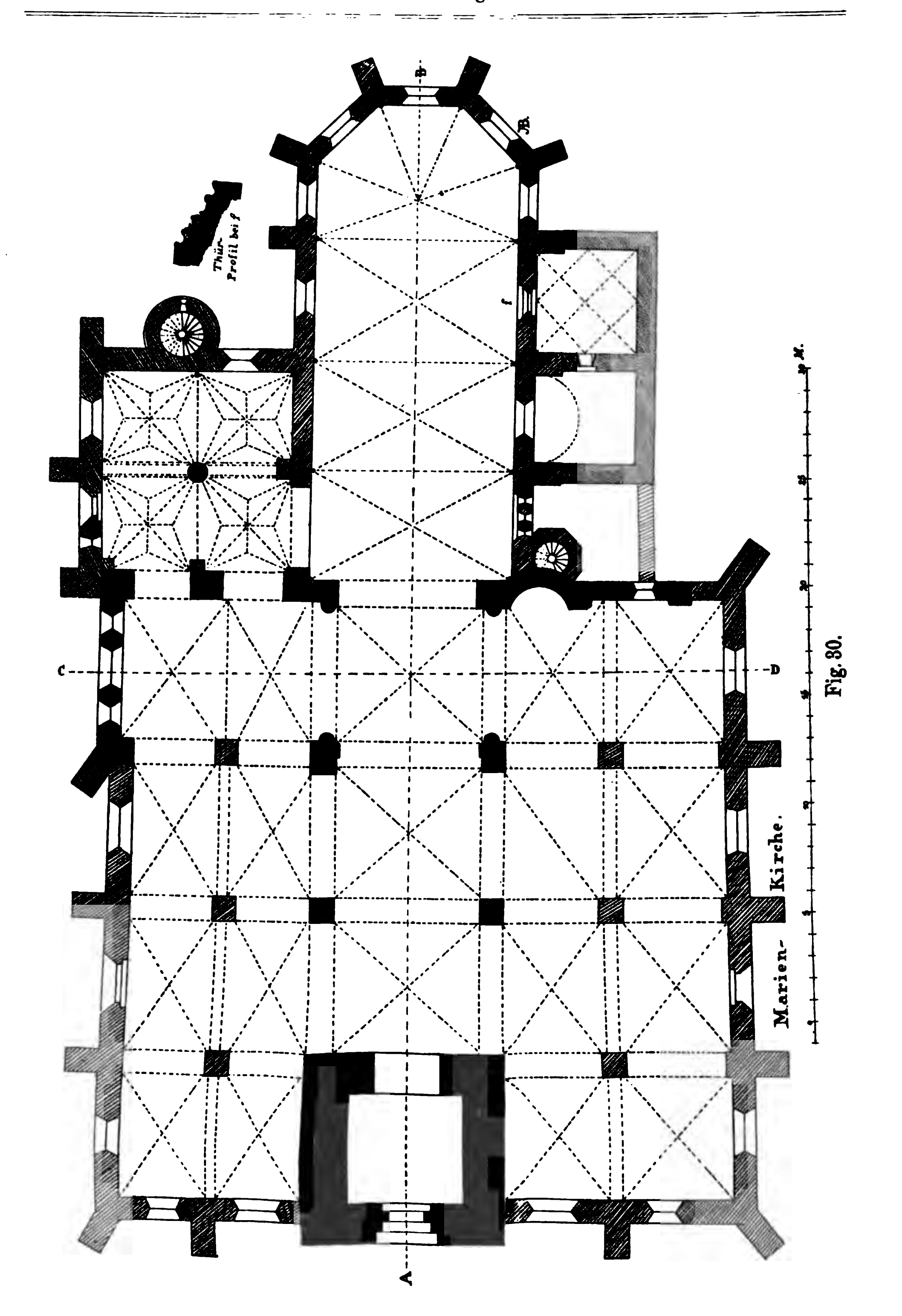


Fig. 30.

intakt.[1] Der Reparaturbau wurde zwar sehr bald wieder in Angriff genommen, sodass schon zu Anfang der Fastenzeit 1660 wieder Gottesdienst gehalten werden konnte, aber der Bau geschah in einer Zeit schwerer Not und grosser Armut. Man benutzte eben alles, was noch einigermassen fest war. Der Turm wurde erst im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts vollendet, nicht, wie Adler S. 90—91 schreibt, 1659—60. Aus dieser grossen Reparatur in ärmlichster Zeit und mit beschänktesten Mitteln erklärt sich wesentlich das Unkünstlerische, ja Krüppelhafte des Gesamtgebäudes.

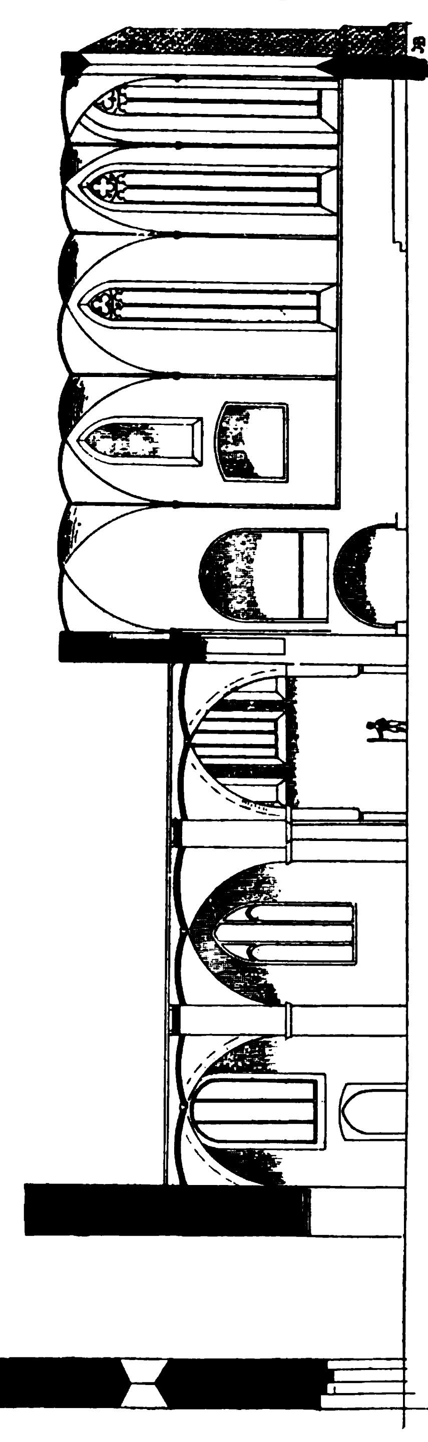


Fig. 31. Durchschnitt von A. nach B.

*Der ganze Bau (siehe Grundriss Fig. 30) besteht aus einem quadratischen Turm, einem fünfschiffigen Langhause, einem Chorraum, der breiter, länger und höher ist als das Mittelschiff des Langhauses, einer Empore im Nordwesten, einer Sakristei und zwei Nebenräumen im Süden des Chorraumes. Der Turm hat im Westen ein Spitzbogenportal, dem im Osten ein Rundbogen entspricht und darüber ein Rundfenster im Untergeschoss; im zweiten Geschoss ist ein kleines Rundbogenfenster sichtbar, das nicht ganz in der Mitte eines grossen blinden Halbkreisbogens steht; das dritte Geschoss zeigt ebenfalls ein kleines Rundbogenfenster, während das oberste Geschoss an jeder Seite von zwei ziemlich hohen Spitzbogenfenstern

[1] Über diesen „Kirchenfall" vergl. Chr. Schultze a. a. O. 24—26, ferner in der angehängten Predigt S. 216—218. Auch zu mancherlei lokalpatriotischen Dichtungen, von denen Schultze etliche, auch eine eigene bringt, hat derselbe Anlass gegeben. Im Kirchenbuch der St. Marienkirche befindet sich gleichfalls eine gleichzeitige Schilderung. Eine steinerne Tafel am grossen Westturme bewahrt das Gedächtnis der beiden Unglückstage, sowie eines im August darauf folgenden grossen Stadtbrandes.

erhellt wird; die Turmbedachung besteht aus niedrigem, achteckigem Dache, das sich zu einer durchbrochenen Laterne verjüngt, deren geschweiftes Dach in eine kleinere Laterne ausläuft, die ebenfalls von einer geschwungenen Haube gekrönt wird. Die ganze Turmspitze macht trotz ihrer Niedrigkeit einen hübschen Eindruck. (Figur 32.) Das Langhaus, dessen Seitenschiffe bis zur Westwand des Turmes reichen, ist ein Hallenbau (Fig. 31) von gedrückten Verhältnissen; schwere viereckige Pfeiler mit Kämpfern, die aus Platte, Karnies und drei nach unten zu kleiner werdenden Platten bestehen, (Figur 33) tragen plumpe, rippenlose Kreuzgewölbe, deren Grate sehr spitz sind. Nur der nordwestlichste Pfeiler hat keinen Kämpfer, ist auch um 40 cm höher als die anderen. Eine besondere Form haben die vier Pfeiler des Mittelschiffes, die das östlichste Gewölbejoch des Langhauses begrenzen; sie haben Halbsäulen mit ganz einfachen Kapitälen. Die beiden östlichen Eckpfeiler des Langhauses tragen einen romanischen Rundbogen, der nach Westen zu aber von einem Spitzbogen verdeckt ist.

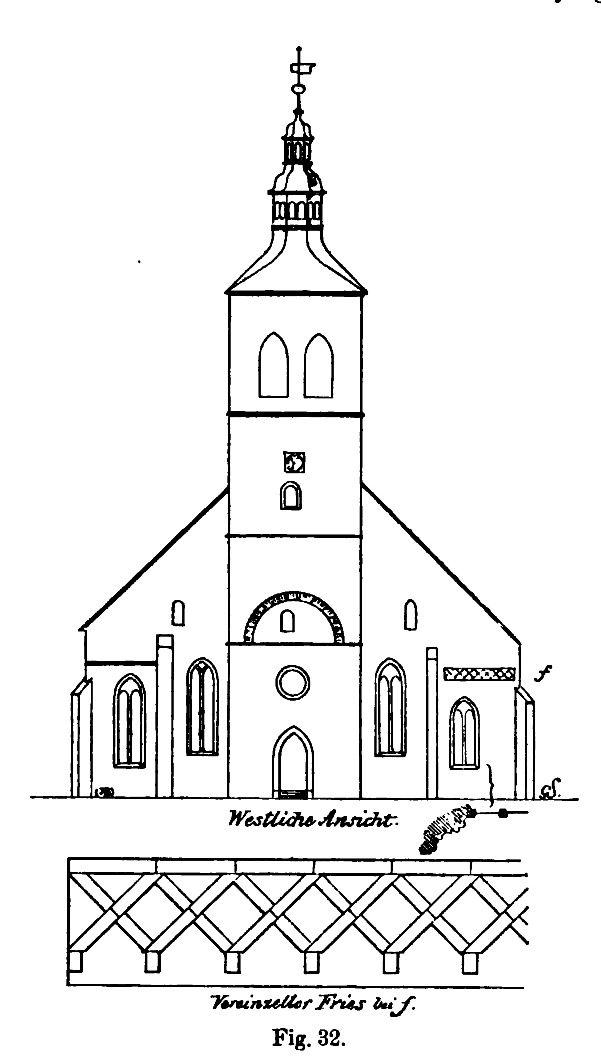
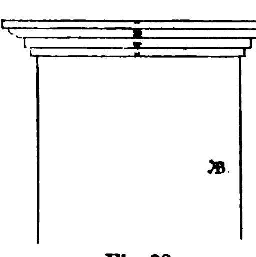


Fig. 32.

Das dem Mittelschiff anliegende, südliche Seitenschiff wird von einer etwas flachen Apsis geschlossen, die mit der zugehörigen Wand sich deutlich von der übrigen Ostwand sowohl oben als südwärts abhebt, sich ganz deutlich als früheren Teil kennzeichnend. (s. Fig. 34). Das zurücktretende südliche Stück der Ostwand wird von einem ziemlich langen Rundbogenfenster durchbrochen, in dessen Nähe nach Süden zu ein Wandpfeiler hervortritt, der in dem jetzigen Bau keine Bedeutung mehr hat; das sich dann nach Süden fortsetzende Wandstück schliesst aussen mit einem diagonalen Strebepfeiler. Die südliche Abschlusswand


Fig. 33.

der Seitenschiffe ist gleichartig, die Nordwand dagegen nicht; während die westlichen drei Joch gotische Formen zeigen, einfach profilierte Fenster und ein Portal von frühgotischer Bildung, (Fig. 35 u. 36) hat das östliche Joch spätromanische Formen; zwei romanische Fenster von ähnlichen Verhältnissen wie das in der südlichen Ostwand durchbrechen hier die Wand; aussen umzieht ein starker Rundstab das ganze Fenster; zwischen beiden ist offenbar später ein dreiteiliges Spitzbogenfenster mit flachem, das ganze überspannenden Blendbogen eingebrochen; dieser Wandteil springt nach Norden zu nicht unbedeutend aus dem westlichen Teile

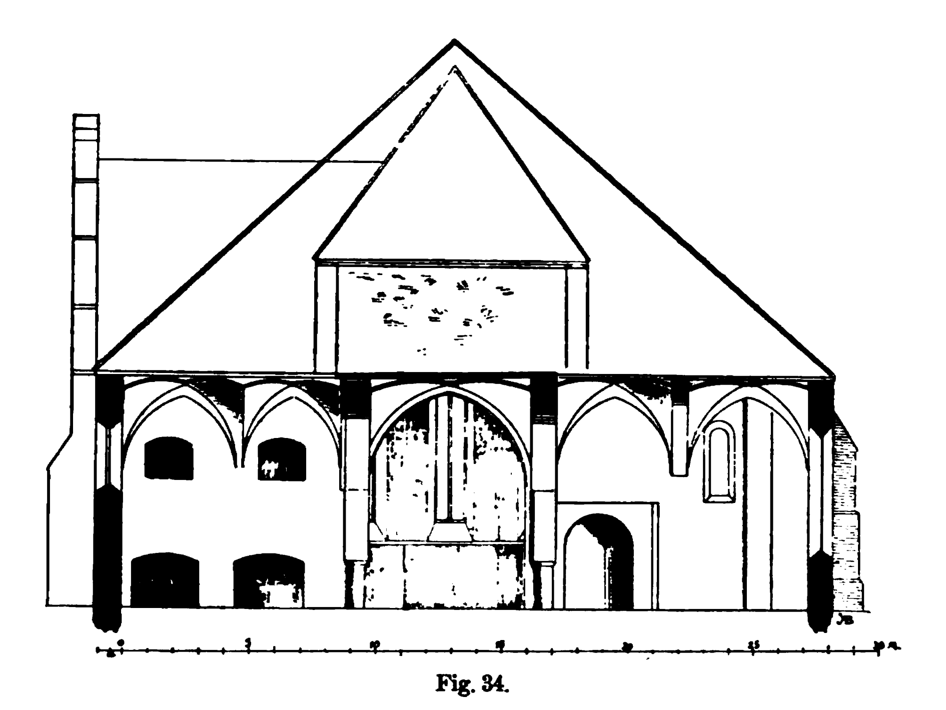


Fig. 34.

der Wand hervor und ein diagonal gestellter Strebepfeiler von besonderer Struktur stützt die vorspringende Ecke und das Gewölbe.

Diesen so verschiedenartigen Teilen des Langhauses gegenüber ist der Chor ein einheitlicher Bau von grossartigen Verhältnissen und schönen Einzelformen; drei Gewölbejoche und ein aus dem Achteck konstruierter Chorschluss bilden einen Raum, der um 2 m länger ist als das Langhaus. Die Gewölberippen ruhen auf kapitälgeschmückten halbrunden Diensten, die auf eine horizontal die Wände umziehende Leiste aufsetzen. Das Masswerk der zweiteiligen Fenster ist edel gebildet und besteht abwechselnd aus Drei- und Vierpässen. Die Profile sind einfach, das Profil der Thür, die in die südlich angebaute Sakristei führt, zeigt aber einen kräftigen Birnenstab, der die Mitte einnimmt; tiefe Hohlkehlen und dünne Rundstäbe wechseln sonst mit einander ab; das Portal dürfte deshalb später sein als der übrige Bau. Ausser dieser Sakristei, die mit guten Kreuzgewölben überspannt ist, legen sich noch zwei kleinere Räume im Süden vor den Chorbau. Eine nördlich angebaute Empore mit schönem vierteiligem

Sterngewölbe, das in der Mitte auf einem Rundpfeiler ruht, ist 1558 erbaut und hat noch spätgotische Formen; die Fenster- und Thürprofile sind nüchtern, die Spitzbogen ungeschickt; das Profil der Gurtrippen der Gewölbe macht allein eine mässige Ausnahme; kräftige Rundstäbe wechseln hier mit schmalen Hohlkehlen. Aussen belebt ein mit Rundstablisenen geschmückter Treppenturm die Ostseite.

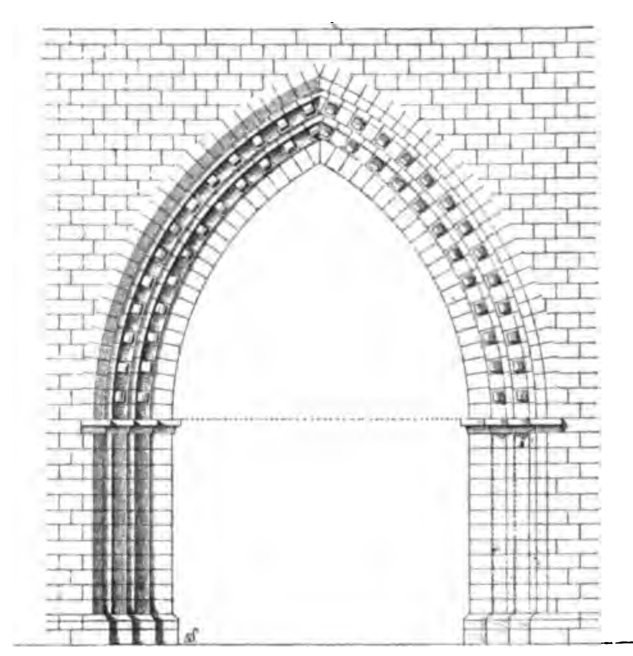


Fig. 35.

Der Giebel dieses Emporenbaues hat Renaissanceformen; auch die Rundbogenöffnungen nach dem Chorraume zu verdanken der Renaissance ihre Gestalt.

So bildet der Kirchenbau ein wenig harmonisches, vielgestaltiges Ganzes; ein langes Schleppdach, das das Dach des an sich weit höheren Chorbaues

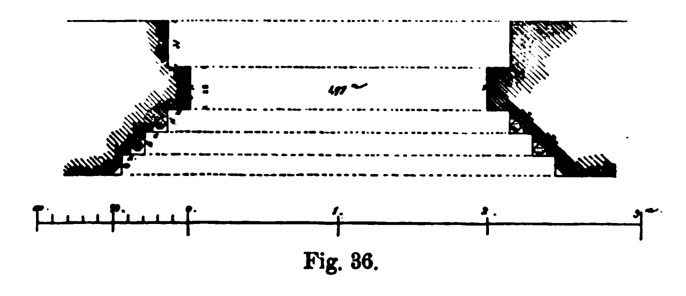


Fig. 36.

überragt, sucht wenigstens dem Äusseren ein etwas besseres Verhältnis zu geben, doch ohne rechten Erfolg.

Was folgt nun aus den Formen der eben beschriebenen Teile für die Bau geschichte? Zunächst stellt sich der grösste Teil des Turmes als ein romanischer Bau dar; mit ihm stimmen in der Anlage die vier Pfeiler mit Halbsäulen-

vorlagen, ebenso der romanische Triumphbogen und die Apsis des einen südlichen Seitenschiffs überein. Die Kleinheit aller Verhältnisse lässt es nicht zu, die übrigen romanischen Teile im Süden und im Norden in dieselbe Zeit zu setzen, auch widerspricht dem der Wandabsatz im südlichen Seitenschiffe. Wir haben also zwei romanische Bauperioden zu unterscheiden. Die älteste

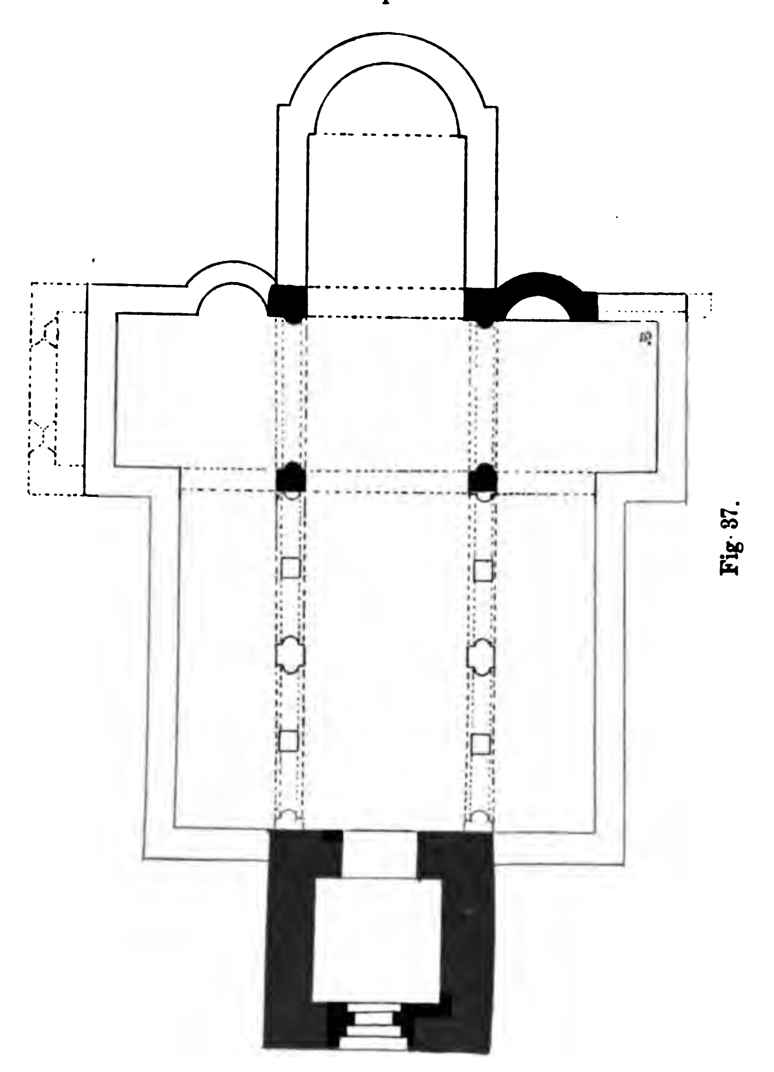


Fig. 37.

umfasst die auf dem Grundriss schwarz ausgefüllten Teile, die zur Wiederherstellung des alten Grundplanes genügen. Die älteste romanische Anlage war demnach eine dreischiffige Basilika mit Chorraum, grosser Ostapsis und zwei Nebenapsiden. Ob die Kirche ein Querschiff gehabt hat, ist nicht ganz zweifellos festzustellen; es spricht dagegen, dass bei Annahme eines solchen recht kurz ausfallende Langhaus (15,4 m), dafür freilich die Regel, sowie der Umstand, dass der erweiterte Bau ohne Zweifel das östliche Joch als Vierung betrachtet und nördlich und südlich zu einem Querhaus ausgebaut hat. Nehmen wir ein

Querschiff an, so muss die älteste Kirche den in Fig. 37 dargestellten Grundriss gehabt haben. Die Pfeiler des Langhauses sind dann m. E. genau so gebildet gewesen, wie die jetzt in der Vierung vorhandenen, doch werden zwischen ihnen noch Mittelstützen gestanden haben, deren Achsenweite dann 3,45 m betragen haben muss, ein Mass, das bei vielen romanischen Kirchen wiederkehrt. Die Kirche hat dann wahrscheinlich die in Fig. 38 dargestellte Aussenansicht gehabt. Wenn die Kirche ohne Querschiff gewesen ist, so kann man die Gemeindekirche in Drübeck a. H. damit vergleichen; (Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen VII. Heft, Grafschaft Wernigerode Seite 41) auch hier schliesst sich der Altarraum unmittelbar an das Langhaus an.

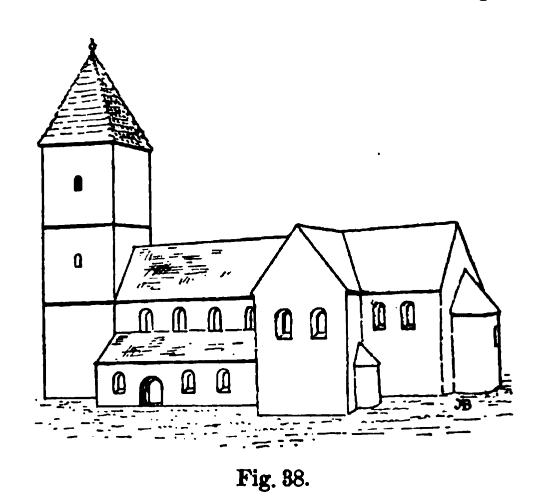


Fig. 38.

Ob der Umstand, dass die ganz unabhängig von einander nur auf Grund der vorhandenen alten Reste entworfenen Grundrisskonstruktionen der Nikolai- und der Marienkirche Räume von gleicher Länge darstellen, nur ein Spiel des Zufalls ist oder beweisen, dass die Länge der ursprünglichen Bauten auf einer bewussten Übernahme der Längenmasse der älteren Kirche in die jüngere beruhen, wage ich nicht zu entscheiden. Abgesehen von der Länge unterscheiden sich aber die beiden alten Anlagen in jeder Hinsicht. Die Marienkirche hat nicht nur eine grössere Breite des Langhauses, sondern verrät auch einen komplizierteren Grundriss; sie ist eben offenbar ein städtischer Bau, während die Nikolaikirche, wie wir sahen, mit ihrer einfachen Gliederung auf eine Dorfgemeinde hinweist. Gross ist aber auch die Marienkirche, wie wir sahen, nicht gewesen. Kein Wunder, wenn sie nicht allzulange dem wachsenden Bedürfnis genügte. Der Altarraum wird von dem nötig werdenden Erweiterungsbau nicht betroffen worden sein. Wohl aber rückte man die Nord- und Südwand des Querschiffes weiter hinaus. Diese Nordwand und die Ostwand des südlichen Querschiffs ist noch erhalten. Es ist nicht unmöglich, dass man schon damals die fünfschiffige Anlage durchführte; die Pfeiler, die jetzt die Gewölbe tragen können sehr wohl so alt sein, wenn auch die Kämpfer erst der grossen Wiederherstellung nach 1658 angehören werden, was von den Gewölben feststeht. Dass die südlichen Seitenschiffe breiter sind als die nördlichen, ist eine häufig wiederkehrende Erscheinung. Die jetzigen Umfassungswände, mit Ausnahme der erwähnten Wand des nördlichen Querschiffes, gehören der Gothik an und werden von den Bränden, die die Kirche betrafen, öfter mitgenommen sein. Vielleicht erklärt sich so die verschiedene Behandlung der Fenster; in der Südwand wird die schlecht profilierte Thür und das flachbogige, gar nicht profilierte Fenster darüber von zwei reich profilierten Fenstern umgeben; (das westliche ist jetzt verblendet), während das östliche Fenster wieder nur ganz schlichten Einschlag hat.

Eine spätere Erhöhung der nördlichen Umfassungswand scheint aus einer Gesimsleiste zu folgen, die an der Westseite (Fig. 31) sichtbar ist; so wie sie ist, hat sie keinen rechten Zweck; als annähreudes Gegenstück hat man vielleicht den etwas sonderbar angebrachten Fries an der entsprechenden Stelle des Südschiffes angeordnet. Die bedeutendste Erweiterung der Kirche erfolgte später durch den Chorbau, der auf die vorhandenen und auch zu erhaltenden Teile keine Rücksicht nahm, sondern wahrscheinlich in der Zuversicht gebaut wurde, dass einmal die ganze Kirche in gleicher Weise umgebaut werden sollte.*

Seine ganze Architektur deutet auf die beste Periode der Gothik, weshalb wir mit grosser Wahrscheinlichkeit auf die ersten Jahre des 14. Jahrhunderts schliessen. Mag nun eine Zerstörung durch die von Schultze überlieferte und anderen Chronisten nachgeschriebene Feuersbrunst von 1306 die Veranlassung zum Bau gegeben haben oder nicht, auf eine Bauzeit zu Anfang des 14. Jahrhunderts weist auch die ebenfalls von Schultze S. 12 gebrachte Überlieferung, dass der Chor „von einem Päbstischen Messpfaffen M. Petro“ gebaut sei, dessen Bild in Lebensgrösse bis 1558 in einem damals — aus Anlass des nordöstlichen Anbaues — zugemauerten Fenster zu sehen gewesen. Dieser M. Petrus war allerdings nicht, wie Adler S. 90, Anm. 4, annimmt, der Baumeister, sondern der Bauherr, ohne Zweifel der in den Urkunden jener Zeit oftgenannte damalige Stadtpfarrer. Verschiedene Urkunden lassen in ihm, der auch den Titel eines Hofkaplans des Markgrafen Waldemar führte, nicht blos einen hervorragend tüchtigen Mann erkennen, sondern weisen auch den Besitz eigenen Vermögens, sowie Beziehungen zu den begüterten Familien der Umgegend nach.[1] Nehmen wir dazu die Stelle einer Stendaler Urkunde[2] betr. Beschlüsse der Gewandschneidergilde: „Anno 1325 tunc acquieferunt guldam magister petrus de Gardeleghe, prepositus de Wolmistede . . .“, so wird glaubhaft, dass der einstige Stadtpfarrer zu Gardelegen später zum Probst zu Wolmirstedt befördert sei und der um 1300 blühenden Familie der Edlen von Gardelegen angehört habe. Zu derselben Familie gehörte der Brandenburger Canonicus und magister structurae Hinricus de Gardeleve. Es liegt die Vermutung nahe, dass der Stadtpfarrer Petrus diesen Baumeister, seinen Verwandten, zum Bau des Chors der Marienkirche in der Heimat seines Geschlechtes herbeigezogen habe. Derselben Zeit entspricht die Grösse der gutgebrannten Mauerziegeln, welche meist $27^{1}/_{2}$, 13, 9 cm Dimensionen zeigen. Der Brand von 1503[3] wird besonders viel Anlass zu Reparaturen gegeben haben, nachdem im Jahre 1470 durch Unvorsichtigkeit des Türmers eine Feuersbrunst ausgebrochen war und den Turm stark beschädigt hatte. Kollekten und Ablässe mussten beidemale die Mittel zum Wiederaufbau zusammen bringen. Das Obergeschoss des Turmes gehört jedenfalls dieser Erneuerung an. Er wurde schon im Jahre 1593 durch den Blitz, 1610

[1] Riedel a. a. O. A. 6, 93—95 cf. 172. 173.

[2] Riedel a. a. O. A. 15, 85.

[3] Schultze sagt S. 157 „oder wie andere setzen A. Chr. 1509“. Letztere Jahreszahl ist jedoch sicher falsch, da kaum eine andere Feuersbrunst gemeint sein kann, als die, welche dem Kurfürsten Jochim I. zu der bei Riedel a. a. O. A. 6, 158. 159 abgedruckten Urkunde Veranlassung gab. Nach derselben würde man sogar auf das Jahr 1505 schliessen können.

durch den Sturmwind stark beschädigt und beide Male in der früheren Gestalt wieder hergestellt. Die umfassendere Zerstörung des ganzen Gebäudes durch den Einsturz vom Jahre 1658 ist oben geschildert. Während das Langhaus bereits 1660 notdürftig und 1662 völlig wiederhergestellt war, wurde der Turm erst in den neunziger Jahren vollendet. Er erhielt nun seine jetzige Gestalt mit Aufsetzung einer doppelten Haube, ähnlich wie der des Rathauses. Der Chronist Schultze, der die Zerstörung der Kirche, namentlich der schönen schlanken Spitze des Turmes lebhaft beklagt, hat die Vollendung des Letzteren nicht mehr erlebt, da er schon 1685 starb.

Sicher lässt sich schliesslich noch die Bauzeit des nordöstlichen Anbaues, durch welchen die jetzt sogenannte Brautthür führt, bezeichnen. Adler nennt ihn S. 91, Z. 4. „eine vierjochige, mit Sterngewölben bedeckte zweigeschossige Kapelle, welche sich im oberen Geschosse nach dem Chore hin öffnet.“ Er setzt weiter unten die Bauzeit in den Anfang des 16. Jahrhunderts. Dieser Anbau ist jedoch 1558 aufgeführt und seine Bestimmung war nicht die einer Kapelle, sondern Chr. Schultze bezeichnet ihn teils als Schülerchor teils als Prieche. (S. 12, 16, 20.) Über dem Portal findet sich eine Backsteinreihe mit der in die nasse Form gedrückten Lapidarschrift:

BONEFATƷ TRVSTEDE PAWEL·V·D·HORST M A B·1558·

und darüber noch besonders: 1.5.X5.8.

Bonifacius Trustedt und Paul v. d. Horst, Mitglieder zweier um jene Zeit blühenden Patriciergeschlechter haben — wie wir mit Sicherheit annehmen dürfen — den Bau aus ihren Mitteln aufführen lassen.[1] In den Buchstaben M. A. B. steckt wahrscheinlich der Name des Baumeisters. In demselben Steinverbande ausgeführt und von hübscher Form ist das cylinderförmige Treppentürmchen an der Ostwand. Dasselbe zeigt auf einem Steine ebenfalls die Jahreszahl 1558. An der Südseite des Chors befinden sich drei niedrige, gewölbte, kapellenartige Räume, deren östlichster als Sakristei dient und zierliche Rippengewölbe zeigt.

Auf dem Altar befindet sich ein grosser Schrein mit doppelten Flügeln (Fig. 39). Die Innenansicht ist mit Holzsculpturen versehen und zeigt in der Mitte die Krönung Mariä, darunter die kleine Kreuzigung, zu beiden Seiten die 12 Apostel getrennt durch gothische Pfeilerchen, welche oben durch Spitzbogen mit einfachem, im Muster gleichem Masswerk verbunden sind. Auf jedem Klappflügel stehen noch 2·mal 4 Heilige (auch weibliche). Als Predella zeigen sich 8 Nischen mit 7 weiblichen Büsten und einem Christuskopf, der die 4. Nische (von Süden nach Norden gerechnet) füllt. — Klappt man das innere Flügelpaar nach der Mitte zusammen, so hat man eine zweite Ansicht, die mit Ölbildern geschmückt ist, welche einzelne Figuren mit Spruchzetteln im niederdeutschen Dialekt darstellen. Es sind 12 Männer des Alten Testaments und die 12 Apostel, so geordnet, dass auf einen der Ersteren immer ein Apostel folgt. Das Schriftwort auf dem Spruchzettel der Ersteren entspricht jedesmal dem Teil des Apostolikums, welcher

[1] Christ. Schultze a. a. O. S. 20, vergl. 16.

auf dem Spruchzettel des nachfolgenden Apostels verzeichnet ist Aus der Reihenfolge dieser Spruchzettel ergiebt sich, dass der Künstler sein Werk als



Fig. 39.

Gesamtansicht in zwei Reihen von je 12 Figuren betrachtet wissen will. Wir zählen danach von Norden nach Süden die Oberreihe mit 1—12, die Unterreihe mit 13—24:

1) jheremias sprak: got de sprikt gi scullet my heten vader.
2) ſinte peter sprak: ik loue in enen got vader almechtich schippere himmelrikes unde ert rikes.
3) david sprak: du bist min sone hute ghebar ik dy.
4) sinte andreas sprak: ik loue in synen enbornē sone unsen heren jhesum cristum
5) ysayas sprak: seed en juncvrowe entfenget unde ghe bert enen sone.
6) sinte jacob sprak: ik loue dat he entfangen wart von deme hilghen gheyste, unde ghe boren wart von marien der hilghen juncvrowen.
7) daniel sprak: na twen unde seuentich daghen wert ghe dodet.
8) sinte johannes sprak: ik loue dat he under pylato ghevangen wart unde ghe dodet wart un̄ begrauen wart.
9) oxias sprak: o god ik scal sin dyn dod helle ik scal sin dyn bedde.
10) sinte thomas sprak: ik loue dat he to der hellen vor und an dem dridden weder upstund vom dode.
11) amos sprak: god het synen upgangh gestichteghet an den himmel.
12) sinte jacob de minre sprak: ik loue dat he to himmel varen is unde sit to der vorderē hant synes vaders.
13) josep sprak: to yosaphad in dem dale scal he verordelen de slechte.
14) sinte phylippus sprak: jk loue dat he to komende is to verordelen de leuendyghen unde de doden.

15) aggeus sprak: myn gheyst scal syn mit guden luden.
16) sinte bartholomeus sprak: ik loue in den hilghen gheyst.
17) sophonias sprak: dyt ys de louede stad de dar sprikt buten my en is nicht.
18) sinte matheus sprak: ik loue in den hilghen cristenheyt.
19) malachias sprak: alse du hatet hest also vor gyf.
20) sinte symon sprak: ik loue verghevige unde aflat der sunde.
21) sacharias sprak: ik erwecke dine kyndere.
22) sinte judas sprak: ik loue vedder upstandinge des vlesches.
23) abyas sprak: des heren scal sin dat ryke.
24) sinte matthias sprak: ik loue my dat ewighe leuent. amen.[1]

Die Männer des Alten Testaments tragen eine rot und grüne Kopfbedeckung, die Apostel sind ohne Kopfbedeckung aber mit einem Heiligenschein versehen.

Klappt man schliesslich auch die äusseren Flügel und somit den ganzen Schrein zusammen, so findet man auf der Aussenseite ein Bild in Leimfarben auf Kreidegrund, welches die Verkündigung Mariä darstellt: der Engel Gabriel mit dem Schriftbande:

ave gracia plena dominus tecum

auf der anderen Seite die Maria mit dem Schriftbande:

ecce ancilla domini sum, fiat mihi secundum verbum tuum.

Ein zweiter kleiner Altarschrein befindet sich dicht neben der Kanzel in der südlichen Nebenapsis. Der geöffnete Schrein zeigt in der Mitte die grosse Figur eines Heiligen mit einem Buche in der Hand, zu beiden Seiten je zweimal zwei Heilige; jeder der beiden Flügel hat zwei Reihen von je drei Heiligen. Die Figuren, Holzsculpturen mit strahlenförmigem Heiligenschein, sind ähnlich wie die der Innenansicht des Schreins auf dem Hauptaltar umrahmt, doch ist die Arbeit älter. Die Predella zeigt drei bemalte Holzsculpturen, die erste stellt St. Georg dar, die zweite den Traum des heiligen Augustinus von der heiligen Dreieinigkeit, die dritte den Christophorus mit dem Jesuskinde auf den Schultern den Strom durchwatend.

Ein dritter Altarschrein mit schönen Figuren und etwas grösser als der zuletzt beschriebene ist jetzt — unzweifelhaft nicht an seiner ursprünglichen Stelle — an der östlichen Innenseite der beiden nördlichen Seitenschiffe angebracht. Er zeigt im Fond die Maria, daneben zwei Heilige, einen bärtigen Mann und einen Geistlichen. Auf den Innenflächen der Flügel sind Marterscenen aus dem Leben der heiligen Barbara und Katharina dargestellt.

Die Kanzel ist im Rococogeschmack ausgeführt und von Martin Warenberg geschenkt. Sie stützt sich auf die Figur des Königs David, der in der Hand eine Säule hält. Auf derselben steht das Chronostichon: Inauguratur anno In festo AsCensIonIs DoMInI, welches die Jahreszahl 1606 ergiebt. An der Brustwehr

[1] Diese originelle Weise, das apostolische Glaubensbekenntnis unter die zwölf Apostel zu verteilen, findet sich mehrfach; in der Provinz Sachsen fanden wir sie bisher nur noch am Altar zu Nieder-Eichstedt, Kr. Querfurt. Vgl. Bd. I, S. 549, vgl. auch H. Otte, Handbuch der Kunstarchäologie, 5. Auflage.

und Treppe sieht man biblische Scenen — die Verkündigung, Geburt Christi, die kleine Kreuzigung, die Auferstehung — und die bemalten Statuen der Apostel Petrus, Paulus, Andreas, Jacobus minor und Johannes, in den Zwischenräumen abwechselnd weibliche und männliche Karyatiden.

Zu beiden Seiten des Chors befinden sich auf der Nordseite 14, auf der Südseite 16 Chorstühle. Wahrscheinlich waren auch auf der Nordseite 16, von denen zwei weggenommen wurden, als man 1558 anlässlich des nordöstlichen Anbaues das dem Langhause nächste Frontfeld des Chors auch unten durchbrach. Sie dienten vor der Reformation den Geistlichen zum Sitz[1], nach derselben den Kommunicanten. Die Holzarbeit ist im Renaissancegeschmack. — Die Epitaphien der Bierstedts, der Frau Ude geb. Hackelbusch, des Bürgermeisters Benedikt Jeggow, des Bürgermeisters Heinrich Lorenz etc., sämtlich aus dem Ende des 16. Jahrhunderts oder den ersten Jahren des folgenden sind von geringem Kunstwert, bemerkenswerth ist nur das erste durch die naive Darstellung der Opferung Isaaks und des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter.

An der Südseite des Chors befinden sich verschiedene Bilder früherer Geistlichen, unter denen das des ersten evangelischen Pfarrers Bartholomäus Rieseberg († 1566) und das des Chronisten Christoph Schultze († 1685) hervorzuheben sind. Ebenso befinden sich im Chore zahlreiche Leichensteine von Geistlichen, Magistratspersonen und Officieren der Besatzungen während des dreissigjährigen Krieges. Bemerkenswert ist der des genannten Barth. Rieseberg mit der Inschrift: „repurgavit doctrinam 11. Nov. 1539“, zur Erinnerung an die erste in der Marienkirche gehaltene ev. Predigt, welche den Ausschlag gab für den Übertritt der ganzen Stadt zur Reformation.



Fig. 40.

Zwei mittelalterliche Kelche befinden sich noch im Besitz der Kirche und sind noch im Gebrauch. Der grössere ist 21,5 cm hoch mit einem Durchmesser von 14 cm am Rande. Um den Schaft liest man über dem Knauf:

ihesus : kri

unter dem Knauf:

kristus.

[1] Von Interesse ist noch die Notiz Schultze's S. 12, dass der alte Schülerchor vom nördlichen Eckpfeiler des Chors zum südlichen, an dem die Kanzel steht, hinüber quer durch

Unter dem Fusse sind die Worte eingraviert: ✠ orate pro hinriko horne avrifabro V ✠ mark. Da sich von demselben Goldschmied ein Kelch in der Klosterkirche zu Neuendorf befindet, der durch die darauf verzeichneten Geber mit Sicherheit



Fig. 41.

als in die ersten Jahre des 15. Jahrhunderts gehörig zu bestimmen ist, so ist auch für den obengenannten die Zeit der Herstellung gegeben.

Der kleinere, jetzt zu Krankenkommunionen gebrauchte Kelch ist 16,6 cm

die Kirche ging, d. h. Chor und Langhaus schied, und dass auf diesem Chor sich die Orgel befunden habe. Dadurch bildete der so grosse und hohe Altarraum einen abgeschlossenen gottesdienstlichen Raum für sich. Das wurde bald nach Einführung der Reformation 1548 geändert, dieser Schülerchor weggerissen, die neue Orgel auf dem jetzigen Platz untergebracht und später der nordöstliche Anbau in dem oben nach dem Altarraum geöffneten Teil zum Schülerchor bestimmt. Bei dieser Gelegenheit wurde leider auch das im nächsten Chorfenster auf der Nordseite befindliche Bild des Erbauers, des „Messpfaffen Petrus“ — wie wir oben sahen des Stadtpfarrers — weggenommen und das Fenster zugemauert.

hoch, bei einem Randdurchmesser von 11,9 cm. Die in gleicher Weise wie beim vorigen ausgeführte Umschrift des Schaftes lautet: „ave maria plē gracia."

Auf dem Turme hängen 4 Glocken von 1,84, 1,38, 0,82 und 0,62 m Durchmesser.

Die grösste ist 1599 von Heinrich Borstelmann in Magdeburg gegossen. Der gegen Ende des 16. Jahrhunderts auch sonst um die Ausstattung der Marienkirche hochverdiente Bürgermeister Heinrich Lorenz und seine Frau Katharina geb. Jacobs haben sie auf ihre Kosten giessen lassen.[1] Oben stehen die Hexameter:

Rupta bis ante fui nunc integra reddita laudo
Numen et ad sacros congressus convoco plebem.

anno domini 1599. Darunter die Namen der damaligen 4 Bürgermeister und 2 Kirchväter und die Worte: gloria soli deo. Am unteren Rande die deutschen Verse (in lateinischen Buchstaben).

Heinrich Borstelman̄ zu Magdeburg goss mich,
Zur Versammlung der Christen ruffe ich,
Dass sie mit Herzen, Sin und Mundt
Loben und preissen zu aller Stundt
Und so oft sie sie leuten hören
Der Auferstehung erinnert werden.

dahinter die Worte: sit nomen domini benedictum.

Auf der Zwischenfläche auf der einen Seite das Stadtwappen, rechteckig mit 5 Hopfenstangen; auf der zweiten die Maria mit dem Jesuskinde; auf der dritten der heil. Laurentius und die Namen der obengenannten Geber; auf der vierten die kleine Kreuzigung.

Die zweite Glocke ist 1505 gegossen und hat in Minuskeln die Inschriften:

nuncia divinae cunctos propulso reginae
in dies ad sacras ferians quotidie missas

---

hinricus campis arnoldus ivon qu magistri.

Die letzere nennt die Glockengiesserei. Das Jahr des Gusses ist in der ferneren Inschrift: anno milleno quingenteno quinto angegeben. Am unteren Rande sind ferner zu lesen:

hoc opus hoc sanctum conflarat. . .

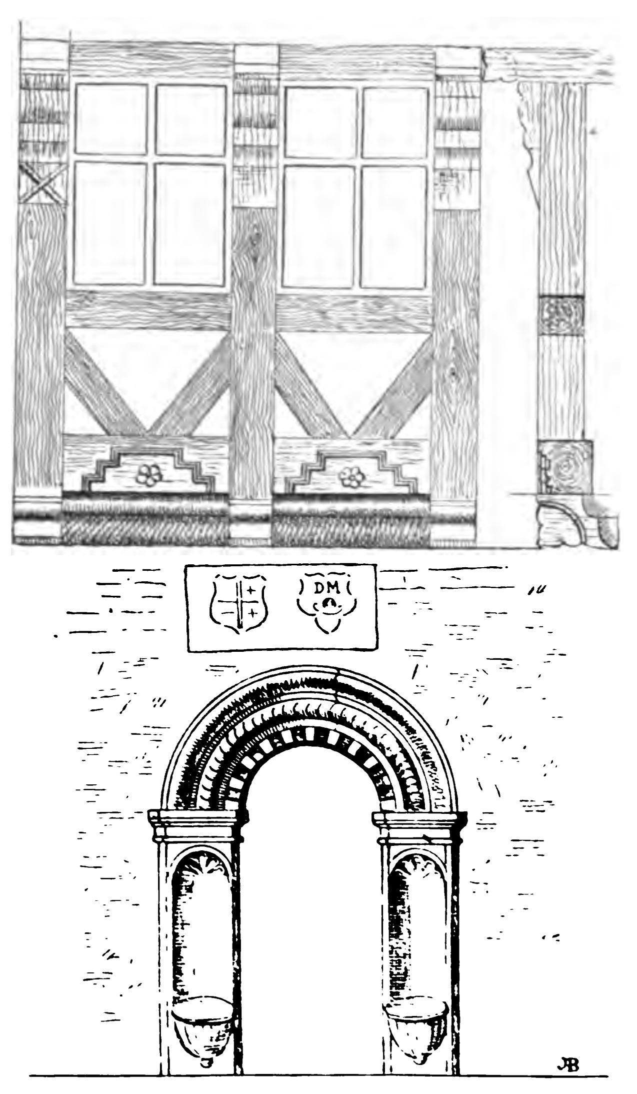
Die eine Seite zeigt einen Apostel mit einem Beil (Matthias?), die andere das Bild des Paulus mit den Worten: „sancte paule."

---

[1] Vgl. Chr. Schultze, S. 23. — Es ist übrigens beachtenswert, dass in Gardelegen die kirchlichen Restaurationsbauten seit 1470 wesentlich durch auswärtige Kollekten — unterstützt durch Ablassankündigungen — zu Stande gekommen sind, nach der Reformation dagegen durch die Gemeinde unter hervorragender Beteiligung reicher Bürgerfamilien der Stadt. — Es wäre von Interesse, auch in anderen Städten die kirchlichen Bauten des letzten Jahrhunderts des Katholicismus und die der ersten Zeit nach Einführung der Refomation bis zum dreissigjährigen Kriege in dieser Hinsicht zu vergleichen.

Die dritte Glocke ist von Schreiber und Janke in Magdeburg, welche im 17. Jahrhundert lebten, gegossen. Die vierte ist gesprungen und ausser Gebrauch, sie ist 1505 gegossen und hat ausser dieser Jahreszahl den oft vorkommenden Spruch:

sancta katrina is mien nam
myn ghelüt sy gade bequam.


Fig. 42.

Die von Christ. Schultze Seite 23 an zweiter Stelle als Sonntagsglocke angeführte von Arnd von Worledt und Henrich von Kampen gegossene Glocke ist nicht mehr vorhanden. Vermutlich rührt die vierte von denselben Giessern her und wurden somit nach dem Brande von 1503 drei neue Glocken beschafft. Der Einsturz von 1658 muss die Glocken im wesentlichen unversehrt gelassen haben.

Über die Kapellen zu St. Spiritus und St. Georg bei den gleichnamigen Hospitälern ist Erhebliches nicht mitzuteilen. In ersterer befindet sich ein nur sehr kleiner Altarschrein (übrigens auch ein Exemplar des Missale Halberstadense).

Die vielen bedeutenden Brände, welche die Stadt Gardelegen im Laufe der Jahrhunderte heimsuchten, haben unter den altertümlichen Holzhäusern dergestalt aufgeräumt, dass nur äusserst wenig aus dem späteren Mittelalter übrig ist. *Doch finden sich immer noch einzelne charakteristische Gebäude; das älteste dürfte dasjenige sein, von dem wesentliche Teile in Fig. 42 dargestellt sind. Das Haus steht

unter Nr. 39 an der Ritterstasse. Auf massivem Unterbau mit prächtiger Hausthür aus der Renaissancezeit erhebt sich ein Fachwerkgeschoss, dessen Formen der Gothik angehören. Die Konsolen unter der Dachschwelle, die nach unten zu mit einer Schildfläche in den Ständer verlaufen, der Treppenfries der Saumschwelle mit einer erhaben geschnitzten Rosette in der Mitte des Grundes, die birnstabähnlichen Nasen an den Balkenköpfen sind lauter Merkmale des gothischen Holzbaustiles, wie er zu Ende des 15. Jahrhunderts in ganz Niedersachsen



Fig. 43.

herrschte. Der massive Unterbau hat in seinen Formen aber nichts mit diesem Stile gemein, er gehört der Renaissancezeit an, wie auch die Jahreszahl 1588 bekundet. In diesem Jahre hat also der Umbau stattgefunden; es scheint als ob der massive Unterbau damals ein ursprüngliches Holzgeschoss verdrängt hat; sonst würden wohl die Consolen, die die Dachschwelle tragen, auch als Träger der Balkenköpfe unter der Saumschwelle erscheinen. Diesem Umbau gehören vielleicht auch die Füllhölzer zwischen den Balkenköpfen an, die aus gedrehten Rundstäben bestehen, während ursprünglich einfache Bretter, sogenannte Windbretter, den Übergang vom Untergeschoss zum vorkragenden Obergeschoss verdeckten. Die Renaissancethür hat eine reiche Umrahmung, wie sie sich tausendfach in ganz Deutschland findet.

Jünger ist das in Fig. 43—46 dargestellte Fachwerkhaus, das nach der unten angegebenen Inschrift 1579 gebaut ist; doch hat sich noch ein gothischer Vorhangbogen im Mittelfenster erhalten und Windbretter statt der Füllhölzer.

Hier tritt auch das sogenannte Zwischengeschoss auf, das dadurch entsteht, dass die Querbalken von innen in den Ständer verzapft sind. Das Erdgeschoss bildet also mit dem Zwischengeschoss ein Ganzes, dessen Ständer von der Grundschwelle bis zum Ende des Zwischengeschosses hindurchgehen; erst das dritte Geschoss ist dann wieder ein konstruktiv selbständiger Teil. Die Form des Zwischengeschosses findet sich sowohl in der gothischen wie in der darauffolgenden (niedersächsischen) Periode in ganz Niedersachsen.* Die in die Saumschwellen geschnitzte Inschrift lautet:

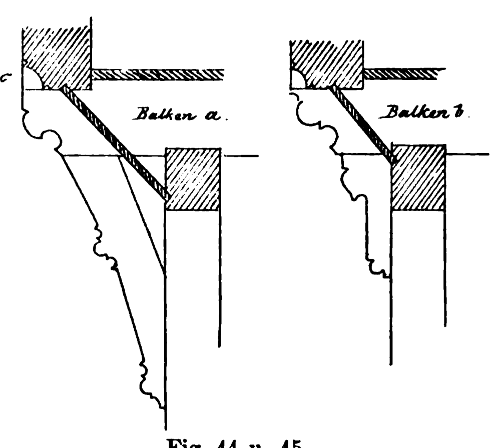


Fig. 44 u. 45.

In Gotts Gewalt hab Ichs gestalt
Er batts gefuegt das mier genuegt

Caspar Martens Elisabeth Stampeels, seine Ehe — im Jhare 1579.

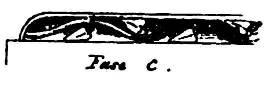


Fig. 46.

Das Haus ist übrigens auch auf einem der silbernen Geräte, welche dem jetzigen Kaiser zu seiner Vermählung von den preussischen Städten geschenkt wurden, dargestellt. In mehreren Häusern, auch solchen, die jetzt modernisiert sind, finden sich in den Zimmern der Erdgeschosse noch die steinernen Wölbungen einer früheren Zeit, unter vielen ferner sehr umfangreiche Kellereien, die zum Teil in das Mittelalter zurückreichen, Erinnerungen an die vormals so ausserordentlich blühende Brauerei.

An vielen Bürgerhäusern sind in die Saumschwellen der oberen Etagen fromme Sprüche eingeschnitten, welche dem 17. und 18. Jahrhundert angehören, wie dies in der Mehrzahl der östlich und nördlich von Gardelegen belegenen Dörfer fast durchweg — auch an Häusern aus diesem Jahrhundert — zu bemerken ist und auf eine tüchtige Sinnesart der Bewohner schliessen lässt. Sehr vereinzelt finden sich auch Steine mit dergleichen Inschriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert aus den früheren Gebäuden in die modernen mit hinüber genommen, erneuert und wieder mit eingemauert.


Fig. 47.

Das Stadtwappen ist vom frühen Mittelalter her lothrecht geteilt und enthält im rechten Felde den halben roten Adler, wie in fast allen altmärkischen Städten und im linken 3, 4 oder 5 umrankte Hopfenstangen. Der älteste uns bekannte Abdruck,

welcher erhalten ist, stammt aus dem Jahre 1390, ein Beweis, wie alt der noch jetzt oder jetzt wieder so schwunghaft betriebene Hopfenbau in Gardelegen und Umgegend ist.

Gehrendorf.

[1311 Jerendorp, 1331 Gerendorp, 1439. 1477 Jerendorpe, 1564 Gerendorff.]

Pfarrdorf an der Aller mit 312 Einw., 28 ½ km westsüdwestlich von Gardelegen. Über die Geschichte des Dorfes ist im Ganzen wenig bekannt. Die Schenken von Dönstedt haben 1311 daselbst 4 Hufen (et curiam et molendinum) von Halberstadt zu Lehen. Das Stift Walbeck hat 1331 den Zehnten von Gerendorp. Behrends meint, es sei von Walbeck aus gestiftet. In Halberstädter Urkunden aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts kommen wiederholt Edle von Jerendorp vor. In einer Öbisfelder Urkunde von 1439 erwähnt der dortige Pfarrer seinen Onkel Fridericus, Pfarrer in Jerendorpe. Im Öbisfelder Bierprivilegium von 1477 befindet sich Jerendorpe als Zubehör von Öbisfelde im Besitze der von Bodendik. Bei der ersten luth. Kirchenvisitation zählt Gerendorff 24 Hauswirte. Walther schreibt Jehrendorf. Das Dorf gehört zum Lande Öbisfelde und stand unter dem Patronat des Stiftes Walbeck. Vgl. Öbisfelde.

Die Kirche ist 1711—16 gründlich restauriert, nicht aber wie aus den Pfarrakten hervorzugehen scheint, neu erbaut. Das Mauerwerk deutet auf ein sehr hohes Alter. Mit ihrer östlichen halbkreisförmigen Ausrundung des ganzen Schiffes scheint die Kirche frühromanisch zu sein. Ebenso alt scheint ein Teil des sehr breiten Turmes, die Ostseite, zu sein, die romanische Fenster aufweist. Dagegen ist die Westwand mit spitzbogigen Fenstern versehen und demnach jünger.

Auf dem Turme hängen drei Glocken von 1,20, 0,98, 0,70 m Durchmesser. Die grosse ist in diesem Jahrhundert neu- bezw. umgegossen.[1] Die mittlere lässt die Majuskeln: NOS CUM PROLE P.. erkennen. F. Winter ergänzt: nos cum prole pia conservet sancta Maria[2] und verlegt den Guss in die Zeit vor 1300. Die dritte Glocke, wahrscheinlich ältere, hat keine Inschrift. Ein früher vorhandenes vom königlichen Museum in Berlin angekauftes, eisernes Krucifix aus dem 12. Jahrhundert ist in den Magdeb. Geschichtsblättern von 1869 von Wiggert beschrieben. — Interessant ist eine Holzstatue, welche auf der einen Seite die Maria mit dem Jesuskinde, auf der anderen die heilige Anna selbdritt darstellt. Im Altarraum sind neuerdings die Spuren der alten Fresken wieder aufgefunden, auf jeder Seite sechs Apostel fast in Lebensgrösse. Die Kirche besitzt noch zwei spätmittelalterliche Kelche von vergoldetem Silber.

Zwischen Gehrendorf und Rätzlingen befinden sich Grabstellen, die den Namen Hünengräber führen. Da sich aber in denselben keinerlei Urnen gefunden haben, vermutet Behrends nicht ohne Grund, dass es die

[1] Walther hat VI, S. 183 die Inschrift der alten Glocken aufbewahrt: „anna heit ick, mast meydemeyre von megdeburg dei goht mick, veni cum gratia sancta maria, Johannes anno dm MIIIIIVIIIO.“ Die Zahl muss wohl MCCCCCVIII heissen.

[2] Magdeb. Geschichtsblätter 1876, S. 177.

Grabstätten der im 10. Jahrhundert im Drömling aufgeriebenen Hunnenabteilung seien.

Riedel A. 17, 448. Zeitschrift des Harzvereins VI, S. 302. S. Walther VI, 121. 181—183. J. W. Behrends, Öbisfelde S. 170—182. Magdeb. Geschichtsblätter 1876, S. 176—179. 1877, S. 137. 138. Danneil, Visitationsabschiede etc. H. II, 137.

Hehlingen.

[959 pagus helinge, 1112. 1178 Helinge, c. 1250 Helinghe, 1301 heylige, 1302 magnum et parvum Helinghe, 1304 parva Helinghe, 1311 Helig parvum, major Helinge, magnum Helinge, 1318 minor, major heyling, 1324 lütken Helinghe, 1337. 1341 helinge, Helinghe, 1385 lütken helingen, 1448 Hellingen, hellingen, 1450 Groten helinge, 1475 Lutken Helinge, Helinge, 1495 Lutken helingen, 1535 Lutken Helingen, 1559. 1564 Helingen.]

Pfarrdorf von 530 Einw., 39 km westsüdwestlich von Gardelegen, bildet mit der Parochie Wolfsburg die kleinste Ephorie der Provinz, deren Ephoralgeschäfte der Reichsgraf v. d. Schulenburg-Wolfsburg versieht (vergl. Hesslingen und Wolfsburg). Zugleich bildet jede dieser beiden Parochien eine von Braunschweig und der Provinz Hannover umgebene Enklave. Sie gehören in ständischer Beziehung zum Herzogthum Magdeburg.

Der Gau helinge kommt bereits in einer Urkunde Ottos des Grossen 959 vor, wo dem Erzstift Magdeburg daselbst Güter geschenkt werden. Der Ort Helinge wird zuerst 1112 in der Stiftungsurkunde des Klosters Hamersleben erwähnt, die Kirche 1178 in der Bestätigungsurkunde desselben Klosters durch Bischof Ulrich von Halberstadt. Das Stift Walbeck besass um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Helinghe ebenfalls 3 Hufen nebst Einkünften von 6 solidi. Im Jahre 1264 beauftragt der Herzog von Braunschweig das Kloster Hamersleben die Kirche des Ortes wieder aufzubauen. Wahrscheinlich veräusserte das Kloster allmählich seine Besitzungen an die von Bartensleben, denen Markgraf Hermann von Brandenburg 1301 auch seinen Anteil an den Vogteirechten in villa heylige übertrug. Der bis dahin nach Heiligendorf eingepfarrte Ort wurde 1302 mit Klein-Helingen und Hellingen eine selbständige Parochie. Die beiden letztgenannten Orte sind später eingegangen, Lutken Helingen wird 1535 zuletzt erwähnt. Das Patronat erwarben die von Bartensleben erst 1341 vom Kloster Hamersleben. Den Zehnten von Gr.-Hellingen hatten sie — jedoch wie es scheint geteilt mit Ritter Bertram von Zampeleve — schon 1311 von Halberstadt zu Lehen; den in Helig parvo damals die von Meinersen. Nach dem Lehnbuch Otto's von Braunschweig[1] hat Guncelinus de bertensleue in minori heyling II curias, in majori heyling III curias vom Herzog zu Lehen. Schliesslich werden die von Bartensleben den ganzen Besitz vereinigt und auch die dort belegenen Güter des Stiftes Walbeck erworben haben, wenigstens werden die letzteren im Güterverzeichnis dieses Stiftes aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nicht mehr erwähnt. Im Jahre 1372 übereigneten die von Bartensleben ihre Besitzungen an das Erzstift Magdeburg, um sie von demselben als Lehen zurück

[1] Sudendorf, Urkundenbuch I, Nr. 303.

zu empfangen (vergl. Wolfsburg). So blieb auch Hehlingen beim Erzstift und späteren Herzogthum Magdeburg

Bei der Visitation von 1564 wird Helingen als Zubehör des Hauses Wulffsburgk bezeichnet. Das Patronat haben die von Bartensleben; der Ort zählt 40 Hauswirte.

Die Kirche nebst Turm ist modern, doch sind Reste des romanischen Mauerwerks vom ältesten Bau benutzt. Der westliche Eingang fehlt, daher hat der Turm einen grossen Verbindungsbogen nach dem Schiff. Die Stelle des Sakramentshäuschens ist durch einige Minuskeln bezeugt, von denen nur noch die Worte: „deū adora..“ zu lesen sind. Die Altarplatte hat die üblichen Weihekreuze.

Auf dem Turm hängen zwei fast gleich grosse Glocken von 1,01 und 0,99 m Durchmesser, die grössere ist 1856 von J. L. J. Wicke in Braunschweig gegossen, die andere ohne Inschrift nur mit einem rohen Kreuz und einigen undeutlichen Heiligenbildern besetzt. — Am östlichen Kirchengiebel ist unten ein Stein eingemauert mit der Jahreszahl XV^c^XIX (1519). Die Bekrönung der Giebel vom Turm bilden zwei gothische Kreuze, während auf dem Schiff ein romanisches Kreuz aufgesetzt ist.

Im Pfarrarchiv befindet sich eine Korrespondenz zwischen dem Grafen von der Schulenburg und dem Pastor Heinrich Otte über eine zersprungen gewesene und daher neuerdings umgegossene Glocke, welche den Glockengiesser Medardus Wagheners und die Jahreszahl 1555 nannte. (Näheres über diesen einer niederländischen Glockengiesserfamilie angehörigen Werkmeister, vergl. in „Glockenkunde“ von Dr. H. Otte, 2. Aufl. 1884, Leipzig bei Weigel. —

Riedel A. 16, 393. 17, 59. 231. 232. 238. 240. 261. 283. 284. 286. 295—97. 304. 314. 329. 421. 445. 449. 450.

A. G. V. 10, 40—45. — Neue Mitteilungen des Thür. Sächs. Vereins etc. II, 40—49. Schmidt, Urkundenbuch des Hochstiftes Halberstadt I, Nr. 282. Sudendorf a. a. O. I, Nr. 303. Vergl. Art. Wolfsburg.

Hemstedt.

[1350. 1376 Hemstede, 1379 Hempstede, 1418. 1420 hemstede, 1457. 1462 Hemstede, 1484 Hemmenstede, 1506 Hempstede.]

Kirchdorf von 296 Einw., Filial von Lüffingen, 6 km nordöstlich von Gardelegen.

Im Jahre 1350 belehnt der Knappe Heyno Moweryn den Hermann von Hemstedt, Bürger zu Gardelegen und seine Frau Adelheid mit 1 Wsp. Roggen jährlicher Hebung vom Hofe Johann Bunemannes zu Hemstede. Augenscheinlich waren die von Hemstedt die früheren Besitzer des Ortes und sind wie viele andere ihres Standes in die Stadt gezogen. Die Knappenfamilie Mowerin oder Mourin verkaufte Hemstedt bald darauf an das Kloster Neuendorf: Merten Mourin unter Zustimmung seines Vetters Heineke 1376, welchen Kauf Markgraf Sigismund 1379 bestätigt, und Hans Mourin seinen Anteil unter Zustimmung seines Sohnes Heinrich 1380. In den Fehdezügen der Magdeburgischen verlor das Kloster 1418 in Hemstedt bei zwei Gelegenheiten Pferde, Ochsen und zwei Gefangene, welche letzteren nach Alvensleben in Haft gebracht wurden. Das

Kälberholz bei Hemstedt verkaufte 1462 Markgraf Friedrich der Jüngere nebst 1 Wsp. Roggenernte an das Kloster. Die Altarstiftung Philippi und Jacobi in der Nikolaikirche zu Gardelegen besass 1418 Einkünfte in Hemstedt, ebenso 1484 die Altarstiftung Bartholomäi in derselben Kirche das Grundstück geylehow bei Hemstedt. Davon abgesehen scheint der ganze Ort dem Kloster gehört zu haben und ist 1457 und 1506 ausdrücklich unter den demselben gehörigen Dörfern aufgezählt. Die Vogtei darüber besassen die von Alvensleben. Vergl. Kloster Neuendorf.

Die Kirche ist in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts neu erbaut. Auf dem Dachreiter derselben hängen zwei Glocken von 0,80 und 0,63 m Durchmesser. Die grössere ist 1827 von C. G. G. Becker in Halle gegossen. Die kleinere stammt vom Kloster Neuendorf und hat die obere Umschrift:

Anno MDCCVI fieri me curavit in usum coenobii
Neyendorf Sophia Hedewig de Jeezen domina ibidem.

Riedel A. 6, 114. 146. 159. 22, 391. 396. 398 ff. Suppl. 366. 368. B. 3, 347.

Hesslingen oder Heslingen.

[1302 hesslinghe, 1311 Heslinge, 1450 heslingk, heslingen, 1475 Heszlingen, 1559 Heslingen].

Kirchdorf von 299 Einw., dicht bei Wolfsburg und mit diesem als mater combinata zu einer Parochie verbunden, 42 km westlich von der Kreisstadt.

Bei der Stiftung der Pfarre Hehlingen 1302 wird als Zeuge Hildebrandus, plebanus de heslinghe genannt. Das Dorf ist damals offenbar im Lehensbesitz der von Bartensleben, welche nach dem Halberstädter Lehnsregister von 1311 auch den Zehnten von Heslinge als Lehen von Halberstadt besassen. Hille von Bartensleben stiftet 1418 eine Seelenmesse für Günzel von Bartensleben, seine Frau und Kinder beim Pfarrer von Hesslingen. 1450 verpflichtet sich Pfarrer Hinrik Clinkow in Hesslingen zu einer wöchentlichen Seelenmesse in der Kapelle vor Wolfsburg oder auf dem Schlosse. Danach war damals Hesslingen der Pfarrort und Wolfsburg eingepfarrt, während es jetzt umgekehrt ist.[1] Nach dem Lehnsbrief von 1475 trugen Jacob von Bartensleben und seine Brüder den Zehnten im Dorfe und Felde to Heszlingen von Herzog Wilhelm von Braunschweig zu Lehen. Nach dem Lehnsbrief von 1559 ist Hesslingen, vor der Wolffsburg belegen, als Zubehör derselben erzbischöflich magdeburgisches Lehen der von Bartensleben auf Wolfsburg. Vergl. Heslingen und Wofsburg.

Die alte romanische, jetzt restaurierte Kirche hat noch eine jetzt so selten gefundene Apsis. In letzterer, also im Altarraum steht eine Anna selbdritt von Holz, wohl der Rest eines alten Holzschreines.

Auf dem alten Turme befinden sich zwei Glocken von 0,83 und 0,79 m

[1] Nach dem Visitationsrecess von 1564 müssen die Hesslinger zur Predigt und Kommunion in die Kapelle vor dem Hause Wulffsburgk gehen, während sie Taufe und Begräbnis in der Kirche zu Hesslingen bezw. auf dem Kirchhofe haben. Deshalb ist Zwiespalt und schlechter Kirchenbesuch.

Durchmesser. Die grössere ist gesprungen und von schlechtem Guss. Sie zeigt die Jahreszahl:

a° dñi m° cccc; lxviii

Die kleinere ist ohne Schrift, daher wohl sehr alt, wie auch die etwas schlanke Form beweist.

Riedel A. 17, 232. 272. 284. 296. 329. 449. Vergl. A. G. V. 10, 45. — Danneil, Visitationsabschiede etc. Heft 2, 139. 140.

Hödingen.

[1264 Hedinge, 1311 Hogynghe Hoginghe, 1314 Hoyginghe, 1450—1500 Hogine.]

Kirchdorf von 603 Einw., Filial von Eschenrode, 33 km südwestlich von Gardelegen.

Hödingen wird von Wohlbrück — v. Ledebur für das Adinge der Urkunden Otto's des Grossen gehalten. Wir verstehen unter Adinge vielmehr Etingen (vergl. den Art). — Im Jahre 1264 übereignet Bischof Volrad von Halberstadt 3 Höfe und den Zehnten in campo et in villa Hedinge dem Stift Walbeck.[1] Nach dem Halberstädter Lehnsregister von 1311 haben die von Werberge Hogynghe bezw. Hoginghe von Halberstadt zu Lehen „et decimam in nemore ibidem,“ die von Nendorp 6 Hufen in Hoginge cum omnibus pertinentiis. In den Walbecker Statuten von 1314 ist unter den Einkünften des Stiftes auch der Zehnt von Hoyginghe genannt, ebenso im späteren Güterverzeichnis des Stiftes aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts der Zehnt in Hogine. Das Patronatsrecht besass Walbeck ebenfalls bis zu seiner Säkularisation. Politisch gehörte Hödingen zu Halberstadt bezw. zum halberstädtischen Amt Weferlingen. Vgl. Eschenrode.

Die Kirche ist modern, der Turm etwas älter. Die drei Glocken sind von Gussstahl. Altertümliches ist nicht vorhanden.

Schmidt, Urkundenbuch des Hochstiftes Halberstadt II, Nr. 1104. Riedel A. 17, 445. 447. 454. Neue Mitteilungen des Thüring. Sächs. Vereins II, S. 38—61 von P. W. Behrends. Harzzeitschrift VI, 286—304 von F. Winter. —

Hottendorf.

[1340 Hoddendorp, 1457 Hoddendorpe.]

Kirchdorf von 265 Einw., mater comb. von Trüstedt, 10 km östlich von Gardelegen.

Nach dem Bestätigungsbrief des Papstes Innocenz IV von 1246 besitzt das Kloster Neuendorf in Hodicesdorp oder Hoddendorpp 5 Hufen. Da die ältere Abschrift der nicht mehr im Original vorhandenen Urkunde die erstere Lesart hat, die zweite in einem späteren Transsumpt von 1490 sich findet, so ist wahrscheinlich Odixdorp gemeint, wo das Kloster bereits 1235 Besitzungen erhielt.

---

[1] F. Winter, Harzzeitschrift VI, p. 300 liest Goginge. Dagegen Schmidt im Urkundenbuch etc. Hedinge. — In der Schreibart Hoginghe etc. im Halberstädter Lehnsregister und sonst erklärt sich das erste g aus einem Umlaut, wie umgekehrt die alte Schreibart für Wegenstedt Wedenstedt ist.

Der Schreiber des Transsumptes von 1490 hat Hoddendorpp gelesen, weil Odixdorf schon länger wüst (vergl. Wüstungen A.) und ihm unbekannter war als das später wieder aufgebaute Hottendorf. 1340 kaufen Heinrich, Pfarrer von Kalbe und Propst zu Kloster-Neuendorf und der Kaplan zu Kloster-Neuendorf Dietrich von Mildehöft das Dorf Hoddendorp von den Gardelegener Bürgern Konrad Spelhovel und Walter Nigendorp, die es bisher vom Erzstift Magdeburg zu Lehen besassen, und dotiren damit einen Altar in der Klosterkirche. Das Erzstift giebt sein Eigentums- und Kollaturrecht zu Gunsten des Klosters auf. Im Bestätigungsbrief Friedrichs des Jüngeren von 1457 ist Hoddendorpe unter den wüsten Dörfern des Klosters aufgezählt. — Eine Familie Hoddendorp wird im 15. Jahrundert namentlich in Stendal öfter genannt.

Die Trümmer der alten Kirche haben sich bis jetzt erhalten. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts siedelte Friedrich der Grosse dort wieder acht Familien an. So ist das wüst gewesene Dorf wieder erstanden und hat kürzlich eine neue Kirche erhalten; welche 1887 eingeweiht wurde.

Riedel A. 22, 388; vergl. 366. Suppl. 366.
Steinhart II, S. 296. David Bauke S. 294.

Jävenitz.

[1291 Jevenitze, 1316 Gheveniz, 1420 jebenicze, 1499 Geuenitze, 1506 Jeuenize.]

Dorf von 584 Einw., ohne Kirche, nach Kloster Neuendorf eingepfarrt, 7 km östlich von Gardelegen.

Die Markgrafen Otto und Konrad schenken 1291 Slavicalem Jevenitze dem Kloster Neuendorf. Bertradis von Eynbeke stiftet 1316 aus Einkünften in villa Gheveniz eine Eierspende für die Klosterjungfrauen in Neuendorf. Am Sonntag Misoricordias domini 1417 (?) wurde jebenicze von den Magdeburgischen geplündert; der Schaden wurde auf 100 Schock böhm. Groschen geschätzt. Im Verpfändungskonsens der Alvensleben von 1506 steht Jeuenize unter den zur Vogtei Gardelegen gehörigen Klosterdörfern. Augenscheinlich ist Jeuenize von jeher in die Kirche des Kloster Neuendorf eingepfarrt gewesen. Die dazugehörigen Waldungen wurden nach der Säkularisation zum kurfürstlichen Jagdrevier der Gardelegener Haide (Letzlingen) geschlagen, und so ist Jävenitz noch jetzt der Sitz eines der fünf Kgl. Oberförster dieses umfangreichen Waldreviers. Neuerdings ist der Ort durch die dort belegene Station der Lehrter Bahn, auf der der Kaiser bei den Letzlinger Hofjagden aussteigt, mehr bekannt geworden. — Eine eigene Kirche hat Jävenitz trotz seiner wachsenden Bevölkerung noch immer nicht.

Riedel A. 22, 376. 379. 5, 155. 159. B. 3, 339.

Jeggau.

[1472 Jeggow, 1506 Jeggou].

Pfarrdorf von 345 Einw., 13 km westlich von Gardelegen. Es bildet mit 4 Filialdörfern eine der umfangreichsten Parochien des Kreises.

Jeggow gehört 1472 zu den Dörfern des Hospitals zum heiligen Geist in

Gardelegen und mit den anderen (Ackendorf und Latzke) zur Vogtei Gardelegen. Nach einer Notiz bei Bekmann (S. 35) hat das Hospital Jeggau von den Markgrafen Otto und Waldemar, Otto und Konrad erhalten, also circa 1300; die Urkunde darüber ist nicht erhalten. — Im öfter erwähnten Verpfändungskonsens von 1506 steht Jeggou ebenfalls unter den zur Vogtei Gardelegen gehörigen Hospitaldörfern. Im Schulenburgischen Burgfrieden von 1642 wird die Pfarre Jeggau bezüglich des den Schulenburgs gehörigen Filials Kökte zur Ephorie Betzendorf gezählt. Die Schreibart Joggow ist nur Schreib- oder Druckfehler. Im übrigen gehörte Jeggau zur Ephorie Gardelegen, wie noch heute. Namens des grossen Hospitals übt der Magistrat zu Gardelegen das Patronatsrecht aus. Die Pfarrakten bewahren ein Pfarrhausbuch mit interessanten Aufzeichnungen. (Vergl. Tarnefitz Wüstungen B.).

Die aus Fachwerk erbaute unansehnliche Kirche ist sehr baufällig und steht etwas geneigt. Die drei Glocken sind alt und haben 0,81, 0.80, 0,60 m Durchmesser. Die grösste ist von sehr schönem Guss und hat zur oberen Umschrift ein Minuskelband des Inhalts:

anno dm m v^c^v ✠ sancta maria ys min nam
min ghelut sy gade bequam.

Fünfblättrige Rosen dienen als Trennungszeichen, wie bei der grössten Glocke in Algenstedt, woraus man vielleicht auf denselben Giesser schliessen kann. An der einen Seite zeigt sich ein Christuskopf, an der anderen der Text: sanctus Johannes.

Die mittlere Glocke hat die Minuskelschrift:

anno dm m ccccc xv

Die kleinste bloss die Jahreszahl 1647 ohne Giessernamen. Auch in der Jeggauer Kirche wird eine gut erhaltene Bauernfahne von 1675 aufbewahrt, wie sie bei Dannefeld beschrieben ist.

Riedel A. 6, 155. 159.

Jerchel.

[1420 gherchel, gerchel, 1473 Gerchel, 1506 gerchell, Gerchel, 1554 Jerchel].

Kirchdorf mit 350 Einw., Filial von Berge, 8 km südwestlich von Gardelegen.

Nach der Schadensrechnung von 1420 haben im Jahre 1417 zwei Gardelegener Bürger vor dem Dorfe gherchel durch die Magdeburgischen Rinder verloren. Nach dem Zusammenhange scheint das J. des Kreises Gardelegen und nicht das Dorf gleichen Namens bei Tangermünde gemeint. Ob jene Bürger Schulte von stass (Staats) und tile Nyendorf dort Besitzungen hatten, ist nicht ersichtlich, doch immerhin möglich. Jedenfalls finden wir 1473 und 1506 gerchel in den Lehnsbriefen der von Alvensleben-Calbe unter den Besitzungen dieses Geschlechtes aufgeführt. Im kurfürstlichen Konsens zu dem Verkauf der Dorfstätten preckall, kemeritze und der halben Dorfstätte Kurow (wahrscheinlich Lunow zu lesen, vergl. Wüstungen A.) seitens Dietrichs und Matthias von Alvensleben an Matthias von der Schulenburg 1506 wird letztere Wüstung als hinter gerchell gelegen bezeichnet. Bei der Alvenslebenschen Erbteilung von 1554 fallen Geldzinsen aus Jerchel an Ludolf von Alvensleben. Bis Mitte vorigen Jahrhunderts war das benachbarte Potzehne nach Jerchel eingepfarrt.

In der massiven, alten Kapelle befindet sich ein alter Holzschrein mit vergoldeten Figuren. In der Mitte steht die Maria in einer Strahlen-Aureola, zwei Engel oben, zwei unten. Das Christuskind liest in einem Buche. Neben Maria links und rechts befinden sich die 12 Apostel. Die gemalte Predella enthält den gegeisselten Christus und links und rechts 4 Frauen.

Die beiden Glocken haben 0,62 und 0,54 m Durchmesser. Die grössere hat die Minuskelumschrift:

anno dm m ccccc xiii o rex glorie christe veni cum pace

Die kleinere ist 1730 von J. C. Ziegner in Salzwedel gegossen.

Riedel A. 17, 149. 196. 197. B. 3, 336.
Cod. dipl. Alvensl. III, Nr. 363.

Ipse.

[1238 Ipizse, Ipitzse, 1410 Ips, 1418 jptz, 1420 ipcze, ypcze, ypcz, 1429 ypecze, 1465 Yptz, 1479 yptzs, 1480 Iptze, 1491 Yptze; 1642 Ipze].

Kirchdorf von 242 Einw., als mater vagans zur Zeit mit Kloster-Neuendorf verbunden, 3 km südlich von Gardelegen.

In der Resignationsurkunde des Grafen Siegfried von Osterburg und Altenhausen vom Jahre 1238 werden unter seinen Gütern auch in Ipizse juxta Gardeleven duo molendina et dimidium und weiter unten Ipitzse tota villa genannt. Im Jahre 1416 wird ipcze von den Magdeburgischen geplündert und ein Mann erschlagen. Der Ort gehörte damals mit dem benachbarten Ziepel den Gebrüder Taken, Berthold und Hans, Gardelegener Bürgern, als landesherrliches Lehen. Von diesen geht der Lehnsbesitz 1429 durch Kauf auf die Brüder Bernhard und Werner von der Schulenburg über, die infolgedessen vom Markgrafen Johnen mit ypecze belehnt werden. Dieser Besitz scheint jedoch nur vorübergehend gewesen und das Dorf an den Gardelegener Bürger Hans Stake verliehen zu sein, nach dessen Tode Werner von Alvensleben zu Gardelegen und seine Söhne im Februar 1465 mit Yptz belehnt werden. Jedoch schon im September desselben Jahres belehnt Kurfürst Friedrich die von der Schulenburg mit Yptz, ohne des im Februar ausgestellten Lehnsbriefes für die von Alvensleben zu erwähnen, jedoch mit ausdrücklicher Berufung auf den von 1429. Berndt und Dietrich von der Schulenburg verpfänden ihren Anteil an yptzs (und Czipel) 1479 an den Gardelegener Bürger Lewin Bromer für 199 rhein. Gulden, und im folgenden Jahre verkauft Dietrich von der Schulenburg demselben Bürger seinen Anteil an den beiden Dörfern für weitere 130 Gulden auf Wiederkauf. Der Wiederkauf und bezw. die Einlösung müssen indessen erfolgt sein, denn 1491 verkauft Dietrich von der Schulenburg an Hans von der Schulenburg dort Renten und Pächte daselbst. Das Dorf ist später Schulenburgischer Besitz geblieben und steht noch jetzt unter Schulenburgischem Patronat. Im Burgfrieden von 1642 wird die Pfarre dem Betzendorfer Superintendenten unterstellt. Ipse hatte seit der Reformation teils eigene Pfarrer, teils war es als mater vagans mit benachbarten Pfarren wie Weteritz, Gardelegen, Kloster-Neuendorf verbunden. Vergl. Ziepel.

Die kleine Kirche ist massiv mit hohem Backsteingiebel im Westen, der 5 Spitzbogenblenden aufweist. Der Altarraum ist sehr kurz und niedrig, sein östlicher Giebel hat 3 Spitzbogenblenden, während der östliche Giebel des Schiffes von Fachwerk aufgerichtet ist. Der Turm ist ein viereckiger Dachreiter mit niedrigem Pyramidaldach, die Wände sind mit Schiefer bekleidet. An der Empore ist in Lapidarbuchstaben eingeschnitzt:

„Anno domini Servatoris nostri Jesv Christi 1689 ist die Prieche nev gemachet worden.“



Fig. 48.

Auf dem Turme hängen zwei Glocken von 0,80 und 0,60 m Durchmesser, die grosse ist 1852 von W. Engelcke in Halberstadt gegossen, die kleinere ohne Nennung des Giessers.

Riedel A. 5, 391. 459. 460. 477. 6, 114. 318. 451. 17, 141. 25, 378. B. 3, 335. 340. Suppl. 358.
David Bauke a. a. O. 278–281.

Isenschnibbe.

Rittergut dicht bei Gardelegen in nördlicher Richtung.

Es ist die einstige alte Burg — castrum, Slott, hus, Haus, Burgk — Gardelegen (vergl. den Art. Gardelegen). Die Zeit der Gründung ist nicht nachweisbar, dieselbe fällt jedoch vermutlich in die Zeit Heinrichs I. Die Burg war der Mittelpunkt einer Grafschaft, deren Inhaber nach der Burg Grafen von Gardelegen hiessen. Als solche werden im 12. Jahrhundert ein Christianus, dann Heinrich, der Sohn des Markgrafen Otto I. und Heinrich von Dannenberg genannt. Nach dem Erlöschen des Grafenamts wurde die Burg der Sitz eines markgräflichen Vogts (advocatus). Im Landbuch Karls IV. 1375 steht Gardelebe unter den Schlössern, welche unmittelbar dem Markgrafen von Brandenburg gehören. Unter Markgraf Jobst gelangte sie in den Pfandbesitz der Alvensleben, der im Laufe des 15. Jahrhunderts zum vollen Lehnsbesitz wurde.[1] Das Schloss blieb

[1] Merkwürdig ist, dass in den unruhigen Zeiten der ersten Jahre Friedrichs I. einmal 1416 auf kurze Zeit der — besonders später — berüchtigtste Parteigänger der Magdeburgischen, Heise von Steinfurt, in den Pfandbesitz der Burg gelangte.

der Sitz eines Zweiges dieses Geschlechtes bis 1831. In diesem Jahre verlegten die von Alvensleben-Gardelegen ihren Wohnsitz nach Weteritz. Bald darauf ging der Familie auch der Besitz des Rittergutes verloren.

Der Name Isenschnibbe kommt zuerst in der Form eisern schnippe im Visitationsrecess von 1541 bezw. 1551 vor, dann in einer Urkunde von 1565 noch einmal Eiserne Schnippe. Vermutlich ist der Name ursprünglich ein sogenannter Spitzname im Volksmunde, der die Festigkeit der Burg andeuten sollte. Näheres siehe Art. Gardelegen. Die Burg zeichnete sich besonders durch einen riesigen Steinturm aus, der nach Chr. Schultze 16 Klafter oder $33\,^{2}/_{4}$ stendalscher Ellen hoch und 23 Klafter oder $55\,^{3}/_{4}$ Ellen 3 Zoll „dicke in seiner Wände und circumferentz" war. Die Mauern waren so stark, dass die Schweden an einer Durchbrechung 10 Tage arbeiteten. Jetzt ist keine Spur mehr von dem Steinkoloss vorhanden, die völlige Abtragung erfolgte 1784. Auf der Burg war auch eine Kapelle, die 1421 zuerst erwähnt wird. Bei Einführung der Reformation wurde der Burgkaplan Markus Seeger erster lutherischer Prediger. Einer seiner Nachfolger war Theodor Rieseberg († 1666), der letzte bekannte Nachkomme des Gardelegener Reformators. Isenschnibbe blieb kirchlich mit Weteritz verbunden bis 1873. In diesem Jahre wurde der alte Stammort dieser Parochie von Weteritz getrennt und nach Gardelegen eingepfarrt. Doch ist der Wohnsitz des Pfarrers, das einstige Alvenslebensche Haus in der Priesterstrasse — auch Strasse militum genannt — zu Gardelegen auch nach dieser Abtrennung derselbe geblieben. Auch die einstige Kapelle ist längst verschwunden, in einem zur Kapelle hergerichten kellerartigen Raume wurde bis 1873 der Gottesdienst gehalten.

Riedel A. 6, 83 ff. 110. 114. 169. C. 1, 3.
Chr. Schultze, S. 4. 154. 204. D. Bauke, 264 ff.

Kakerbeck.

[1394 kokerbeke, 1485 Kakerbeck, 1546 kekerbeke].

Pfarrdorf von 558 Einw., zur Ephorie Klötze gehörig, 17 km nordnordwestlich von Gardelegen.

Im November 1394 verkaufen und überlassen Albert von Alvensleben und Hinrik von Eykendorpe wegen ihrer Gefangenschaft an die Herzöge Bernhard und Heinrich von Braunschweig-Lüneburg unter anderen Dörfern dat dorp to kokerbeke. Ursprünglich altmärkisch gehörte es nun zu dem (gleichfalls urmärkischen) lüneburgischen Amt Klötze. Den Lehnsbesitz erwarben die von der Schulenburg. Diese verpfänden 1546 bezw. verkaufen auf Wiederkauf 1 Wsp. jährl. in unser molen to kakerbeke. Mit dem Amt Klötze kam Kakerbeck 1815 wieder an Preussen. Nach Walther Sieg. Magd. VII, S. 87 besassen auch die v. d. Knesebeck dort einige Höfe. Das in der Stiftungsurkunde des Klosters Kemnade 1004 genannte Kokerbiki ist das Dorf gleichen Namens im Hannöverschen.

Kakerbeck hat eine neue Kreuzkirche in imitierten, romanischen Formen mit kurzer Apsis. Letztere hat 3 Fenster, deren jedes mit einer alten gemalten Glasscheibe versehen ist. (Auferstehung, Taufe Christi, Wappen der Schulenburg).

Der ältere beim Neubau des Schiffes beibehaltene Turm birgt 3 Glocken, von 1,00, 0,95 und 0,47 m Durchmesser. Die beiden grösseren sind ohne Schrift und sehr alt. Die kleine ist 1855 von Wettig in Erfurt gegossen.

Riedel A. 5, 468. 22, 258. Sudendorf a. a. O. VII, Nr. 338.

Käthen.

[1254. 1278 Kotene, 1375 Coten (Coeten), 1466 Koten, 1470 Käthen, 1473 kothen, 1485. 1488 koten (1495? wahrscheinlich 1475 Caethen), 1511 kothen, 1513 kathen, Chaten, 1540 Kothen].

Pfarrdorf von 302 Einw., 19 km östlich von Gardelegen.

Das Kloster Neuendorf hat 1258 und 1277 2 Pfund Einkünfte in Kotene. Nach dem Landbuch Karls IV [1] von 1375 haben die von Gor oder Gohre den Hauptbesitz als landesherrliches Lehen. Daneben haben ausser verschiedenen anderen das Kloster Neuendorf und das Hospital zum heil. Geist in Stendal dort Hebungen. Im Laufe des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts erwirbt das Domstift Stendal in Käthen mehrfach Einkünfte, wie deren auch im Visitationsrecess von 1540 wiederholt vorkommen. Die in der Umgegend (Nahrstedt, Insel etc.) weitverzweigte Familie von Gohre stand auch in vielfacher Verbindung mit dem Kloster Neuendorf, Lucia von Gohre ist 1499 Äbtissin.

Nach dem Aussterben der Familie von Gohre wechselte Käthen wiederholt den Besitzer, bis es in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts von der Familie von Kröchern erworben wurde. An einen alten beibehaltenen Turm ist in gefälligem Stil vor einigen Jahren ein neues Schiff gebaut. Die 3 Glocken sind von 0,78, 0,70 und 0,50 m Durchmesser. Die grosse ist 1811 von G. G. Becker in Halle, die mittlere 1753 von Ziegner in Magdeburg gegossen. Die kleine ist ohne Schrift und wegen ihrer schlanken Form wohl von hohem Alter.

Riedel A. 5, 231. 241. 252. 253. 262. 264. 15, 446. 447. 22, 370. 372. 25, 434. Suppl. 368. 456. 459.

Dav. Bauke, a. a. O. 299—302.

Kaltendorf.

[1425—39 Koldendorpe, frigida villa, 1477 Koldendorpp, 1518 Koldendorff, 1564 kaldendorff, koldendorp, 1588 Kaltendorff].

Pfarrdorf mit 733 Einw., 29 km von Gardelegen, dicht bei Öbisfelde auf der Nordseite der Stadt. Es gehört zum sogenannten Ländchen Öbisfelde mit den eingepfarrten Ortschaften Breitenrode, Wassensdorf, Weddendorf, Niendorf, Bergfriede. Vgl. die besonderen Artikel über diese Ortschaften ausser Bergfriede. Nach dem Visitationsrecess von 1564 sind die genannten Dörfer ebenfalls schon nach Kaltendorf eingepfarrt, Bergfriede wird als ein kürzlich angelegtes Dörflein bezeichnet. Übrigens heisst es von allen incl. Kaltendorf, dass sie vom Pfarrer zu Öbisfelde versorgt würden. Demselben steht ein Kaplan oder Diakonus zur Seite, über dessen amtliche Stellung zu Kaltendorf noch nichts ersichtlich ist.

[1] Das Landbuch Karls IV. bringt nur einige im Osten gelegene Dörfer des Kreises Gardelegen.

Doch ist aus diesem Diakonat die Pfarrstelle von Kaltendorf hervorgangen und der Inhaber derselben zugleich Kompastor in Öbisfelde.

Über die ältere Geschichte Kaltendorfs sind die bestimmten urkundlichen Nachrichten sehr spärlich. Nach einem vom Pfarrer Arnold in Öbisfelde 1439 gegebenen Transsumpt einer Urkunde von 1425 über ein der Pfarre Öbisfelde von Jan von Oberg gemachtes Vermächtnis gehören zu dieser Stiftung auch 2 Verdel Roggen in der Vormühle „in dem Koldendorpe"; in der lateinischen Einleitung von 1439 heisst es: „in molendino in frigida villa sito." In dem Privilegium, welches die von Bodendik der Stadt Öbisfelde wegen des Bieres 1477 ertheilen, wird zum Gebiet von Öbisfelde auch „Koldendorpp vor Oevesfelde" gezählt. Ferner überweisen die von Bülow zu Öbisfelde 1518 dem Rat daselbst u. a. eine Hebung von 2 Wsp. Roggen aus der Mühle „zu den Koldendorff". Durch das Testament der Wittwe Busso's von Bülow von 1588 wird u. a. auch dem Pfarrer im Kaltendorffe eine jährliche Zulage aufgesetzt. Im übrigen vergl. Öbisfelde. Behrends vermutet, dass Kaltendorf unmittelbar nach Erbauung der Burg Öbisfelde als ältestes Dorf des Ländchens entstanden sei. Es hat dieselbe Geschichte wie Öbisfelde, mit dem es immer verbunden blieb. Mauerreste einer alten Befestigung deuten vielleicht auf ein einstiges Aussenwerk der Burg Öbisfelde. Die St. Nikolaikirche, welche nach Behrends von den ersten Dynasten von Öbisfelde gestiftet sein soll, ist ein spätgothisches mehrfach umgebautes Gebäude mit halbachteckigem Chorabschluss (Fig. 49), dessen Aussenpfeiler mit Vermeidung der Diagonalen nur parallel mit der Längen- und Querachse angesetzt sind und zwar etwas von den Ecken abstehend. Ein grosser Bogen trennt das Schiff von dem gewölbten Altarraum.

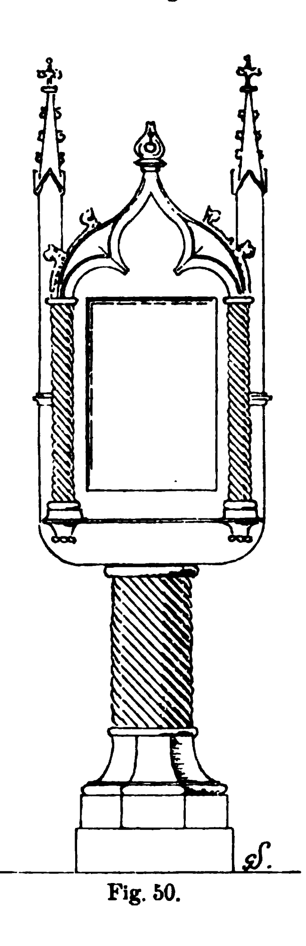


Fig. 50.

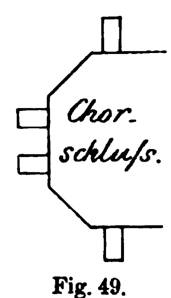


Fig. 49.

Auf dem Altar befindet sich ein vorzüglich erhaltener Flügelschrein von grosser Breite. Derselbe zeigt in der Mitte die kleine Kreuzigung mit Maria und Johannes, darunter die Verkündigung Mariä. Oben befinden sich 14 Figuren, die 12 Apostel und zwei Bischöfe, unten die 14 Nothelfer. Sämtliche Figuren sind durch Säulchen und Masswerkgiebel getrennt. An der Evangelienseite der Apsis zeigt sich ein hübsches Sakramentshäuschen (Fig. 50) ohne Thürverschluss. Am grossen Wulst unter der Nische liest man in Minuskeln:

Anno dom̃ xv^c^xviii (hoc) opus est completũ

Im Altarraum sieht man mehrere Grabsteine mit zertretenen Inschriften. An der südlichen Front des Schiffes, wo der ältere Teil des Gebäudes sich abscheidet, ist ein Stein eingesetzt mit der Inschrift in Lapidarbuchstaben:

VERBVM | DOMINI MANET | IN ÆTERNVM | ANNOCHRI | 1614·

Nicht weit vom östlichen Teile (wahrscheinlich vom ältesten Kirchenreste) ist eine zugemauerte halbkreisförmige Thür.

Auf dem niedrigen Turm befinden sich vier Glocken von 1.28, 1,08, 0,98 und 0,64 m Durchmesser. Die grösste ist 1859 von W. Engelcke in Halberstadt gegossen, die zweite und vierte sind ohne Schrift, die dritte aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts (wegen Unzugänglichkeit des Ortes schwer zu betrachten).

S. Walther Sing. Magd. VI, S. 1—96, S. 56, 121. 67. VII, S. 165. P. W. Behrends, Öbisfelde, S. 117—125. Dr. Danneil, Protokolle etc., Heft II, S. 136. 137. Vgl. Heft I, 46—40.

Klinke.

[1380 dorp tho der Klynke, 1420 czu der clinke, 1447 tor klinke, 1457 Thu der Klinke, 1472, To der klincke, 1485 tho der klynke, 1540 Klinke].

Kleines Pfarrdorf von 157 Einw., 17 km ostnordöstlich von Gardelegen.

Bei der Vorgeschichte dieses Dörfchens ist zu beachten, dass es mit klince oder klintze einer Wüstung an der Elbe zwischen Werben und Tangermünde und mit einer im Kreise Stendal bei Grassau und Sanne belegenen anderen Wüstung clinckow[1] nicht verwechselt werden darf, wie es im Heffter'schen Verzeichnis zu Riedels cod. dipl. geschieht. Noch weniger mit einer Wüstung Klinte im Magdeburgischen bei Gross-Rodensleben, was ebenfalls bei Heffter geschieht. —

Im Jahre 1380 erwirbt Kloster Neuendorf vom Knappen Moweryn (cf. Hemstedt) durch Kauf Hebungen von 5 verschiedenen Höfen im dorpe tho der Klynke. Am Sonntag vor Mariä Empfängnis 1417 lauern die Magdeburgischen, Heise von Steinfurt u. A. im Dorfe czu der clinke dem Gebhard von Alvensleben auf. 1447 verkauft Hans Decquede an die von Bismark Hebungen im Dorfe tor klinke. Der Bestätigungsbrief des Klosters Neuendorf von 1457 zählt unter den Einkünften auch 24 Schillinge Zinses tho der Klinke auf. Die Kalve zu Stendal haben 1472 to der klincke Kornhebungen vom Landesherrn zu Lehen. Friedrich von Gohre verpfändet 1485 einem Vikar der Domkirche zu Stendal eine jährliche Rente von $^1/_2$ Wsp. Roggen vom Springberg vor der klynke, der von 3 Bewohnern tho der klinke bebaut wird. Nach dem Visitationsrecess von 1540 haben die beiden Vikareien in der St. Elisabeth-Kapelle zu Stendal 1 M. 10 Schill. in Klinke von Koppe Steffens. Also auch hier sind die Besitzverhältnisse im Mittelalter recht kompliciert gewesen, vergl. Cassiek.

Auf dem Fachwerksturm der kleinen alten Kirche befinden sich zwei Glocken von 0,87 und 0,65 m Durchmesser, die grössere von G. G. Becker in Halle 1815 gegossen, die kleinere mit der Minuskelinschrift:

anno do m ccccc l o rex glorie veni cum pace

[1] Das Klinkow des Landbuches S. 207 ist sicher diese Wüstung, vergl. Riedel A. 10, 110, ebenso wahrscheinlich das Riedel A. 6, 140 erwähnte klinckow. Desgl. A. 5, 120. 205 etc.

Im Inneren des Schiffes sieht man den Rest eines Altarschreines mit der Madonna und den 12 Aposteln.

Riedel A. 22, 399. B. 3, 340. A. 25, 331. Suppl. 366. 459. A. 15, 333. 5, 252.

Klinze.

[1564 Klintz].

Kirchdorf von 226 Einw., Filial von Siestedt, 27 km südwestlich von Gardelegen.

Von der Vorgeschichte des jedenfalls alten Ortes ist wenig bekannt. Der Name bedeutet nach Förstemann: Wohnung an der Anhöhe. F. Winter bringt in seinen Beiträgen zur Geschichte des Kollegiatstiftes ein Regest vom Jahre 1398, nach welchem Ermbrecht und Borchert von Seggerde dem Stift Walbeck im Dorfe Klinze eine Zehnthebung und Geldzins verkaufen, doch fehlt das Dorf im älteren wie im jüngeren Güterverzeichnis von Walbek. Walther schreibt Klintz. Der Ort gehört zum Halberstädter Amt Weferlingen.

Bei der Visitation von 1564 zählt Klintz 13 Hauswirte und gehört gleichfalls zu Siestedt.

Die kleine Kapelle stammt aus dem vorigen Jahrhundert, ebenso die kleine Glocke, welche in einem hölzernen Dachreiter hängt.

Harzzeitschrift VI, S. 304. S. Walther Sing. V., S. 6, 81. G. Nebe, a. a. O. 239. 240.

Köckte.

[1394 kokede, 1443 kokde, kockde, 1502 Kokte (Rokte Druckfehler), 1642 Kökede].

Kirchdorf von 591 Einw., Filial von Jeggau, 18 km westlich von Gardelegen.

Der 1345 genannte Henricus de Kökede und das im gleichen Jahre genannte Dorf Kökede sind entgegen Walthers Meinung zweifellos auf Kökte bei Tangermünde zu beziehen. Das Kökte des Kreises Gardelegen wurde 1394 von Gebhard von Berenbrak mit Trippigleben, Breitenfelde und Tarnefitz an die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg verkauft und wurde später Lehnsbesitz der von Oberg zu Öbisfelde. Im Jahre 1443 wurde vom Markgrafen Friedrich das Angefälle des Dorfes kokde dem Ritter Werner von der Schulenburg verschrieben. So ist es an die Schulenburgs gekommen, doch sind dem Amt Öbisfelde längere Zeit etliche Gerechtsame verblieben. Auch die Alvensleben scheinen wegen der ihnen gehörigen nahen Feldmark Görtel (s. Wüstungen B.) dort einige Einnahmen behalten zu haben, wie aus einer Urkunde von 1502, in welcher der Gattin Werners von Alvensleben ein Leibgedinge verschrieben wird, hervorgeht. Nach dem Schulenburgischen Burgfrieden von 1642 gehörte Kökede schon damals als Filial zu Jeggau.

Die Kirche ist modern, hat jedoch 2 alte Glocken von 0,67 und 0,56 m Durchmesser. Die grössere hat in Minuskeln die obere Umschrift:

anno domini m ccccc lxv (1565)
chosto batce * hans vese * iochim brom *

Diese Namen, die in der Umgegend heute noch vielfach vorkommen, sind

offenbar die der Kirchväter und nicht die der Glockengiesser. Bemerkenswert ist die sehr späte Benutzung der Mönchs-Minuskel. Die kleinere Glocke ist etwas älter und zeigt die Minuskelschrift:

anno dm m ccccc xviiii (1519)
o rex glorie criste veni cum pace.

Riedel A. 5, 408. 6, 318. 17, 194. Sudendorf VII, Nr. 341. S. Walther a. a. O. VII, S. 96—97. Vergl. Behrends, Öbisfelde, S. 203. 204.

Kusay.

(1339 Kusisse, 1394 kusyede].

Kirchdorf von 220 Einw., Filial von Klötze, 21 km westnordwestlich von Gardelegen.

Berthold von der Knesebek verkauft 1339 die Dörfer Kusisse und Kouisse (Druckfehler für Rouisse) an Gebhard von Alvensleben. Zweifellos sind darunter Kusay und Röwitz zu verstehen. Im Jahre 1394 verkaufen Heinrich von Eykendorp und Albert von Alvensleben wegen ihrer Gefangenschaft dat dorp to kusyede, sowie Kakerbeck, Röwitz etc. den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg. So gehörte Kusay später zum Lüneburgischen Amt Klötze und ist mit demselben 1815 preussisch geworden.

Die Kirche ist in Fachwerk erbaut und hat kein hohes Alter; doch besitzt sie einen Kelch samt Patene von 1585. Die Glocke ist von 1701 und soll aus alten umgegossen sein.

Riedel A. 17, 61. Sudendorf VII, Nr. 333.
Vergl. Walther VII, S. 86.

Letzlingen.

[1477 Lesslinge, 1516 Leslinge, 1536 Letzlingen, 1537 Lesslingen, 1554 Nezling, 1562. 1564 Letzlingen, 1569 Netzlingen, ebenso Enzelt 1579 Netzeling, Schultze 1668 Letzeling].

Pfarrdorf von 1227 Einw., mit königlichem Jagdschloss, 11 km südsüdöstlich von Gardelegen.

Letzlingen war ein entweder schon in den Wendenkriegen oder in den Fehden zwischen Brandenburg, Braunschweig und Magdeburg verödetes deutsches Dorf und blieb Jahrhunderte lang wüste, eine der ca. 30 Wüstungen jener Waldgegend, von denen zu Anfang des 16. Jahrhunderts keine mehr gestanden hat, und die der Waldwuchs überwucherte. Die Gegend gehörte im Mittelalter den von Wederden auf der Burg Kalvörde und kam im 15. Jahrhundert durch Vererbung an die von Alvensleben. In den Lehnsbriefen, welche 1477 Erzbischof Ernst und 1516 Erzbischof Albrecht den Alvenslebens erteilten, wird ausdrücklich das wüste Dorf Lesslinge bezw. Leslinge auf der Heide genannt. Es gehörte als Zubehör des Schlosses Rogätz zum Erzstift Magdeburg, wie denn überhaupt seit dem Erlöschen des Hauses Ballenstädt die Grenzen des Erzstiftes bis tief in das ursprünglich altmärkische Gebiet sich verschoben hatten. Die Verträge des

Kurfürsten Joachim II. mit seinem Oheim, dem Erzbischof Albrecht, von 1536 und 1537 sicherten dem ersteren auf dem Gebiet von Letzlingen und den benachbarten Wüstungen (Wittewende, Sibau, Meintz, Schönfeld etc.) wohl die Jagd und Wildbahn, behielten dem Letzteren aber die Landesoberhoheit vor.[1] Noch immer hatten die Alvensleben den Lehnsbesitz, und Matthias von Alvensleben hatte auf dem Gebiet von Letzlingen bald nach 1528 ein Jagdhaus gebaut, das er bewohnte, bis er 1534 Erxleben erbte. Als seine Geschlechtslinie mit seinem Sohne 1553 ausstarb, fiel bei der Alvenslebenschen Erbteilung von 1554 „der Hof Nezling mit aller Zugehörung“ Ludolf von Alvensleben auf Kalbe und Zichtau zu. Dieser verkaufte 1555 die Feldmarken Letzlingen, Wittewende (cod. Alv. Wittepenning) und Schönfeld an den Kurprinzen Johann Georg, der im gleichen Jahre von Valentin von Alvensleben auf Erxleben und Gardelegen noch die Feldmarken Meintz, Lublitz und Sibau dazukaufte. Alle diese Feldmarken blieben mit Ausnahme von Letzlingen wüst. Hier liess Johann Georg das bereits stehende Alvenslebische Jagdhaus abreissen und an seiner Stelle von 1559 ab ein Jagdschloss erbauen, das nach Enzelt zunächst den Namen Hirschburg erhielt. Nach dem Gardelegener Chronisten Chr. Schultze wurde für diesen Bau beim Dorfe Zienau eine Ziegelscheune angelegt, welche die erforderlichen 5 Millionen Steine lieferte. Durch die Säkularisation des Klosters Neuendorf wurde das Jagdrevier durch die dem Kloster gehörigen Walddistrikte erheblich vergrössert. Dazu tauschte Johann Georg gegen Schönhausen mit Fischbeck und das Kloster Crevese von den Bismarks Burgstall ein. Der Kurprinz und spätere Kurfürst residierte gern und oft in Letzlingen, feierte dort auch 1571 seine Hochzeit mit seiner dritten Gemahlin, einer Prinzessin von Anhalt. Er pflegte mannigfachen Verkehr mit Gardelegen, wie er denn z. B. mehrfach Gardelegener Prediger, den Diakonus Johannes Schultze, späteren Pfarrer in Wittstock, und dessen Nachfolger M. Bartholomäus Rieseberg jun. dort predigen liess. Ohne Zweifel hatte Johann Georg auf der Burg eine Kapelle errichtet. Auch sein Sohn und Nachfolger Joachim Friedrich war oft in Letzlingen. Während des dreissigjährigen Krieges war das Schloss vorübergehend der Zufluchtsort des Kurprinzen Friedrich Wilhelm, nur vorübergehend, weil der Krieg es bald unmöglich machte.

Neben dem Schlosse bestand ein Vorwerk. Dieses wurde 1701 aufgehoben und die Äcker unter 11 Erbpächter verteilt, vermutlich vertriebene Reformierte, deren Zahl sich später vermehrte. König Friedrich Wilhelm I. baute 1729 an Stelle der Burgkapelle eine Kirche, die am 1. Januar 1730 eingeweiht und zugleich für die Bewohner des neu entstandenen Dorfes bestimmt wurde. Kirche und Gemeinde wurden als Filial der Parochie Roxförde einverleibt. Durch König Friedrich Wilhelm IV., der 1843 zuerst nach Letzlingen kam, ist dasselbe wieder aus seiner langen Verborgenheit hervorgezogen und der Schauplatz jährlicher Hofjagden geworden. Derselbe König hat auch das neue Jagdschloss und die

[1] Definitiv wurden die Grenzdifferenzen zwischen der Altmark und Magdeburg erst durch den Anfall Magdeburgs an Brandenburg beseitigt; die zwischen Brandenburg und Braunschweig dauerten fort und sind erst im Jahre 1890 völlig erledigt.

neue Kirche bauen lassen. Der in seiner Bevölkerung sehr angewachsene Ort wurde nun als selbständige Parochie von Roxförde abgezweigt und das Dorf Salchau ihm eingepfarrt. Altertümliches Interesse haben demnach weder Kirche

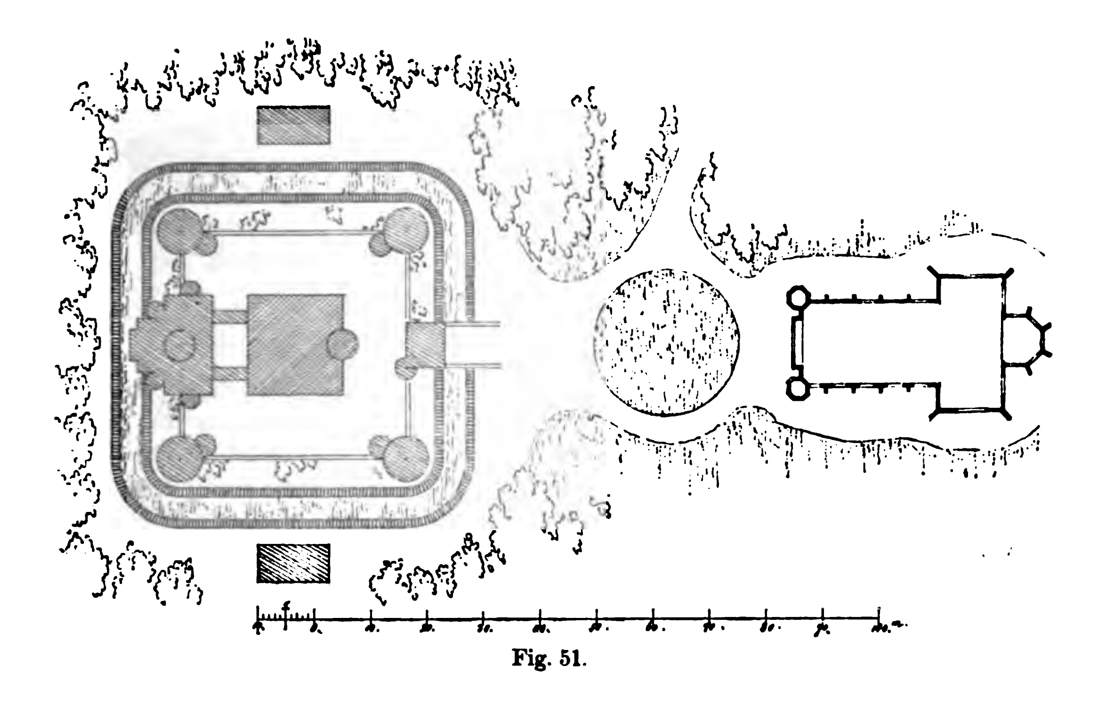


Fig. 51.

noch Schloss. Die Kirche ist nach einer von Friedrich Wilhelm IV. selbst entworfenen Skizze erbaut in malerischer Form und im Geschmack spätmittelalterlicher, englischer Kirchen mit zwei schlanken Westtürmen. Sie steht in der Längenachse des Schlosses in einiger Entfernung von demselben und ist von da bequem zu übersehen. Der Bau ist überaus zierlich mit vielen schlanken fialengekrönten Aussenpfeilern und breiten gedrückten Spitzbogenfenstern ausgeführt, enthält ausser der Orgelempore keine weitere Empore und macht dadurch im Inneren einen überhellen Eindruck. Die Aussenkonstruktionen sind zierlich, machen aber deshalb fortwährend Reparaturen nötig. Die Türme, wie Minarets, sind so eng, dass nur ganz kleine Glocken haben aufgehängt werden können. Dieselben stammen ebenfalls aus der Neuzeit.

Das Schloss von annähernd quadratischer Grundlage ist in seiner gezinnten Umfassungsmauer mit einem tiefen Wassergraben umgeben, über welchen nur eine Brücke mit Thorhaus und rundem Treppenturm führt. Jede Ecke der Mauer ist durch einen runden Turm mit angehängter Wendeltreppe verwahrt. Im Hofe liegt das eigentliche Jagdschloss mit einer durch Gallerien verbundenen Erweiterung bis über die Umfassungsmauer hinaus. Zu beiden Seiten der ganzen Schlossanlage sind noch 2 Gebäude in 2 Etagen erbaut, welche für Beamte etc. bestimmt sind. Das Ganze ist in gefärbtem Quaderputz in modernem Geschmack ausgeführt.

Nach von Mülverstedt soll die erste Kirche aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts gestammt haben Indessen hat unzweifelhaft schon Johann Georg dort eine Burgkapelle gebaut.

Litteratur und Quellen:

v. Mülverstedt, das Schloss Letzlingen, Magdeb. Geschichtsbl. IV, 1869, S. 57.

C. v. la Vière, Schloss Letzlingen und die Haide. 1844.

Wohlbrück, Gesch. Nachrichten von dem Geschlechte von Alvensleben, 3 Teile, Berlin 1819—29.

Cod. dipl. Alvenslebianus II, 1. Nachtrag Nr. 42, III, Nr. 111.

Riedel a. a. O. A. 6, 289. 9, 392. 11, 494. 17, 25. B 6, 426. 443. D. 134. 146.

Chr. Schultze, 81. 91. 195. 26. A. G. V. 10, 27—32 (Behrends). D. Bauke.

Lindstedt.

[1345 Lindsted, 1362 Lindstede, 1376 Linstede, 1400 Lynstede, 1420, 1484, 1506, 1508 lintstede und lindstete, 1473 linstede 1513 Lintstede.]

Pfarrdorf von 700 Einw. (incl. Luthäne), 12 km nordöstlich von Gardelegen.

Markgraf Ludwig dotiert 1345 einen Altar in der Marienkirche zu Gardelegen mit einer Getreidehebung in villa Lindsted. Den Lehnsbesitz haben im 14. Jahrhundert die von Lindstedt, welche 1329 in Kloster Neuendorfer Urkunden zuerst vorkommen. Erich von Lindstede verkauft das oberste Gericht von Ober-Weteritz, das er als Burglehn vom Hause Gardelegen hat, 1362 an die Gardelegener Bürger Paul Engersbu und Eghard Hoghe. Markgraf Ludwig der Römer legt bei der Bestätigung zu diesem Burglehn noch $^1/_2$ Wispel Getreide aus zwei Höfen in Lindstede. Vier Knappen von Linstede, wohnhaft zu L. sind samt dem dortigen Pfarrer Otto Zeugen in einer Urkunde des Klosters Neuendorf von 1376. Zwei Äbtissinnen des Klosters aus diesem Geschlecht kommen im 14. Jahrhundert vor, 1377 Sophia und 1392 Oda. Knappe Kurt von Lynstede bestimmt 1400, dass seine Einkünfte zu Kassiek und Algenstedt nach seinem Tode seiner Frau Lucia und seinen Schwestern Odilien und Metteken, Klosterfrauen zu Neuendorf, auf Lebenzeit verbleiben und erst nach deren Tode an das Kloster fallen sollen. — In der Fehdezeit litt Lindstedt sehr, besonders in den Jahren 1417—20. Mehrere Höfe brannten ab und es wurde viel Vieh geraubt, aber auch eine Anzahl Einwohner gefangen und nachher ermordet. Der Schaden traf besonders die v. Lindstedt, aber auch den Pfarrer und den Krüger. — Die Beziehungen der Familie von Lindstedt zum Kloster Neuendorf scheinen später aufgehört zu haben, wenigstens findet sich im Verzeichnis der Klosterfrauen von 1489 keine einzige des Namens. Nach den Lehnsbriefen von 1498 und 1513 besassen die von Lindstedt ausser Lindstedt noch Lindstedterhorst, die wüste Feldmark Lutene (vgl. Wüstungen B.), sowie Hebungen in Holzhausen, Siedenwulsch, Möllenbeck, Cassiek, Volgfelde etc. Im Dorfe Lindstedt hatten nach den Lehnsbriefen der von Alvensleben-Calbe von 1473 und 1506 diese einen Hof mit 9 freien Hufen. Auch besass eine Altarstiftung in der Kapelle zum heil. Geist in Gardelegen 1508, sowie eine desgl. in der Kapelle zum heil. Kreuz von Stendal 1511 in Lindstedt Getreidehebungen.

Wenn man Bauke trauen darf, hätten Lindstedt, Lindstedterhorst und Sethen schon 1538 einen evangelischen Pfarrer gehabt. Vermutlich ist der dort

genannte Johann Klusemann zur Reformation übergetreten. Doch wäre auch möglich, dass die von Lindstedt (wie andere altmärkische Edle schon früher) bereits 1538 einen evangelischen Prädikanten angestellt hätten. Chr. Schultze, der Gardelegener Chronist, war kurze Zeit, bevor er nach Gardelegen berufen wurde, in Lindstedt Pastor. — Die von Lindstedt sind 1804 ausgestorben und der Besitz des Gutes ist nebst dem Patronat auf die v. Rinow, Nachkommen der Schwester des letzten von Lindstedt, übergegangen, kürzlich auch von diesen veräussert.

Die moderne Kirche bietet kein archäologisches Interesse. Die 3 Glocken auf dem Turm haben 0,82, 0,78 und 0,34 m Durchmesser. Die grösste ist 1622 in Magdeburg gegossen, der Name auf derselben ist unleserlich. Auf der mittleren liest man in späten Minuskeln:

anno dm · m · ccccc · lxxvi lucas marcus · jacs lubars soli deo gloria ·

Auf der kleinsten steht in Majuskeln:

ANNO DOMINI MCCC ✠ GHERDRUTH

Riedel a. a. O. A. 6, 99. 103. 146. 15, 355. 17, 149. 198. 22, 397. 409. 25, 120. 130. 404. 463. 481. 486. B. 3, 345. 346. 392.

Lindstedterhorst.

[1420 horst, 1498 lintstedehorst, 1506 Lintstede horst, 1540 Lindstedesche Horst.]

Kirchdorf von 208 Einw., Filial von Lindstedt, 14 ½ km nordöstlich von Gardelegen

In der Klagschrift und Schadenrechnung des Kurfürsten Friedrich I. von 1420 ist der Ort nur horst genannt. Doch macht es der ganze Zusammenhang unzweifelhaft, dass Lindstedterhorst gemeint ist. Dass es indessen damals schon nicht etwa ein Vorwerk der v. Lindstedt war, geht daraus hervor, dass unter den Beschädigten der Schulze des Ortes genannt wird. Vermutlich ist das Dorf von Lindstedt aus auf einem festen Stück Landes (Horst) im Moor gegründet. Thatsächlich ist das freilich bei sehr vielen wenn nicht den meisten Dörfern des Kreises so, aber nur bei einigen jüngeren weist der Name mit der Endung horst noch ausdrücklich darauf hin. In den Lehnsbriefen der von Lindstedt von 1493 und 1506 ist der Ort als im Besitz dieser Familie bezeichnet. Nach den Visitationsrecessen von 1540 hat auch die Vicarei Mariä Magdalenä in der St. Marienkirche zu Stendal 17 ½ gr. jährliches Einkommen in der Lindstedesche Horst, welches 1551 „abgelegt“ ist durch Rückzahlung des Kapitals oder durch Ablösung. — Wie die umliegenden Dörfer treibt auch Lindstedterhorst starken Hopfenbau auf dem moorigen Boden.

Die kleine tiefliegende Kirche hat eine runde Apsis, bietet aber sonst nichts Merkwürdiges. Die 1549 erbaute Kanzel ist 1738 von W. Chr. H. v. Lindstedt restauriert. Die einzige Glocke ist neu.

Riedel a. a. O. A. 25, 120. 463. B. 3, 345.

Lockstedt bei Clötze.

[1394 Lockstede, 1457 Locstede, 1458 Lokstede, 1466 Lockstede, 1487 lockstede, 1534 Loxstede].

Kirchdorf von 277 Einw., Filial von Hohenhenningen im Kr. Salzwedel, 20 km nordwestlich von Gardelegen.

Es ist zu unterscheiden von dem Dorfe gleichen Namens bei Öbisfelde, aber auch nicht zu verwechseln — wie es im Heffterschen Verzeichnis zu Riedels cod. dipl. geschieht — mit dem Dorfe Lückstedt im Kreise Osterburg und der Wüstung Lockstedt bei Salzwedel.

Lockstedt bei Clötze gehört zu den Dörfern, welche A. von Alvensleben und H. von Eikendorf wegen ihrer Gefangenschaft 1394 an die Herzöge von Braunschweig verkaufen und überlassen (vgl. Kakerbeck, Kusay etc.) und ist deshalb später ein Zubehör des braunschweigischen Amtes Clötze. Doch besassen im 15. und 16 Jahrhundert auch die von der Schulenburg dort kleinere Hebungen. Ob im Tauschvertrage von 1428 (Riedel a. a. O. A. 5, 390) Lockstedt bei Clötze gemeint ist, ist nicht ganz sicher, dagegen unzweifelhaft in den Wiederkaufsbriefen von 1457 und 1458 (ebenda S. 435. 436), da es im zweiten als bei Henningen gelegen bezeichnet wird. 1459 verkauft Werner von der Schulenburg Einkünfte in Grieben (NB! = Siedengrieben) und Lockstedt zum Besten des Siechenhauses in Betzendorf, 1466 Heinrich v. d. Sch. Hofdienste zu Lockstede. Vermutlich ist es auch das Loxstede, aus dem Dietrich von der Schulenburg 1496 eine Geldrente von 1 Mark an den Pfarrer von Recklingen wiederkäuflich verkauft und dementsprechend das Lockstedt im Pfandbrief Dietrichs v. d. Sch. von 1503, möglicherweise auch das Loxstede, in welchem 1534 Sivert v. d. Sch. seinen Töchtern, Klosterjungfrauen in Diesdorf, Getreidehebungen zuerkennt. —



Fig. 52.

Die uralte Kapelle ist aus Feldsteinen erbaut und östlich halbkreisförmig abgerundet. Auf dem Dachreiter befindet sich eine schlanke Spitze mit zwei kleinen modernen Glocken. Auf der Mensa des Altars steht ein kleiner mittelalterlicher Schrein mit Maria in der Mitte, Nikolaus und Margarethe zu beiden Seiten, in den Flügeln die 12 Apostel.

Ein grosser Schrank für Kirchenutensilien ist noch vorhanden mit teilweise abgehobelten Namen, doch sieht man noch die Worte:

ANNO DOMINI JB HENNING 1582·

Der spätmittelalterliche Taufstein ist ähnlich wie der in Wiebke gestaltet und besass früher einen mit Schrift versehenen Rand, der jedoch durch Putz unkenntlich geworden ist.

Sudendorf a. a. O., VII Nr. 333. — Walther a. a. O., VII S. 86. — Riedel a. a. O. A. 5, 435. 436. 437. 443. 482. 493; vergl. 289. 390. 458. — A. 6, 273. 14, 414; vergl. 6, 467. 14, 312. 459. 479, auch 15, 351. 383.

Lockstedt bei Öbisfelde (Gross- und Klein-).

[1274 locstede et locstede, 1410 groten Lokstede, 1477 Lockstidde, Walther Lochstedt oder Lokstedt, 1564 Lochstedt.]

Kirchdorf von 312 Einw., 27 km von Gardelegen, Filial von Rätzlingen. Es gehört zum Land Öbisfelde und liegt an der Aller unweit der Mündung der Spetze. Der Ort besteht eigentlich aus zwei Dörfern, Gross- und Klein-Lockstedt, die jedoch eine Verwaltung haben. P. W. Behrends hält es nach Rätzlingen für den ältesten Ort der Gegend und leitet seinen Namen von seiner Lage in einer Niederung ab (Loc = Sumpf). Im Lehnsregister Luthards und Burchards von Meinersen von c. 1274[1] findet sich der Zehnt von locstede et locstede im Lehnsbesitz des Godeco von Vorsfelde. Im Jahre 1410 verkaufen Hilmar und Jan von Oberge dem Pfarrer zu Öbisfelde eine Hebung von 12 Schillingen in groten Lockstede (ebensoviel to Retzlinghe). Im sogenannten Bier-Privilegium von Öbisfelde (1477) ist Lockstidde als Zubehör von Öbisfelde im Besitz Alverichs von Bodendik und seiner Söhne genannt. Lochstedt hat noch keine Kirche und zählt 1564 bei der ersten luth. Kirchenvisitation 15 Hauswirte, zu Walthers Zeit (1735) deren 25. Vergl. Öbisfelde.

Der Ort hat einen kleinen Betsaal, der nichts Erwähnenswertes bietet.

Sudendorf a. a. O. I Nr. 79, S. 51. S. Walther VI S. 56. 116. 185. Behrends a. a. O. S. 158—160. Dr. Danneil a. a. O. S. 138.

Lüffingen.

[1284 Luffinge, 1365 Luffingh, 1371. 1380 Luffinghe, 1420 lufinghe, 1457 Lüffingen, 1473 luffingk, 1488 luffinge, 1506 luffingen, Lüffing.]

Pfarrdorf von 229 Einw., wendischer Anlage und deutschen Namens; 5 km nordwestlich von Gardelegen.

Die Markgrafen Otto und Konrad vereignen dem Kloster Neuendorf 1284 das Dorf Luffinge ad inhabitandem et claustrum ibidem construendum, nachdem der bisherige Lehnsinhaber Rudolf von Ronstede darauf verzichtet hat. Ob etwa das Kloster abgebrannt oder sonst den Insassen eine Verlegung des Wohnsitzes erwünscht war, ist nirgends ersichtlich. (Vergl. Kloster Neuendorf.) Jedenfalls ist aus diesem Bau und der Verlegung des Klosters nach Lüffingen nichts geworden und dieser Ort gleichwohl im Besitz des Klosters geblieben. In den Jahren 1365, 1371, 1380 wird die Mühle zu Lüffingen als Besitz des Klosters genannt und werden Einkünfte derselben an einen Bürger zu Calvörde wiederkäuflich verkauft bezw. den Armenpflegerinnen im Konvent verpfändet. In den Fehden mit den Magdeburgischen litt der Ort selbst wenig, nur wurden 1414 in der Nähe des Dorfes einem Gardelegener Bürger Kühe geraubt und 1418 — jedenfalls ausserhalb des Ortes — ein Einwohner von lufinghe erschlagen und ein Pferd totgeschossen. Im Bestätigungsbrief Friedrichs des Jüngeren für Kloster Neuendorf (1457) steht Lüffingen unter den Klosterdörfern. Es gehörte 1506 mit anderen zur Vogtei Gardelegen. Übrigens besassen die von Alvensleben-Calbe nach den Lehnsbriefen von 1473 und 1506 das Gewässer der Milde nebst

[1] Sudendorf I, Nr. 79 S. 51.

Fischerei von der Mühle zu Luffingk bis zur Biese. Der Ort verblieb dem Kloster bis zur Säkularisation; er litt im dreissigjährigen Kriege, besonders durch die Pestepidemie von 1626.

In der modernen, restaurierten Kirche befindet sich ein schöner sachgemäss restaurierter Altarschrein. Inmitten die Maria mit dem Kinde auf dem Throne sitzend, links die heil. Margaretha, rechts die heil. Ottilie mit einem Auge auf einer Schüssel; ausserdem auf den Flügeln links und rechts je 2 Apostel. — Unter dem alten Turm lagert ein Taufstein von 1711 mit den Namen Mathias Baleke.

Die drei Glocken haben 0,93, 0,78, 0,51 m Durchmesser. Die grösste ist 1795 von Thiele in Berlin gegossen, die beiden anderen sind aus dem 16. Jahrhundert und zeigen die obere Umschrift:

anno domini m ccccc lxx v. i. fauber.

Riedel cd. dipl. A. 6, 152. 159. 17, 149. 197. 22, 374. 393. 396. 397. 400. B. 3, 334. 347. Suppl. 366.

Mannhausen.

[1487 wanhussen, falsch für manhussen, 1498 Manhusen, 1518 Manhussen.]

Dorf ohne Kirche mit 342 Einw., nach Wegenstedt eingepfarrt. Dasselbe ist in den Lehnbriefen von 1487 und 1498 als Zubehör von Flechtingen (w. vgl.) genannt. Nach einer Urkunde von 1518 hatten auch die von Bülow als Inhaber der Burg Öbisfelde dort Einkünfte.

Riedel a. a. O. A. 25, 427. 464. Walther VI S. 67.

Mieste.

[1420 myest, myst, 1471. 1495. 1503 Myst, 1510 Mieste, 1554 Mist.]

Grosses Pfarrdorf von 1152 Einw., 14 km westsüdwestlich von Gardelegen, jetzt Station der Berlin-Lehrter-Eisenbahn.

Der Ort kommt urkundlich zuerst in den Schadensrechnungen des Markgrafen Friedrich I. von 1420 vor. Danach wurden in jener Fehdezeit 1414 und 1415 zu myest Gardelegener Bürgern und Geistlichen Rindvieh und Schafe von den Magdeburgischen geraubt. Gebhard von Alvensleben litt 1419 dort Schaden im Wert von 343 Schock böhm. Groschen. Damals war also Mieste im Lehnbesitz der von Alvensleben; doch hatten auch Bürger und Geistliche zu Gardelegen dort Besitz. Nach Wohlbrücks Ansicht stammte dieser Besitz aus der Erbschaft der von Wederden. Nach einer Notiz aus dem Werke des Jerasius über die von der Schulenburg verpfändeten die Gebrüder Ludolf und Heinrich von Alvensleben 1427 Mieste, Miesterhorst und Zichtau an Matthias von der Schulenburg, lösten es jedoch, wie es scheint, bald wieder ein. Statt Zichtau ist hier indessen vermutlich Zichow = Sichau zu lesen. Später hatte Werner von Alvensleben Geldhebungen zu Myst an den Abt von Königslutter versetzt, die 1471 eingelöst werden. Friedrich von Alvensleben verkauft 1495 dem Kloster Neuendorf wiederkäuflich Getreidehebungen aus Myst. Den von Marenholz waren von den Alvenslebens 700 fl. auf Mieste verschrieben, die 1503 nebst Zinsen zurückgezahlt

werden. Im Mai 1510 verschreibt Friedrich von Alvensleben (-Rogätz) dem Pfarrer zu Mieste Johann Paschen eine freie Stätte bei der St. Marienkirche zu Gardelegen und eine unter dem Patronat der von Alvensleben stehende Vikarei daselbst. Bei der Erbteilung von 1554 erhält Ludolf von Alvensleben u. a. Einkünfte aus Mist, Horst und Sichaw. Im Grenzvergleich der von Alvensleben von 1567 ist Mieste neben Horst, Dannefeld und Peckfitz genannt. Im November 1585 schliesst Ludolf von Alvensleben-Calbe einen Vergleich mit seinen Unterthanen zu Mieste, Miesterhorst und Zichow (Sichau) über die ihm zu leistenden Dienste. In näherer Beziehung stand Mieste zu dem Zichtauer Zweige des Alvenslebenschen Geschlechtes, wie denn das Kirchenpatronat noch heute dem Rittergut Zichtau gehört (vgl. Miesterhorst, Sichau, Zichtau).

Mieste ist der Geburtsort des Gardelegener Reformators Barth. Rieseberg. Die von Chr. Schultze erwähnte Feindseligkeit des Joh. Pasche gegen ihn wird durch obige Nachricht illustriert.

Das Schiff der Kirche ist ganz modern, der Turm zumal erst vor etlichen Jahren erbaut. Die drei Glocken von 0,90, 0,78, 0,65 m Durchmesser sind neu, die grosse 1834 von Chr. Heinr. Bartholdy in Halberstadt, die beiden kleineren von Robert Ebert in Dresden 1884 (Nr. 1260, 1261) gegossen.

Riedel a. a. O. A. 17, 144. 195. B. 3, 334. 386. Suppl. 376.
Codex Alvensleb. II Nr. 151. III Nr. 62. 363. 523. 692.
Chr. Schultze a. a. O. S. 14. 72. 73.

Miesterhorst.

[1554 Horst.]

Kirchdorf von 584 Einw., Filial von Mieste, 18 km westsüdwestlich von Gardelegen im Drömling gelegen. Der Ort ist (wie Lindstedterhorst von Lindstedt aus) offenbar von Mieste aus gegründet und mit demselben stets verbunden gewesen. So ist es nach der bei Mieste erwähnten Notiz bei Jerasius 1427 mit Mieste an Matthias von der Schulenburg verpfändet, so ist es teils unter dem Namen Horst, teils unter dem Namen Miesterhorst in den erwähnten Alvenslebenschen Vergleichen von 1554, 1567 und 1585 neben Mieste genannt. Eingepfarrt ist Taterberg, der Wohnort des Königlichen Grubenbauinspektors im Drömling, eine neue Ansiedlung, die ihre Anlage der Urbarmachung des Drömlings verdankte. Der Name Taterberg ist älter und mag daher stammen, dass die Stelle früher Zigeunern — im Volksmunde „Tatern“ genannt — als Schlupfwinkel gedient hat.

Die moderne Kirche ist ohne archäologisches Interesse. Die drei Glocken haben 0,71, 0,65, 0,60 m Durchmesser. Die grösste hat die obere Minuskelumschrift:

+ soli ∘ deo ∘ gloria ∘ anno ∘ m ∘ ccccc ∘ lxxvii ∘
claus scolte ∘ chiman selcke ∘ dannis meter ∘ hans haver ∘

Die beiden kleineren hat J. C. J. Wicke in Braunschweig 1856 bezw. J. H. Wicke daselbst 1822 gegossen.

Cod. Alvenslebianus II Nr. 151. III Nr. 363. 523. 692. Vgl. Dietrichs und Parisius, Bilder aus der Altmark II S. 73—81.

Kloster-Neuendorf.

[1232. 1246. 1334. 1366. 1425. 1500 Niendorp, 1233. 1363. 1418 etc. Nyendorp, 1233. 1240. 1311. 1543 Nygendorp oder Nigendorp (p), so meist; dazwischen: 1399 Neiendorp, 1425. 1498 Newendorff, 1447 Nuwendorf, 1453 Nuendorff, 1506 Nygendorff, 1541 Nigendorff].

Kirchdorf von 608 Einw., 5 km östlich von Gardelegen. Im Volksmunde meist schlechtweg „Kloster" genannt, hat der Ort diesen Beinamen zur Unterscheidung von den anderen zahlreichen Neuendorfs in der Altmark und Mark, in Erinnerung an das Cisterzienser Nonnenkloster, welches einst dort bestand.[1] Dasselbe ist nicht lange vor 1232 gestiftet, da die älteste erhaltene Urkunde von diesem Jahre datiert und ausdrücklich das Kloster novella congregatio (ecclesiae sanctae Mariae in Niendorp) nennt. Dass der von 1207—1236 häufig genannte Albertus de Niendorp der Stifter gewesen, wie Wohlbrük[2] für möglich, P. W. Behrends[3] für wahrscheinlich hält, hat jedenfalls keinen urkundlichen Anhalt. Der Name beweist, da es allein in der Altmark 7 Dörfer des Namens giebt, herzlich wenig, zumal jener Albertus de Niendorp gerade in den Urkunden des Klosters Neuendorf nicht vorkommt. Die ersten urkundlich genannten Gönner und Wohlthäter des Klosters sind die brandenburgischen Markgrafen Otto III. und Johann I. und Graf Siegfried von Osterburg. Die päpstliche Bestätigung durch Innocenz IV. datiert vom 12. Juli 1246. Der Bestätigungsbrief bezeichnet das Kloster als monasterium S. Marie virginis in Niendorp Alberstadensis diocesis und bestimmt, dass die vom Konvent angenommene regula beati Benedikti atque institutio Cisterciensium fratrum für immer unverletzlich festzuhalten sei. Damals sind im Besitz des Klosters: das Dorf Neuendorf mit 50 Hufen und der Mühle, Boblitz (Wüstungen A.) mit 50 Hufen, 5 Hufen in Odixdorf (Wst. A.), 10 Hufen in Salchau (Wst. B.) und ein Wald dabei, 20 Solidi stendalsch. in Burgstall, 2 Wispel Roggen jährlich in Steinfeld. In den folgenden Jahrzehnten wächst der Besitz des Klosters in der Umgegend nicht unerheblich, teils durch Memorienstiftungen benachbarter Edelleute, teils durch Schenkungen der Markgrafen, namentlich der Söhne Johannes I., Johann, Otto und Konrad, sowie später des Waldemar und des Herzogs Otto von Braunschweig nebst seiner Gemahlin Agnes (vorher Gemahlin Waldemars). Merkwürdig ist besonders die Erwerbung des Dorfes Lüffingen (s. d. Art.) 1284. Dieses Dorf, auf welches der bisherige Lehnsinhaber Rudolf von Ronstede verzichtet, vereignen die Markgrafen Otto und Konrad religiosis dominabus sanctimonialibus claustri Niendorp ad inhabitandum et claustrum ibidem construendum. Es bleibt völlig im Dunkel, welche Veranlassung etwa dem Gedanken, das Kloster nach Lüffingen zu verlegen, Vorschub leistete. Jedenfalls ist dieser Gedanke nicht zur Ausführung gekommen.

---

[1] Auch wo das Bedürfnis einer Unterscheidung nicht vorliegt, hält der Volksmund solche Erinnerung fest. So wird z. B. Lehnin in der Mark gleichfalls vom Volksmunde noch heute fast durchweg „Kloster" genannt.

[2] Geschichte der Altmark etc., S. 255.

[3] A. G. V. 10, S. 20.

Auf Veranlassung Otto's IV. wurde nach einer alten Nachricht[1] Neuendorf c. 1289 das Mutterkloster für Kloster Heiligengrabe in der Priegnitz. Die Äbtissin ging selbst mit 11 Klosterjungfrauen. Die Zahl der Nonnen muss also damals schon recht gross gewesen sein. Auch nach dem Erlöschen des Hauses Ballenstädt wächst der Grundbesitz des Klosters durch Schenkungen der umwohnenden Edelen und Gardelegener Patricier (namentlich zur Ausstattung der in das Kloster eintretenden Töchter), sowie durch Kauf. Eigentümlich berührt die Nachricht, dass das Kloster 1360 wegen rückständiger Zahlung an die päpstliche Kammer im Bann ist und derselbe dann nach erfolgter Zahlung und weiterer Geldbusse aufgehoben wird. Doch muss die Aussöhnung mit der Kurie eine vollständige gewesen sein. Wenige Jahre darauf ist ein Streit über das Patronat der Pfarre zu Gardelegen zwischen dem Kloster Neuendorf und dem Markgrafen Otto (aus dem Hause Baiern). Das Kloster hat seinen Propst Johann von Rothen präsentiert, Markgraf Otto dagegen den Magdeburger Kanonikus Heinrich von Wederden bereits faktisch eingesetzt mit Zustimmung des Archidiakonus des Balsamgaus, welcher dem Markgrafen das Patronatsrecht zuerkennt. Johann de Roten erlangt auf seine Bitte vom Papst Urban die Sequestration der Pfarre bis zu ausgemachter Sache und gewinnt schliesslich den Besitz derselben (1366—69). Ob nun mit der Personenfrage auch die Prinzipienfrage über das Patronatsrecht mit entschieden wurde, lässt sich aus den vorhandenen Nachrichten nicht ersehen. Jedenfalls wird 1381 von Sigismund in Ausführung eines schon von seinem Vater Karl IV. gefassten Beschlusses festgesetzt, dass die Pfarre zu Gardelegen bei der nächsten Vakanz dem Domstift Stendal einverleibt werden solle, und das landesherrliche Patronatsrecht ausgesprochen, ohne dass der Ansprüche des Klosters Neuendorf auf dasselbe irgend welche Erwähnung geschieht.[2]

Einen Einblick in den Besitzstand des Klosters gewährt der Bestätigungsbrief Friedrichs des Jüngeren von 1457. Derselbe zählt als Besitzungen auf: die Dörfer Schwiesau, Lüffingen, Hemstedt, Algenstedt, Cassiek, Sethen, Lotsche, Grävenitz, Querstedt, Volgfeld, Staats, Börgitz, Zienau, Roxförde; die wüsten Dorfstätten Buckow, Sadenbeck, Denstedt, Odixdorf, Gotzkow, Vetve, Bokel, Hottendorf, Cheine und Kenzendorf (Mühle) Dazu kommen Einkünfte in Salzwedel, Bismark, Osterburg, Wartenberg, Burgstall etc. Allerdings ist zu bedenken, dass fast in allen jenen Dörfern — wie bei Algenstedt, Cassiek etc. ausgeführt ist — mehr oder minder erhebliche Güter und Einkünfte anderer Besitzer in Abrechnung zu bringen sind. Aber andererseits ist auch festzustellen, dass die Aufzählung durchaus keine vollständige ist, indem unter den Dörfern Neuendorf selbst und Jävenitz, unter den Wüstungen Boitzendorf, Wenwede, Gaddow, Trustedt, Mildehöft fehlen. Zahlreich sind die Pfand- und Wiederkaufsbriefe des

[1] Riedel a. a. O. A. 1, 466. Die Äbtissin wollte dem um ihr Kloster so hochverdienten Fürsten sein Gesuch nicht abschlagen, war aber sehr unwillig darüber und gedachte, ihm die zwölf „aller unnüttesten" zu schicken Aber in der folgenden Nacht wurde sie schwer durch göttliche Gesichte gestraft, so dass sie erschüttert nun selbst ging. — Auch Bekmann scheint diese Gechichte, aber nach dunkler Überlieferung, zu kennen.

Hiernach ist meine Bemerkung A. G. V. 20, Heft 2, S. 34 zu berichtigen.

Parisius.

[2] Riedel a. a. O. A. 5, 127, vergl. S. 146. 149. A. 6, 106 und 107.

Klosters und gerade Neuendorf zeigt, in welchem hohen Grade gegen den Ausgang des Mittelalters die geistlichen Stiftungen die Leihinstitute ihrer Zeit sind.

Wohl im Zusammenhange mit dem wachsenden Reichtum wird die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts durch einen Niedergang der Klosterzucht im Kloster Neuendorf, der ein Eingreifen durch eine gründliche Disciplinarreform nötig machte, charakterisiert. Nach einer Urkunde vom Juli 1481 sind die Klosterjungfrauen zwar seit längerer Zeit zum Leben nach der Ordensregel zurückgekehrt, aber Erzbischof Ernst von Magdeburg als Administrator von Halberstadt hält in Besorgnis eines Rückfalles doch eine Visitation für nötig und beauftragt mit der Vornahme derselben die Äbte von Marienthal und Lehnin. Dieselben erhalten ausgedehnte Vollmachten, dürfen widerspenstige Nonnen in andere Klöster verschicken, Änderungen in der Besetzung der verschiedenen Ämter, selbst des Vorstandes vornehmen u. s. w. Es liegt die Vermutung nahe, dass durch diese Visitation die bisherige Äbtissin Sophie von Alvensleben zur Abdankung bewogen und an ihrer Stelle Anna von der Schulenburg zur Äbtissin erhoben wurde, welche letztere im November 1481 zuerst urkundlich als solche genannt wird.[1] In dem Ablassbrief des Papstes Innocenz VIII. für das Kloster Neuendorf von 1489, welcher ein Verzeichnis sämtlicher Klosterjungfrauen bringt, ist unmittelbar hinter Äbtissin und Priorissin eine Sophie von Alvensleben genannt, ja in einer Alvenslebenschen Urkunde von 1492, welche das Kloster Neuendorf betrifft, steht zwischen der Äbtissin Anna v. d. Schulenburg und der Priorissin Gertrud Smedes eine Sophie von Alvensleben, welche ausdrücklich als „older frowe“ bezeichnet wird.[2]

Durch jene Visitation und bezw. durch die neue Äbtissin Anna von der Schulenburg scheint nun in der That eine neue Zeit äusserer Blüte für das Kloster herbeigeführt worden zu sein. Die Erwerbung des erwähnten päpstlichen Ablassbriefes konnte dieselbe nur fördern.[3] Das darin enthaltene Verzeichnis zählt 59 Klosterjungfrauen; die Namen fast sämtlicher Adelsfamilien der Umgegend — Alvensleben, Schulenburg, Lüderitz, Gohre, Ronstedt, Vollenschier etc. — sowie zahlreiche Patricierfamilien namentlich in Gardelegen und Stendal: Storkow, Hüselitz, Bromer, Stolting, Hasselmann, Mösentin — sind und zwar meist mehrfach vertreten. Neuendorf war im südwestlichen Teile der Altmark das einzige Nonnenkloster und hatte auf viele Meilen im Umkreis keinen Rivalen. Mit seinem grossen Landbesitz, mit seinem zahlreichen Konvent, in dem die hervorragendsten Geschlechter des Landes ringsumher vertreten waren, behauptete es sehr erklärlich ein nicht geringes Ansehen.

---

[1] Cod. dipl. Alvensleb. II, Nr. 504 505.

[2] Rd. Suppl. 374. cd. Alvensleb. II, Nr. 605. Auch ein häufiges Vorkommen des Namens Sophie von Alvensleben kann dagegen nicht ins Gewicht fallen, da eben weiter unten noch eine zweite Sophie von Alvensleben genannt ist.

[3] Den Wohlthätern des Klosters und den Eltern und Angehörigen der Klosterfrauen wurde (wie üblich) Anteil an den Ablassschätzen zugesichert. Die Nutzanwendung für die reichen Leute der Umgegend lag auf der Hand. — Es ist zu beachten, dass in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts immer stärker die Ausnutzung der Ablasslehre als Geldquelle für kirchliche Zwecke, namentlich für kirchliche Bauten, hervortritt. Die Gelder für die zahlreichen kirchlichen Bauten dieser Zeit sind wesentlich aus dieser Quelle geflossen.

Je näher diese Glanzperiode der Zeit der Reformation lag, desto erklärlicher wird, dass Kloster Neuendorf sich gegen die Einführung derselben ganz besonders lange sträubte. Wenn auch der Konvent sich den kurfürstlichen Visitatoren 1541 nicht offen zu widersetzen wagte, so verharrte er doch noch eine Reihe von Jahren in einem passiven Widerstande und streckte erst 1579 förmlich die Waffen, ja die beiden letzten katholisch gesinnten Nonnen starben erst 1589. Da dieselben im wesentlichen unbehelligt und im Genuss ihrer Einkünfte geblieben waren, liefern sie den Beweis, wie milde die Reformation in den Marken auftrat.[1] Indessen hatte sich Joachim II. schon 1544 veranlasst gesehen, den bisherigen Probst Franz Schütte abzusetzen und an seiner Stelle einen weltlichen Klosterhauptmann in der Person des Hieronymus von Dräbsdorf zu bestellen, wogegen Äbtissin und Priorissin im Amte blieben. Dräbsdorf übertrug 1545 die Verwaltung einem Schösser oder Amtmann Namens Johann Ochsenkopf, der nach Bekmann[2] mindestens bis 1560 im Amte war, und aus dessen nachgelassenen Papieren im dreissigjährigen Kriege die Anwendung des Restitutionsedikts von 1629 auf Kloster Neuendorf bekämpft wurde. Auf Ochsenkopf folgten wieder kurfürstliche, später königliche Amtleute in der Verwalttung des Klosterguts. Die Dienste und Pächte, welche den von Alvensleben-Gardelegen als Inhabern der Vogtei über die Klosterdörfer gehörten, wurden von Valentin von Alvensleben bezüglich der Dörfer Algenstedt, Hemstedt, Lüffingen, Cassiek, Neuendorf, Jävenitz, Zienau und Schwiesau an Johann Georg für 6000 Thaler verkauft, welchen Verkauf Joachim Friedrich 1598 bezeugte. Der dem Kloster gehörige Teil der Gardelegener Heide wurde bei der Säcularisation zum kurfürstlichen Jagdrevier geschlagen, im wesentlichen die jetzige Oberförsterei Jävenitz. Die Zahl der Klosterjungfrauen war durch den Vertrag von 1579 auf 18 festgesetzt, und so bestand Neuendorf als evangelisches Stift fort, bis es 1810 vom König Hieronymus von Westfalen aufgehoben wurde. Die Zahl der Konventualinnen hatte sich übrigens allmählich verringert. Bei der Aufhebung 1810 waren deren noch sieben vorhanden. Die königliche Domäne wurde 1834 verkauft, jedoch das landesherrliche Patronat über die Pfarrstelle reserviert.

Verzeichnis der Pröpste des Klosters:[3]

1251 H., prepositus in Niendorp, vielleicht mit dem folgenden identisch.

1254 Henricus, dictus de Rogats, ejusdem collegii, tunc prep.

1332 Hinricus, prepos., vielleicht mit dem folgenden identisch.

1340, 13. Januar Hinricus, prepos. sanctimonialium in Nyendorp et plebanus in Calvis.

1340, 25. Januar Johannes, perrer to Lüderiz vnde prouest tu Niendorpp bi Gardelegen

1344 starb der Propst Johannes de Bellyn nach dem noch vorhandenen Leichenstein, vielleicht mit dem vorhergenannten identisch.

---

[1] Das Nähere vgl. A. G. V. 20, Heft 2, S. 33–46.

[2] a. a. O Th. V, Buch 1. cap. 10, vgl. A. G. V. 20, H. 1, S. 29 u. 30. —

[3] Die nachfolgenden Verzeichnisse machen, wie leicht ersichtlich ist, auf Vollständigkeit keinen Anspruch; sie enthalten eben das, was sich aus Urkunden, Chroniken, Grabsteinen etc. ermitteln liess.

1361 Jacobus prepositus.
1365 her Jan provest.
1366 Johannes de Roten, höchstens bis 1368, vielleicht mit vorigem identisch. 1369 rector eccl. paroch. in Gardelege.
1371. 1377. 1380. Hermen von Yptz.
1392, 20. Januar und 25. März Johannes (Jane) Nyenkerken, provest to desser tid; neben ihm Hermen de olde provest, wohl der vorgenannte H. von Yptz.
1399 Nicolaus Bitkou, 1400 her Nicolaus Bytekow.
1410 Johan Konnigstorp.
1419 Nicolaus hane.
1438 Arnde von Dedesen. (Nach Bekmann Gedeke, † 1440).
1448—1458 Her Johan klot, her Johan, her Johann Clot.
1496 Johannes Roxen, modernus ejusdem monasterii prepositus.
1499 Johannes Engersbu.
1513. 1515 Johannes Kluver, † 1523 (Bekmann 1518).
1538—1544 Franciscus Schutte.

Äbtissinnen und Priorissinnen:

1251 A., abbatissa.
1322 Sophia, abbatissa.
1340 Sophie von Norstede, ebbedische; Sophie von Ronstede, priorinne.
1361 Kunegundis, abbatissa.
1365 Alheit, ebdissche; Cecilia, priorinne.
1371 Mechtilt van Nyendorp, ebdische;[1] Margareta Dusers, priorinne.
1377. 1380. Sophya van Lyntstede ebbedynne; Margareta Dusers, pryorinne.
1392 Äbt. Ode van Lintstede, Prior. Ghese Ghunters.
1397 Elizabeth Hogen, Äbt.; Prior. Ghese Gunters.
1419 Christina Milterdes, ebbetynne.[2]
1425 Äbt. Chr. Milterdes, Prior. Michtild Nitzenplitz.
1449. 1451. Katherine von Gohre (v. Ghorr), Äbt.; Anna Schernekous, priorissin.
1455—1470 Sophia von Aluensleue, Ebbedische;[3] Anne Schernekous, priorissen.
1481—1495 Anne von der Schulenburg, Abbatisse; Margarete Arxleuen (Erxleuen,) priorisse bis 1484. 1484—1495 Prior. Gertrud Smedes.
1499—1515 Lucia van Gore (Ghore, Gohre), ebbetisse; Gertrud Tallen, priorisse.
1540. 1544. Gertrud van Lüderitz, Äbtissin; Anna Storkows, Priorin.
1550 Gertrud von Lüderitz; Prior. Hypolita von Bülow.[4]
1555 Anna v. Einwinkel, Domina; Ipolita v. Vuluen (Wulfen), Priorissa.

---

[1] Dieselbe wird 1377 wieder als einfache „clostervrowe" genannt

[2] Im Heffterschen Verzeichnis zu Riedels cod. dipl. Bd. II, S. 419 wird für 1411 Mette Kerkau als Priorin genannt, dieselbe war jedoch einfache Klosterfrau. Vgl. Ried. A. 17, 99.

[3] Sophie von Alvensleben wird bei Rd. Suppl. 375 in einer vom 16. Oktober 1495 datierten Urkunde (Nr. 24) als Äbtissin mit Anna Schernekau als Priorissin genannt. Doch liegt hier unzweifelhaft eine falsche Lesung der Jahreszahl vor. Dagegen wird sie 1492 zwischen Äbtissin und Priorissin als older frowe genannt, vergl. Cod. Alvensleb. II, Nr. 605.

[4] Nach Behrends A. G. V. 10, 21. Vielleicht ist jedoch Hypolita v. Wulfen der richtige Name; wenigstens ist durch eine ungedruckte Urkunde des Lindstedter Pfarrarchivs dieser Name für das Jahr 1555 als der der Priorissin festgestellt.

1572 Dieselbe Domina; Wilberg (?) v. Alvensleben, Priorin.[1]
1579 Emerentia v. Einwinkel, Äbtissin.
1604 gestorben am 6. Mai Anna von Krusemark, Äbtissin.
1630 † 21. Okt. Emerentia von Rintdorf.
1631 † 30. Jan. Margarita von Dusedau.
1665 † 20. März Emerentia von Rintdorf.
1675 † 2. Sept. Clara Maria von Brunnen.
1689 † 12. Dez. Catharina von Köppen (koppe).
1698 † 13. Okt. Elisabeth von Gadow.
1743 † 2. Jan. Sophia Hedwig von Jeezen.
1746 † 7. Okt. Sophia Elisabeth von Jeezen, Halbschwester der Vorigen.
1753 † 25. Febr. Johanna Eleonera von Chwalkowska.
1777 † Catharina Amalia von Welchhausen, Domina; 1753 Priorin Clara Sophia von der Osten.
1786 † Caroline Sophie von Dequede.
1810 Henriette Juliane von Wulfen, Domina bis zur Aufhebung des Klosters, sie starb 1817.

* Das Kloster, dessen Gebäude Adler merkwürdigerweise für vollständig abgebrochen hält (a. a. O. S. 53), ist im wesentlichen noch erhalten. Verglichen

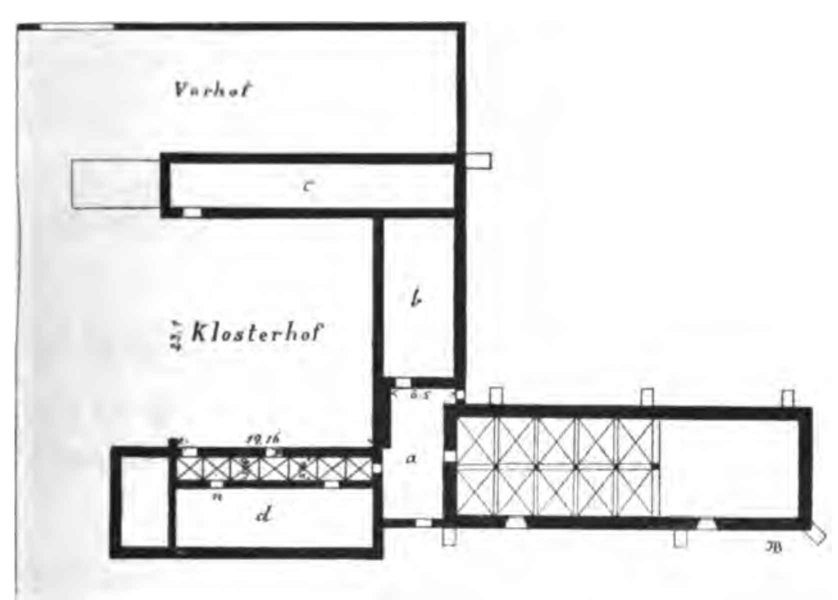


Fig. 53.

mit den sonst gewöhnlichen klösterlichen Anlagen zeigt es einige Besonderheiten. Um den geräumigen Klosterhof legen sich die Wohngebäude herum, einst wohl auch im Westen, jetzt nur noch im Norden, Osten und Süden vorhanden (Fig. 53),

[1] Vgl. A. G.V. 10, 22. 23 auch für die folgenden Namen; ferner Bekmann a. a. O. Th.V, Buch I, cap. X, 4.

während die Kirche, die sich sonst in der Regel nördlich vor die Klostergebäude legt, abseits im Osten liegt; der Kreuzgang schliesst sich auch nicht unmittelbar an sie an, sondern ist von ihr durch einen einst offenbar mit einem Dache ver sehenen Raum (a) getrennt, der wohl eine zweistöckige Vorhalle war. Jetzt ist es ein oben offener wüster Vorplatz, von dem aus, wie in alter Zeit, der Zugang zu der Kirche, zum westlich liegenden Kreuzgang und zum nördlich sich anschliessenden Wohngebäude führt, während man durch die südlich die Abschlussmauer durchbrechende Pforte ins Freie hinaustritt. Vom Kreuzgang, der wie alle übrigen Gebäude aus Backsteinen erbaut ist, ist nur noch die Nord-, Ost- und Südseite vorhanden, vollständig erhalten sogar nur die letztere. Sie ist ein von sieben Kreuzgewölben überspannter Gang und öffnet sich nach dem Kloster-

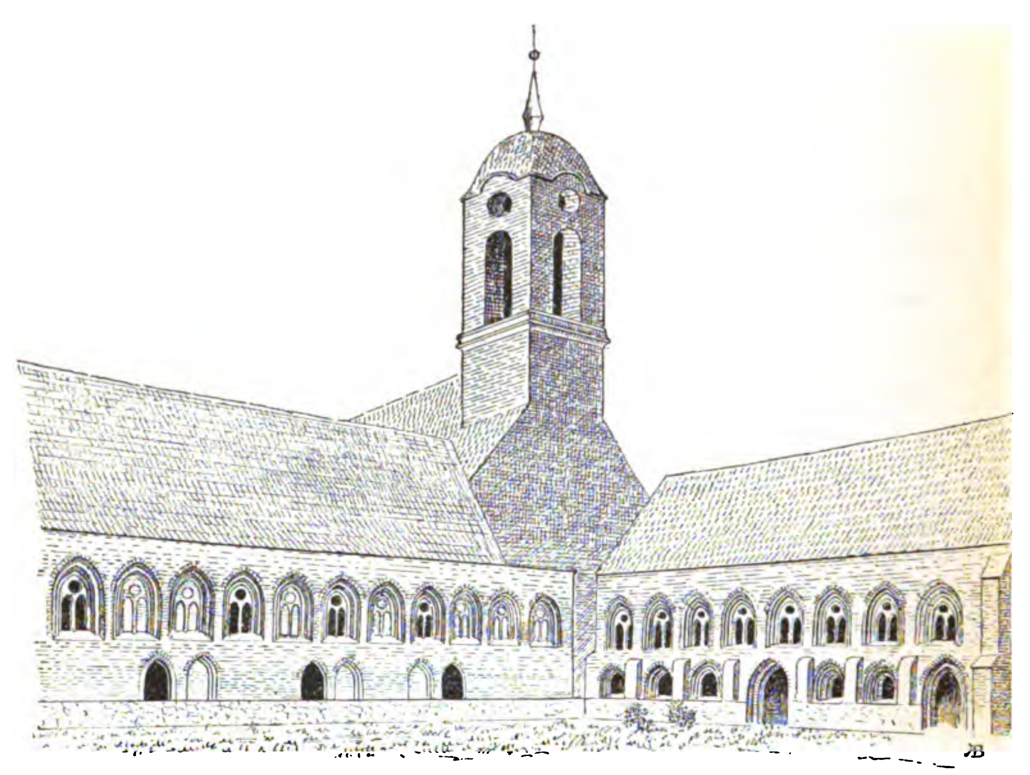


Fig. 54.

hofe zu mit fünf Fenstern und zwei Thüren, die alle dreifach rechteckig abgetreppte Gewände haben. Die Aussenwand wird gestützt durch sieben Strebepfeiler, von denen sechs erst von der über die Flucht der Aussenwand vortretenden Grundmauer aus beginnend nicht über das Erdgeschoss hinausragen. (S. Ans. Fig. 54). Die Fenster haben kein Masswerk und sind überhaupt offen; die Fenster des oberen Geschosses dagegen haben, wie die entsprechenden des östlichen Gebäudes (b des Grundrisses) ganz einfaches Masswerk, das zwei Spitzbogenfenster mit darüber befindlicher Kreisöffnung bildet. Die Gewölbe des Kreuzganges haben noch profilierte Rippen,

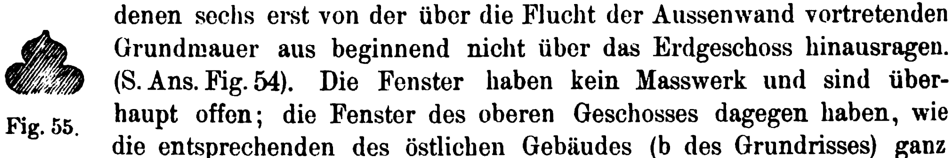


Fig. 55.

die aus einem Birnenstab mit anliegenden Rundstäben bestehen (Fig. 55). Ganz besonders reiche Profile aber zeigt das Gewände der Thüren, die vom Kreuzgange in das innere des Gebäudes d führt (Fig. 57). Der Kreuzgang wird ursprünglich auch die Westseite des Klosterhofes begrenzt haben, denn ein an einer Seite

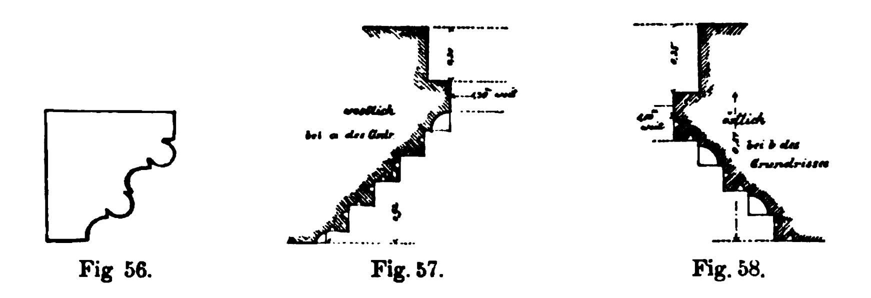
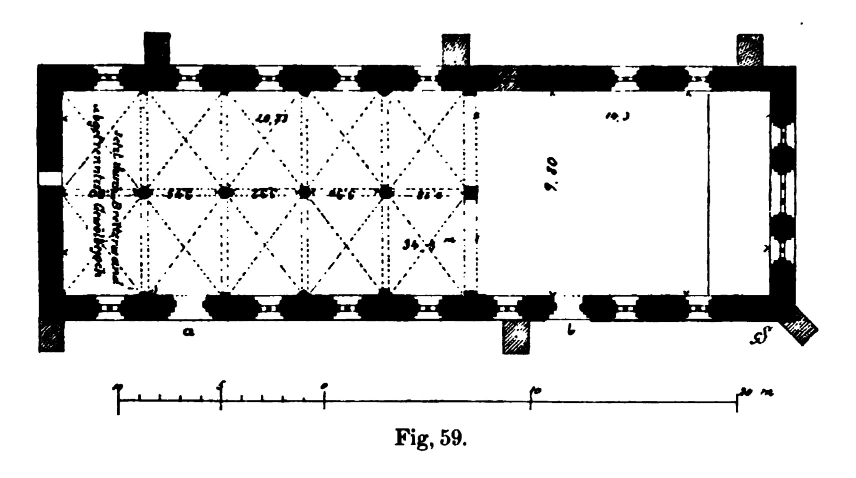


Fig 56. Fig. 57. Fig. 58.

ganz offener Hof wäre etwas ganz Aussergewöhnliches und würde die notwenige Abgeschiedenheit von der Aussenwelt geradezu aufheben. Es spricht für die Annahme, dass einst der Kreuzgang von der westlichen Thür des jetzt noch vorhandenen Teiles bis zu der entsprechenden des nördlichen Gebäudes c führte, der Umstand, dass sich diese beiden Thüren gerade gegenüberliegen. Dies Gebäude (c) ist jetzt Stall. Der nördlich davon liegende Vorhof wird von einer Backsteinmauer begrenzt. Diese ist architektonisch wirkungsvoll durch zwölf kleine Spitzbogenfenster, unter denen ebensoviel kreisrunde Öffnungen angebracht sind.



Fig, 59.

Die innere Ausstattung der Wohngebäude ist modern und bietet nichts Erwähnenswertes.

Der wertvollste Teil der ganzen Anlage und wohl auch der älteste ist die Kirche, eine Cistercienser Nonnenkirche, wie sie im 13. Jahrhundert zahlreich in Deutschland gebaut wurden. Der Grundriss (Fig. 59) zeigt eine einschiffige, ungewölbte, im Osten platt geschlossene Bauanlage. In der westlichen Hälfte

des Schiffes befindet sich die zum Aufenthalte der Klosterfrauen während des Gottesdienstes bestimmte Empore, deren hohe Lage über dem Fussboden zur Anordnung zweier Fensterreihen in diesem Teile der Kirche Veranlassung gegeben hat. (Fig. 60). Diese Empore ruht auf fünf Paar oblongen Kreuzgewölben,

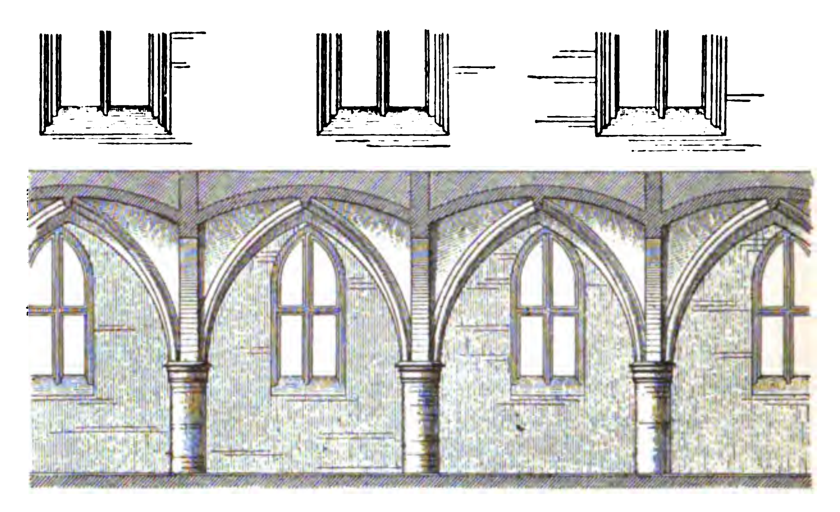


Fig. 60.

die von einer Mittelreihe runder Pfeiler getragen werden und nach Osten hin mittelst zweier Rundbogen mit dem Chor verbunden sind. Die mittelmässige Technik dieser Gewölbe, welche von sehr nüchtern profilierten Rippen getragen werden, lässt auf eine spätmittelalterliche Bauzeit schliessen. Da aber an den Wänden die Reste älterer spitzbogiger Schildbogen, welche in der einfach strengen Profilierung mit den übrigen Formen der Kirche übereinstimmen, vorhanden sind, so ist es sicher, dass die Nonnenempore in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erneuert worden ist. Derselben Zeit dürften die beiden Südthüren, sowie die wenigen regellos verteilten Strebepfeiler, welche nirgends Verband mit den Umfassungsbauten halten und sich damit als späterer Zusatz erweisen, entstammen. Das Datum 1482 (das nach Bekmann a. a. O. S. 129 an dem Chorgestühl angebracht war) darf mit Sicherheit auf diese durch die Äbtissin Anna von der Schulenburg bewirkte Bauthätigkeit bezogen werden.

Alle übrigen Bauteile der Kirche gehören in die Zeit der ersten Blüte des Klosters und sind in der Mitte des 13. Jahrhunderts, wie der Bestätigungsbrief des Papstes Innocenz IV. andeutet, vollendet gewesen. Diese Annahme bestätigen die wenigen, aber höchst streng gebildeten altgotischen Kunstformen am Ostgiebel und an allen Fenstern. Besonders eigentümlich sind die Unterfenster der Westhälfte, welche den Raum unter der Nonnenempore erleuchten, gegliedert. Obschon die Profilierung nur mittelst ganzer und halber Steinstärken abgestuft ist, so hat sie doch dadurch eine besondere Ausbildung erhalten, dass die Bogenschenkel des äusseren Spitzbogens im Schlusse nicht zusammentreten, sondern von einem einschneidenden Dreiviertelkreise getrennt werden. Die Ähnlichkeit dieser

seltenen (Fig. 61 dargestellten) Fensterform mit der Bildung des Frieses zu Dambeck ist überraschend und scheint auf einen besonderen Zusammenhang dieser nahgelegenen Bauwerke zu deuten (beiden liegen vielleicht morgenländische Muster zu Grunde). Die westlichen Oberfenster sind etwas reicher, aber noch streng profiliert, wie Figur 62 und 63 dies zeigen. Vielleicht deutet dies und die mit den Unterfenstern nicht korrespondierende Stellung der Oberfenster auf eine Erneuerung in etwas späterer Zeit des 13. Jahrhunderts. Mit der durch einfache Abstufung hergestellten Gliederung der unteren Fenster stimmen sämmtliche Chorfenster überein. Unter denselben sind die in der Nord- und Südmauer belegenen vier hohen und schlanken Fenster (s. Fig. 63) durch Schönheit der Verhältnisse und kraftvolle einfache Masswerkbildung so ausgezeichnet, dass sie als mustergültige Vorbilder für einfache gotische Bauwerke empfohlen werden können.

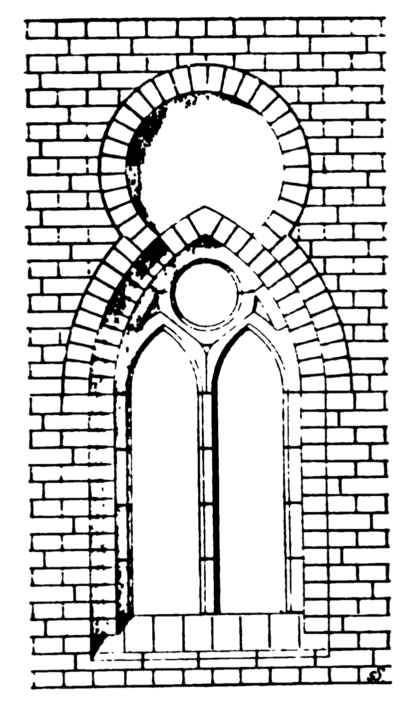


Fig. 61.

Nicht minder hervorzuheben ist die bei grosser Einfachheit mit feinem Verständnis für künstlerische Wirkung bewirkte Gliederung der Ostfront. (Fig. 64). Drei schlanke Fenster, von denen das mittelste, bei grösserer Breite mit dreiteiligem Stabwerk, höher hinaufsteigt als die zur Seite belegenen, durchbrechen die Ostmauer. Ihre hohe Stellung über dem Fussboden und das Hineinragen in den Giebel lässt den sicheren Schluss machen, dass ursprünglich nicht ein horizontale, sondern eine geneigte Balkendecke vorhanden war, wie eine solche durch die in jüngster Zeit bewirkte Erneuerung hergestellt worden ist. Da nun durch das Hineinragen der Fenster bis in den Giebel eine selbständige Ausbildung desselben wesentlich erschwert war, so ist sinniger Weise die Giebelmauer mit der Fensterwand dadurch zu einer künstlerischen Einheit verschmolzen worden, dass der äussere rechtwinklige Absatz der Fensterprofile mittelst schmaler Stege von halber Steinbreite mit dem spitzbogigen Giebelfriese verbunden und der innere zu einer besonderen Spitzbogenblende über jedem Fenster gestaltet wurde; eine Fenstergliederung, die für die ältesten gotischen Bauwerke der Marken charakteristisch ist. Geputzte Mauerflächen zwischen dem Giebelfriese und den Fensterblenden, sowie kleine quadratische Pfeiler auf der Giebelschräge vollenden die mit den geringsten Mitteln, aber völlig

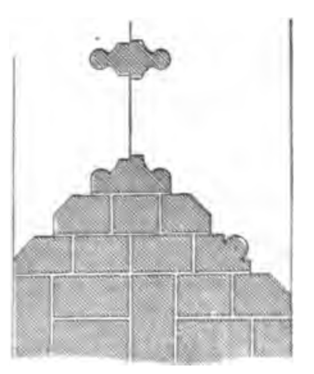


Fig. 62.

befriedigend bewirkte Ausbildung dieser Ostfront. *Adler, dessen auf feiner Beobachtung ruhende Beschreibung der Kirche wir hiermit im wesentlichen wieder-

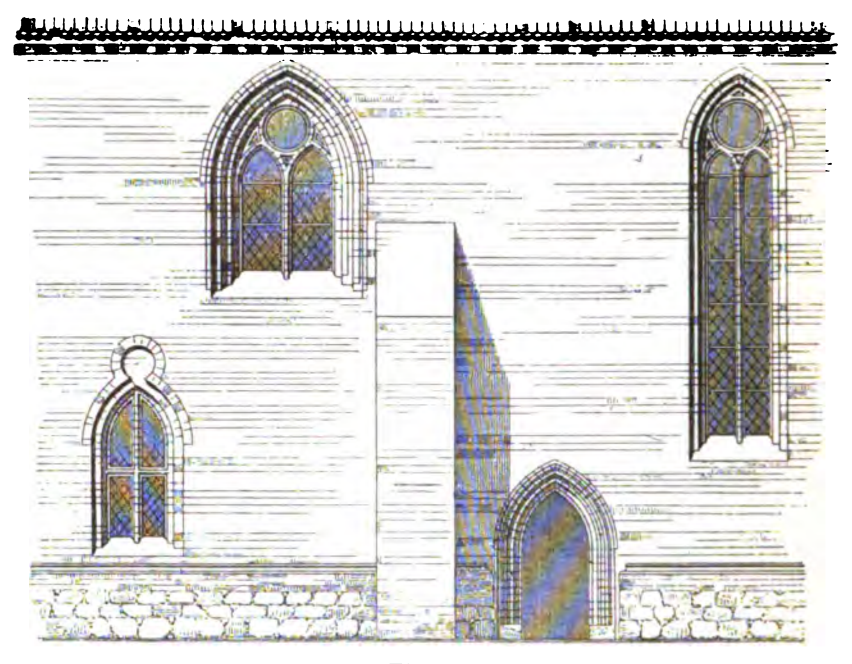


Fig. 63.

gegeben haben (a. a. O. S. 54), hebt auch die gute Technik hervor, die der slavische Steinverband zeigt, sowie die ausserordentliche Sparsamkeit in der Verwendung von Formsteinen.

Auf Fig. 55 sieht man den Westgiebel der Kirche zwischen dem östlichen und südlichen Gebäude hervorragen. Der hässliche dachreiterähnliche Turmaufsatz ist ein modernes Machwerk.

Wie man dazu gekommen ist, von der sonst ausnahmslos üblichen Form der Klosteranlage abzuweichen, ist unklar. Man möchte fast glauben, dass man ursprünglich die Absicht hatte, den Kreuzgang mit den Klostergebäuden der Regel gemäss südlich an die Kirche anzuschliessen; die beiden Thüren der Südwand liegen so, dass sie zum West- und Ostflügel des Kreuzganges geführt haben könnten. Die Seite 118 erwähnte Überlieferung könnte diese Vermutung bestätigen. Doch ist jetzt nicht mehr zu erkennen, was die Ausführung des normalen Bauplanes verhinderte. Der vorhandene dürfte seines gleichen nicht haben.*

Die fünf östlichsten Altarfenster, namentlich die drei des Ostgiebels, enthalten Reste alter Glasmalereien, welche Apostel darstellen. Unter den Figuren liest man die Namen Gelke van Dassel, Luke van Dassel, Curd van Dassel, welche als die Stifter der aus dem 16. Jahrhundert (Anfang) stammenden Glasgemälde angesehen werden. Leider geben die überhaupt bedauerlich spärlichen Urkunden des Klosters aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts keinerlei Aufschluss über diese Namen. Ausserdem sieht man quadratische Gläser mit Bildern

aus der Leidensgeschichte Christi. An den Wänden befinden sich gemalte Wappen.

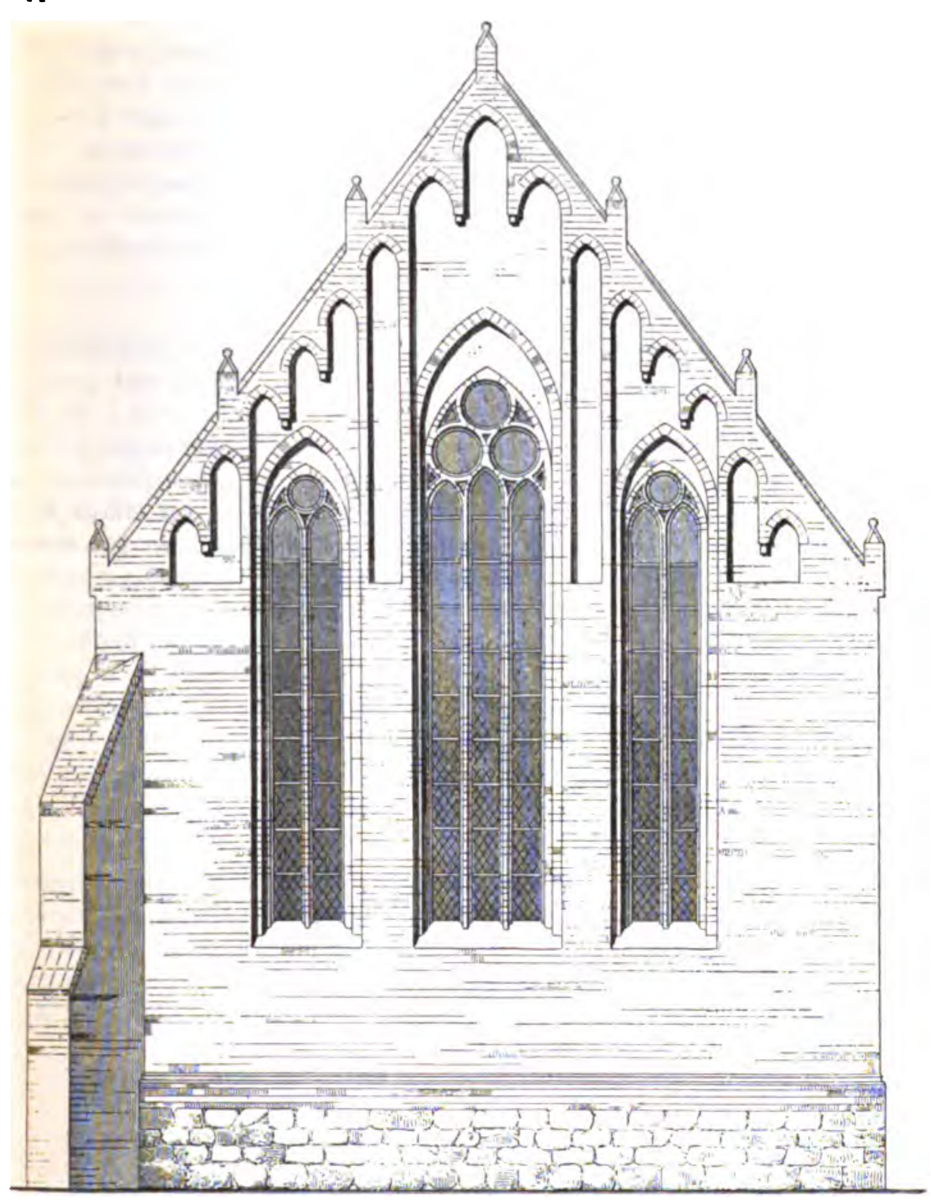


Fig. 64.

Auf der mensa des einfachen Altars lagen sonst als Unterlagen für die Leuchter zwei Stickereien aus der mittelalterlichen Klosterzeit von hohem Wert, freilich für die Conservierung nicht empfehlenswert, da das herabträufelnde Wachs dieselben stark schädigte. Die eine Stickerei stellt 4 Scenen dar: Die Krönung der Maria, die Ausgiessung des heiligen Geistes, die Geburt Christi,

die Darstellung im Tempel. Umrahmt sind die 4 Bilder mit einer Ranke in Schlangenlinie, in deren Hohlflächen sich dreizackige Blätter einlegen, welche an das romanische Blatt erinnern. Dies und der altertümliche Stil, gedrungene Gestalten mit grossen Köpfen, scheint auf das 14. Jahrhundert als das der Ausführung zu deuten. Die andere Stickerei, mit teils rotem, teils blauem Kreuzstich auf weisser Leinwand ausgeführt, stellt inmitten ein grosses verziertes Kreuz dar, hinter welchem ein Andreaskreuz herauswächst, sodass ein achtarmiges Kreuz entsteht, dessen Enden mit einem (nach links) gehenden Hirsch besetzt sind. Eine breite Randborte von Hirschpaaren und Bäumchen umfasst das Ganze, während die Ecken noch durch eine Stickerei im Stil des Mittelstücks ausgefüllt werden. Der Stil der Ausführung dürfte dem Beginn des 16., wenn nicht dem Ende des 15. Jahrhunderts angehören.

Die Kirche besitzt auch einen silbernen, stark vergoldeten mittelalterlichen Kelch, welcher aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammt und im Codex diplom. Alvenslebianus Bd. I abgebildet und näher beschrieben ist. Die Höhe beträgt 17 cm. Der vierbogige Fuss zeigt in den Treffpunkten der Bögen in bunter Emaille vier Wappenschilde (je zwei) der Familien von Alvensleben und von Bartensleben. Zwischen den Wappen liest man in Minuskeln: **hūc calicem de** (dit) **berta relicta gevehardi de alveslēve ad claustrum niendorpi** (ense) **pro memoria.** Über den ersten Worten ist auf dem betreffenden Bogen ein Kruzifix eingenietet. Nach einem in der Klosterkirche vorhandenen, weiter unten unter Nr. 2 beschriebenen Grabstein starb 1403 ein Gebhard von Alvensleben, der eine Witwe Bertha hinterliess. Das Wappen der letzteren auf dem Grabstein entspricht dem Wappen auf dem Kelchfuss. Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, dass die auf dem Grabstein genannte Witwe die Geberin des Kelches ist. — Wohl zu beachten ist an diesem Kelch die unter dem Fuss ziemlich undeutlich eingeritzte Schrift:

vt llj yeghet henryko horne
factor est orate p eo

Danach ist dieser Kelch von demselben Meister,[1] welcher den erheblich grösseren in der St. Marienkirche zu Gardelegen verfertigte, und der letztere als ebenfalls aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammend erwiesen. Auch in der Verzierung des Knaufs sind beide Kelche ähnlich; die Majuskelumschrift des Schafts auf schraffiertem Grunde ist dieselbe, nur hat der Gardelegener Kelch in der oberen Reihe noch die Buchstaben Kri.

Der Taufstein der Kirche gehört zu den plumpsten Formen, die uns begegnet sind.

Die beiden Glocken, welche im westlichen Dachboden aufgehängt sind, haben 0,67 m und 0,58 m Durchmesser. Die grössere ist ohne Schrift nur mit zwei Medaillons versehen, welche undeutlich sind; die kleinere hat C. G. Ziegner in Salzwedel 1735 gegossen.

Teils in der westlichen Vorhalle, in welche das westlichste Gewölbejoch der Kirche durch eine Bretterwand verwandelt ist, teils an der inneren Seite der diese abschliessenden Innenwand sind eine Menge alter Grabsteine auf-

[1] von Mülverstedt cod. dipl. Alvensl. I liest unrichtig hynczko horne und schliesst deshalb auf einen Schlesier oder Böhmen.

gerichtet, welche zu den ältesten des Kreises überhaupt gehören. Bei der in diesem Jahrhundert vorgenommenen Restauration der Kirche wurden indessen nur die besser erhaltenen Platten beibehalten, da die meisten teils bis zur Unkenntlichkeit abgetreten, teils verwittert waren. Von denselben mögen nachstehende hier Erwähnung finden.[1]

1. Ein Grabstein von 1,51 m Höhe und 1,25 m Breite, sehr beschädigt, zeigt in der Mitte zwei nur in Konturen ausgehauene weibliche Figuren von verschiedener Grösse (Mutter und Tochter?). Die Umschrift, soweit sie lesbar ist, lautet:

ANNO DMI MCCC . . . A . ODA . DICTA DE ALVERLEVE
ORA . . . . A .

Demnach ist die grössere Figur, welche auf der Brust ein Schild mit dem Alvenslebenschen Wappen zeigt, eine Oda v. Alvensleben, wahrscheinlich die Gemahlin des Albrecht v. Alvensleben, welcher 1324 Kalbe von den v. Kröchern erwarb, da die Geschichte dieses Geschlechts nur diese eine Oda im 14. Jahrhundert kennt. Die Wappen in der linken und rechten Oberecke — nach bekannter Sitte die des Vaters und der Mutter der Verstorbenen — lassen darauf schliessen, dass sie eine geborene von Bodendik (oder v. Campe?), ihre Mutter eine geborene von Eimbeck gewesen, welche letztere Familie ebenfalls urkundlich Beziehungen zum Kloster Neuendorf hatte. Die kleinere Figur soll jedenfalls die Tochter der Oda darstellen.

2. Grabstein des Gebhard von Alvensleben und seiner Gemahlin Bertha. Derselbe ist vollständiger erhalten als Nr. 1 und zeigt zwei eingeritzte Figuren, links einen Ritter in seiner Rüstung mit Schwwert und Dolch, unbedeckten Hauptes, rechts die Frau, ähnlich wie die Oda auf Nr. 1 gekleidet. Über beiden Figuren zeigen sich zwei Wimperggiebel, zu den Füssen sind zwei Wappenschilde angebracht, links das der v. Alvensleben, rechts das der von Bartensleben.[2] Die Minuskelumschrift lautet:

anno domini millesi ccccm obiit ghenchardus de alvesleue i die iohis · an(te)
porta(m) ano · dm · m · cccc · · · obiit berta uxo(r) eius q. a. r. i. p.

Die beim Setzen des Steines für Todesjahr und Tag der Frau freigelassene Stelle ist später nicht ausgefüllt, wie es häufiger vorkommt. Diese Witwe Gebhards v. Alvensleben Namens Bertha ist die Geberin des oben beschriebenen Kelchs.

3. Grabstein des Achatius v. Alvensleben, dessen Figur in voller Rüstung ausgehauen ist. Das langbärtige Haupt ist unbedeckt, der Helm steht zwischen den Füssen. An den 4 Ecken befinden sich die Wappen der Familien v. Alvensleben, v. Blücher, v. Bülow, v. Preen· Die Umschrift lautet:

ANNO 15. . DEN . . . . IST DER ERBAR UND ERNVESTE ACHATIUS VON ALVENSLEVEN ALBRECHTES SELIGER SON CHRISTLICH IM HERREN ENTSCHLAFEN SEINS ALTERS IM . . .

Wahrscheinlich ist es der Achatius v. Alv., welcher 1536 starb. Die Unvoll-

[1] Vgl. A. M. Hildebrandt A. G. V. 15 S. 137—146.
[2] Vgl. Cod. Alvensleb. I, Nachtrag Nr. 72.

ständigkeit des Datums hat wohl denselben Grund wie auf dem Stein Nr. 2 bei der Wittwe Bertha von Alvensleben.

4. Grabstein der Anna von Alvensleben, Tochter des Vorgenannten. Die Umschrift lautet:

anno 1545 am tage Antonii welcher ist der . . Januarii ist die erbare und vieltugendsame jungfrau Anna v. Alvensleve Achatii s. Tochter christlich im Herren entschlaffen ires Alters in . . . .

Diese Anna v. Alvensleben war anscheinend eine Klosterjungfrau. Die Wappen ihrer Eltern (v. Alvensleben und von Mahrenholz) stehen in den Ecken unten links und rechts.

5. Grabstein des Propstes Johannes Kluver. Derselbe wird in zwei ungedruckten Urkunden des Lindstedter Pfarrarchivs genannt und starb 1523. Vergl. oben das Verzeichnis der Pröpste.

6. Grabstein des Propstes Johannes v. Bellyn, der nur durch diesen Stein bekannt ist, falls er nicht identisch ist mit dem 1340 genannten Propst Johannes, welcher zugleich Pfarrer in Lüderitz war. A. M. Hildebrandt nennt ihn fälschlich den ersten Propst vom Kloster Neuendorf. Der Stein zeigt den Propst in seiner Amtstracht, den Kelch in der Hand. Über der Figur befindet sich ein geschweifter breiter Spitzbogen. Die Majuskelumschrift lautet:

ANNO · DNI · · M° · CCC° XLIII · XVII° ∘ KL' ∘ MAII ∘ OBIIT · DNS
∘ IOHES · DE BELLYN · HUI' ECCE PPOSITS ∘ ET · CANOIC9
✠ ECCE STENDALESIS · CUI' AIA · REQUIESCAT IN PACE

Die sonstigen Grabsteine sind weniger bemerkenswert und jüngeren Datums. Die unter Nr. 1—4 beschriebenen bezeugen die nahen Beziehungen des Alvenslebenschen Geschlechts zum Kloster Neuendorf von der ersten Hälfte des 14. bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts, wie solche Beziehungen sich auch aus zahlreichen Klosterurkunden ergeben.

Unter den Grabsteinen befindet sich am gleichen Orte ein etwa zur Hälfte mit Schriftzügen bedeckter Stein, welche mit den nötigen Ergänzungen folgendes ergeben: IV (i)dus Junii obiit Adelheidis uxor Erici de Gardeleg (pro cuius) anima d(andu)s est an(nuati)m dimidius chorus siliginis ad lumen ecclesiae (et) dimidius chorus ad servicium dominarum i(n) anniversa(ri)o ejusdem. — Der Stein ist nach Hildebrandt[1] auf dem ehemaligen Gottesacker etwa 24 Fuss von der südwestlichen Ecke der Kirche an einer Stelle gefunden, wo früher ein Arm des Kreuzgangs gestanden haben soll. Er ist offenbar kein eigentlicher Grabstein, sondern ein Auszug aus dem sogen. liber mortuorum des Klosters, welcher den Todestag und die für die an diesem Tage zu haltende Seelenmesse gestifteten jährlichen Hebungen angiebt. Vielleicht war die genannte Wohlthäterin des Klosters daselbst begraben und der Stein als eine Art Gedächtnistafel ihr zu Ehren über ihrem Grabe angebracht. Erich von Gardelegen, der Gatte der Adelheid, wird in den Urkunden der Markgrafen Otto III. und Johannes I. bis 1258 häufig als Zeuge genannt.

[1] a. a. O. S. 137. 138.

Interessant für die Kultur und Sittengeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts sind die Aufzeichnungen der Pfarrer im Kirchenbuche von Kloster Neuendorf. In den „Bildern aus der Altmark“ von Dietrichs und Parisius ist von O. Schwebel nach D. Bauke ausführlich darüber berichtet. Auch in den sonstigen Pfarrakten finden sich manche interessante Nachrichten besonders aus dem vorigen Jahrhundert, in denen Streitigkeiten zwischen den Stiftsdamen, dem Amtmann und dem Pfarrer über ihre Stellung zu einander die Hauptrolle spielen.

Eine ausführliche urkundliche Geschichte des Klosters fehlt noch; freilich wäre notwendig, zuvor eine neue Sammlung der Urkunden zu bewirken, von denen noch viele ungedruckte vorhanden sind.

Riedel a. a. O. A. Bd. 22, 363—409. Suppl. S. 356—382 auch A, Bd. 17, 99. 108. 160. Bd. 6, 126. 128 u. s. w. Bd. 16. 316. Bd. 1, 466 etc.
Cod. dipl. Alvensleb. II Nr. 504. 605. 620. 657. III Nr. 31. 198. 759.
Bekmann a. a. O. Th. V. Buch I cap. X.
Adler a. a. O. S. 57. 58. Vergl. Tab. XXXI Fig. 2—7.
A. G. V. 10, 19-27. 15, 137-145. 20, Heft 1, S. 29. 30. Heft 2, S. 33-46. D. Bauke, a. a. O. S. 281—89.

Niendorf bei Öbisfelde.

[1367 nyendorpe, 1477 Nygendorppe.]

Dorf von 320 Einw., ohne Kirche, nach Kaltendorf eingepfarrt. Es gehört zum sogen. Ländchen Öbisfelde und wird 1367 zuerst genannt, in welchem Jahre Bernhard von Marenholz dem Herzog Wilhelm von Braunschweig u. a. das Dorp to nyendorpe mit allen Rechten, wie er es von seinem Vater ererbt hat, verkauft. Im Bier-Privilegium der Stadt Öbisfelde von 1477 wird auch Nygendorppe als Zubehör der Stadt genannt. Walther hat dort noch Spuren einer alten Burg gefunden. Zu seiner Zeit zählte der Ort wie schon zur Zeit der ersten Visitation 17 Hauswirte.

Sudendorf Urkundenbuch III Nr. 316. Walther Sing. Magdeb. VI S. 56. 180. P. W. Behrends, Öbisfelde S. 132—134.

Öbisfelde.

[c. 1226 ouesuelde, ouesfelde, 1262 Oysuelt, 1311 Ouesuelt, 1314. 1438 Ouessfelde, 1337. 1340. 1343 Ouesueld(e), 1360 Evesfelde, 1369 ovesfeldt, — feld(e), 1420 Auesfelde, Ouesvelde, auesfelde, ewesfelde, 1441 oveszvelde, 1533 Obissfelt, obesfelt, 1668 Obssfeld, Walther 1732 Oebsfeld.]

Kleine Stadt mit 2041 Einw. (vor 20 Jahren 1813), 29 km westlich von der Kreisstadt an der Aller gelegen, welche in zwei Armen die Stadt berührt. Öbisfelde ist der Hauptort des nach ihr benannten Magdeburgischen Amtes, welches ausser der Stadt aus dem Land und Ländchen Öbisfelde besteht und 1815 zum Kreise Gardelegen kam. (Vgl. Einleitung.)

Die Ableitung des Namens ist dunkel. Behrends lässt dahingestellt, ob der Name von einem ersten Ansiedler Obbo oder Ubbo herzuleiten sei oder oberstes Feld (s. gegen den Drömling) bedeute. Auch hat man an Aust, Avst = Ernte gedacht oder an Eibe, ahd. Ivo (wie im Namen des unfern gelegenen Ivenrode). Jedenfalls hat der Name zu Anfang stets o oder a, die ältere Schreibart

als zweiten Buchstaben u oder v (einmal y), was gegen die Ableitung von Obbo sprechen dürfte.

Den Ursprung der Stadt bildet auch hier eine feste Burg des Namens, deren Erbauung man mit Behrends ins 10. Jahrhundert setzen und mit dem Bestreben, das Land gegen die auch hier einbrechenden Wenden zu behaupten, begründen kann. Das sich dort festsetzende sächsiche Dynastengeschlecht nannte sich nach der Burg und mag, wie Behrends es sich denkt, den Wenden allmählich das Gebiet des späteren sogen. Ländchens und Landes Öbisfelde abgenommen und durch einzelne weitere Befestigungen wie Zillbeck u. s. w. gesichert haben. Der in der Chronik des Klosters Hillersleben[1] genannte Wolbertus in Owesfelde, welcher von Kaiser Otto IV. die Vogtei dieses Klosters erhielt, gehörte allem Anschein nach zu diesem Geschlecht. Derselbe ist ohne Zweifel identisch mit dem wolbertus de ouesfelde, welcher nach dem Lehnsregister Luthards von Meinersen von c. 1226 u. a. decimam super novale in predicta villa ouesuelde zu Lehen trug;[2] vermutlich als Afterlehn, da der eigentliche Besitz des Zehnten dem Bistum Halberstadt gehört haben wird. Der spätere Zusatz „et decimam extra civitatem ouesuelde" findet sich ebenso (nur dass der Name Ouesuelt geschrieben ist) im Halberstädter Lehnsregister von 1311 bei Aufzählung des Lehnsbesitzes Luthards und Konrads v. Meinersen.

Um 1226 ist die Ansiedlung bei der Burg Öbisfelde noch Dorf. Wann die Erhebung zur Stadt geschehen ist, lässt sich nicht genau ermitteln. Im Jahre 1262 wird der Ort oppidum, zu Anfang des 14. Jahrhunderts civitas genannt.

Die Edlen von Öbisfelde haben ihren Stammsitz vermutlich schon um Mitte des 13. Jahrhunderts aufgegeben und sich dem Magdeburgischen zugewendet. Bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts kommen Träger des Namens als Magdeburgische Geistliche, Mannen und Bürger vor. Ihre Nachfolger in Öbisfelde waren die von Oberg, die, wie Behrends anführt,[3] um 1278 zuerst dort genannt werden.

Walther[4] und Behrends nehmen unter Bezugnahme auf die bei ersterem abgedruckte Urkunde von 1369 an, dass erst in diesem Jahre Öbisfelde Magdeburgisches Lehen und die von Oberg Lehnsträger der Erzbischöfe von Magdeburg geworden seien, während sie vorher wie ihre Vorgänger, die v. Öbisfelde, unabhängige Besitzer (Dynasten) gewesen wären. Indessen wird bei Pulcawa[5] in dem Bericht über den Rachezug, welchen die Markgrafen Johann und Konrad nach der Gefangennahme ihres Bruders Otto IV. in das Magdeburgische unternahmen, auch die Eroberung des Schlosses Öbisfelde erwähnt, also dasselbe als zum Gebiet des Erzbistums gehörig betrachtet. Ja in einer Urkunde von 1262[6] erwähnt der Erzbischof Rupert von Magdeburg, dass er Oysuelt castrum cum

[1] Riedel a. a. O. D, 294.
[2] Sudendorf a. a. O. I Nr. 10. S. 8.
[3] Auf Grund von Leibnitz, rer. Brunsv. Tom. I S. 757, vergl. Behrends, Öbisfelde etc. S. 31.
[4] Sing. Magd. VI S. 27—32 im Transsumpt v. 1422.
[5] In den Bruchstücken der Brandenburgischen Chronik vergl. Riedel D, 14. Der lat. Text hat orebiswelde, der böhmische Owbisolde, die Prager Handschrift des letzteren Owbyfolde. Vgl. Riedel D, 279.
[6] Riedel A. 10, 450. Vgl. Hoffmann, Magdeburg etc. S. 184.

oppido von Albert von Schwanebeck zurückgekauft bezw. wieder eingelöst habe. Wie das Erzstift Öbisfelde erworben hat, ob etwa durch Kauf von dem Geschlecht von Öbisfelde, muss dahingestellt bleiben.

Die exponierte Lage Öbisfeldes nötigte die von Oberg unter dem Druck der Zeitverhältnisse nicht selten, auch einen mehr oder minder engen Anschluss bald an Brandenburg bald an Braunschweig zu suchen. So begeben sie sich 1339 mit ihrem Schloss Öbisfelde in den Dienst der Herzöge von Braunschweig und verpflichten sich, denselben das Schloss in allen ihren Nöten offen zu halten ausser gegen den Erzbischof von Magdeburg.[1] Ebenso 1349, 1365 und 1370. Brandenburg hatte unter den letzten Ballenstädtern, namentlich unter Waldemar, eine derartig dominierende Stellung in diesen Gegenden, dass allem Anschein nach auch Öbisfelde unter seiner Macht stand. Wenn auch unter den Bairischen Markgrafen diese dominierende Stellung mehr und mehr verloren ging, so gelang es dem Markgrafen Ludwig 1343 doch, in seinem Kampfe gegen den Herzog von Braunschweig die von Oberg mit ihrem Schlosse Öbisfelde auf seine Seite zu bringen (ähnlich wie die von Alvensleben mit Klötze).[2] Kaiser Karl IV. zählt beim Übergang der Mark an Böhmen 1373 die von Oberg unter den Edlen der Altmark auf, allerdings ohne das Schloss Öbisfelde zu nennen. Ohne Zweifel trugen dieselben damals schon andere Besitzungen oder Einkünfte in der Altmark von Brandenburg zu Lehen. Inzwischen hatten die von Oberg durch den oben erwähnten Vertrag von 1369 das Lehnsverhältnis zu Magdeburg bezüglich des Schlosses und der Stadt Öbisfelde erneuert, was sie jedoch nicht hinderte, schon im folgenden Jahre 1370 auch mit Herzog Magnus von Braunschweig wieder ein Bündnis zu schliessen.[3] In den Fehden von 1412—20 stehen die von Oberg auf seiten der Magdeburgischen und ist Öbisfelde eine der Ausfallpforten derselben in die Altmark, auch Schlupfwinkel und Bergungsort des Raubes, wofür die Schadensrechnungen von 1420 zahlreiche Beläge bieten.[4] Neben den von Oberg sind auch gewisse Parteigänger jener Zeit Gode Syborch, Hermann Kropel u. a. beteiligt, z. Th. im Dienst der v. Oberg. Die Aussöhnung mit dem Kurfürsten Friedrich I. erfolgte allem Anschein nach schon Ende 1420, wo derselbe die von Oberg mit 12 Schock jährlicher Einkünfte aus der Kammer zu Tangermünde belehnt, welche Belehnung im Juli 1438 von Friedrich dem Jüngeren unter ausdrücklicher Erklärung der geschehenen Aussöhnung erneuert wird. Im Februar 1441 folgt ein Schutz- und Trutzbündnis des Markgrafen Friedrich mit den von Oberg gegen jedermann, ausgenommen den Erzbischof von Magdeburg, die Stadt Magdeburg, ihre Nachbarn und Freunde, die Schenken v. Flechtingen, die von Honlage zu Weferlingen, die von Veltheim, v. Bartensleben, v. Alvensleben zu Kalvörde und Kalbe u. a.[5]

Das Lehensverhältnis zu Magdeburg war schon im Jahre 1422 erneuert. Nun starb etwa Anfang 1448 mit Günther von Oberg dieses Geschlecht aus und

[1] Sudendorf I Nr. 640, vgl II Nr. 317. III Nr. 263, wo der Erzbischof von Magdeburg nicht ausgenommen ist. IV Nr. 19.

[2] Riedel B. 2, 163. 164. B. 3, 5.

[3] Sudendorf IV Nr. 19.

[4] Riedel B. 3, 334. 336. 343. 344. 345.

[5] Riedel B. 3, 373. 374. 4, 189 - 191. 231 – 234.

Öbisfelde fiel als erledigtes Lehen an das Erzstift zurück.[1] Der Erzbischof verpfändete es zunächst für 8000 rhein. Gulden an Hans v. Steinberg und Aschwin von Bortfeld. Bei dieser Gelegenheit bestätigte der Erzbischof auch der Stadt Öbisfelde die derselben von den v. Oberg gewährten Privilegien, welche noch 1444 von den Genannten neu geregelt und festgesetzt waren. Erzbischof Friedrich verkaufte 1459 nach geschehener Auslösung Öbisfelde wiederkäuflich an Alverich von Bodendyk, dessen Söhne es unter Zustimmung des Erzbischofs Ernst 1485 unter gleichen Bedingungen an Georg v. Bülow abtraten. Von den Bülows löste das Erzstift die Herrschaft Öbisfelde 1577 ein und verwandelte dieselbe in ein Amt, das durch Amtleute des Erzstifts verwaltet wurde. Mit den übrigen Teilen des Erzstifts Magdeburg kam das Amt Öbisfelde 1680 an Kurbrandenburg und wurde 1694 von demselben unter Vorbehalt der Oberhoheit gegen Neustadt an der Dosse an den Fürsten von Hessen-Homburg vertauscht.[2] Noch jetzt besitzt der Grossherzog v. Hessen die Rittergüter und das Kirchenpatronat, sowie das der Pfarren zu Kaltendorf und Rätzlingen.

Die Privilegien der Stadt sind, wie oben bemerkt, 1444 von den v. Oberg zusammengestellt und neu geregelt, auch 1448 vom Erzbischof von Magdeburg bestätigt. Solche Bestätigungen wiederholten sich unter den späteren Besitzern. Das sogen. Bier-Privilegium kam 1477 durch Alverich von Bodendyk hinzu, durch den Administrator August von Magdeburg 1667 ein solches über die Benutzung des Drömlings. Auch kirchliche Urkunden hat Walther eine ziemliche Anzahl aufbewahrt. Dieselben betreffen grösstenteils den Kaland zu Öbisfelde, welcher mit denen von Walbeck und Eschenrode in Verbindung stand, sowie Schenkungen an die St. Katharinenkirche daselbst.

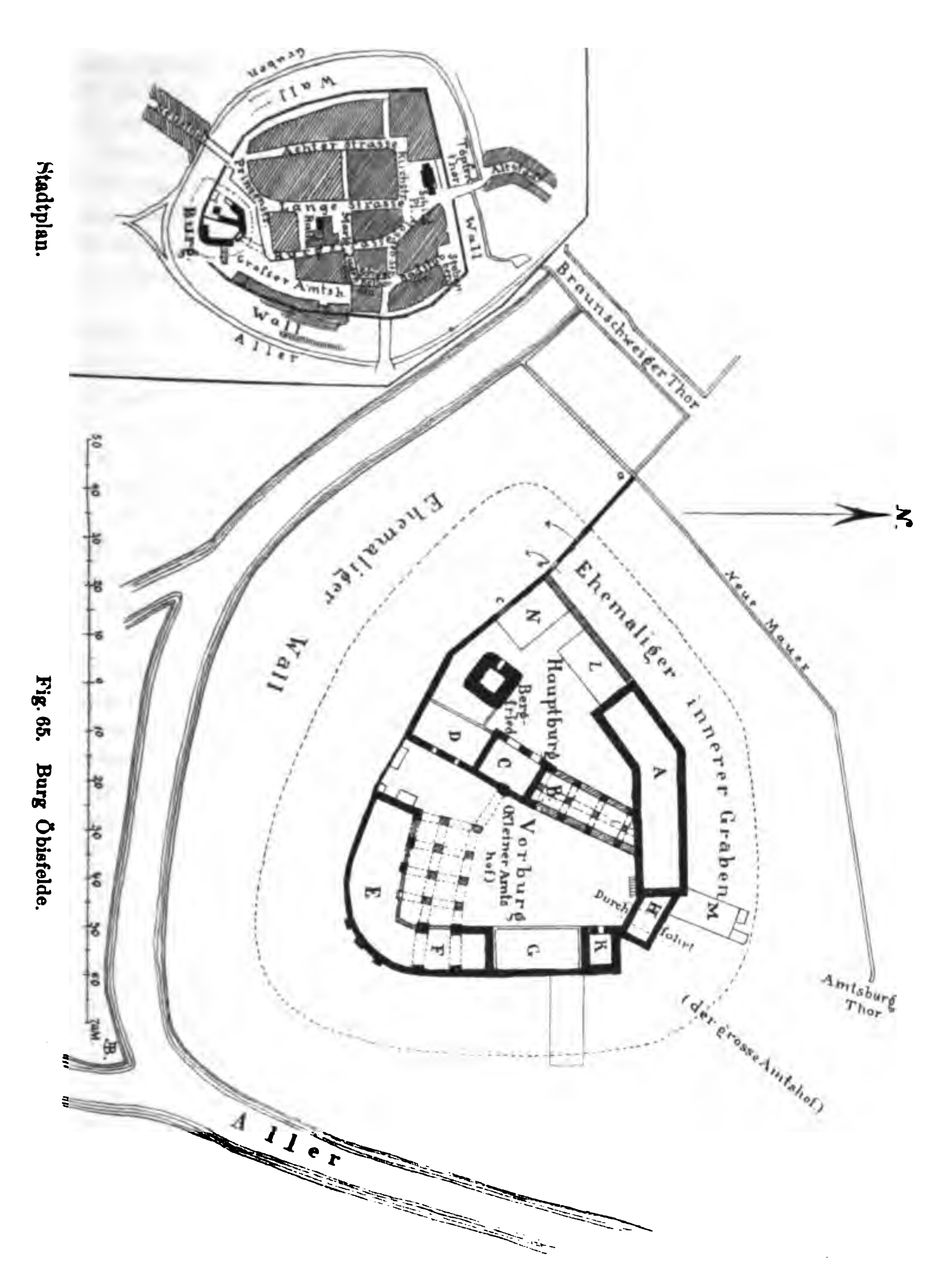
Häufige Epidemien, namentlich die Pestzeiten des 16. und 17. Jahrhunderts haben die Zunahme der Bevölkerung oft aufgehalten. Im dreissigjährigen Kriege wurde Öbisfelde so hart mitgenommen, dass die meisten Bewohner sich in die Schlupfwinkel des Drömlings zurückzogen. Im siebenjährigen Kriege wurde Öbisfelde nur im Herbst 1757 und im Winter 1757/58 von Streifparteien der französischen Nordarmee gelegentlich berührt, welche von hier aus die Altmark durchzogen bezw. bedrohten, bis Herzog Ferdinand von Braunschweig sie vertrieb.[3]

Die alte Burg an der Aller steht zwar noch heute, doch ist es, nach den Veränderungen, die die einzelnen Teile im Laufe der Jahrhunderte erlitten haben, nicht leicht sich ein vollständiges Bild des alten Zustandes zu machen. Wir wollen es im Anschluss an den beigefügten Grundriss (Fig. 65) versuchen. Die Burg hat eine im Grossen und Ganzen dreieckige Grundform, und ihre Gebäude legen sich um zwei Burghöfe herum, einen grösseren im Osten und einen kleineren im Westen; in diesem steht der mächtige Bergfried und zwar, ein Zeichen hohen

[1] Wir mussten bei diesem Abschnitt der Geschichte Öbisfeldes ausführlicher werden teils weil diese verwickelten Verhältnisse genauerer Darlegung bedurften, teils weil dies Beispiel charakteristisch ist für die politischen Zustände der letzten Jahrhunderte des deutschen Mittelalters. — Vgl. Klötze, Flechtingen, Wolfsburg, Weferlingen.

[2] Riedel A. 4, 494.

[3] Aus ungedruckten Quellen des Ratsarchivs zu Gardelegen.



Stadtplan.

Fig. 65. Burg Öbisfelde.

Alters der Anlage, nicht im Mauerringe, sondern nach innen gerückt. Mauern umgeben die Burg von allen Seiten, die zum Teil zugleich als Hauswände benutzt sind. Die Stadt Öbisfelde schliesst sich nach Norden und Nordwesten so an die Burg an, dass ihre Mauern die Fortsetzung der Burgmauern bilden;

so nimmt die Burg die südliche Ecke des städtischen Grundplanes ein. Im Osten und im Süden umgiebt die Aller und ein Nebenarm den Burgring in einer Entfernung von 34—40 Meter, fast ganz wie beim Schloss in Weferlingen, dessen Wälle und zweite Gräben zum Teil noch erhalten sind (s. u. Art. Weferlingen). Der Zwischenraum ist früher natürlich von einem Wall und einem zweiten, wie zwei Durchlässe in der Mauer a b beweisen, mit Wasser gefüllten Graben umgeben gewesen.[1] Wall und Graben haben auch die Nord- und Ostseite umgeben, denn bei einem Umbau des neuen Hauses M hat man keinen Baugrund finden können, ein Beweis, dass der Boden bis zu einer beträchtlichen Tiefe aufgefüllt war.

Der Hauptzugang, früher wohl der einzige, war das später sog. Amtsburgthor im Norden, durch das man, wie man annehmen muss, eine Art Brücke betrat, die durch den Wall und über den Graben zur Durchfahrt in den grossen Burghof führte. Er wird rings von meist uralten Gebäuden umgeben. Sobald man die überbaute Durchfahrt hinter sich hat, hat man links ein massives Gebäude K, das als Kapelle bezeichnet wird. Es enthält zwei Stockwerke, von denen das untere ein Tonnengewölbe trägt, während das obere von einem gratigen Kreuzgewölbe überspannt ist. Irgend welche Kennzeichen für die religiöse Bestimmung sucht man in beiden Räumen vergeblich, sodass es ursprünglich kaum zur Kapelle bestimmt gewesen sein wird. Der obere Raum ist jetzt bewohnt und macht einen freundlichen Eindruck.

Das sich anschliessende Gebäude (G) ist ein Fachwerkbau aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Der östliche Teil hat geschmackvolle Architekturformen. Die Saumschwelle ist zwischen den triglyphenartig geschmückten Balkenköpfen mässig ausgekehlt und die Auskehlung von gedrehten Rundstäben ausgefüllt. Das Füllholz unter diesem Teile wird durch eine mit kleinen Konsolen geschmückte Leiste gebildet (Fig. 66). Der südliche Teil ist ohne Schmuck. Das Haus hat wahrscheinlich ein älteres Fachwerkhaus verdrängt, diente aber wohl von Anfang an als Wohnung eines Bediensteten.

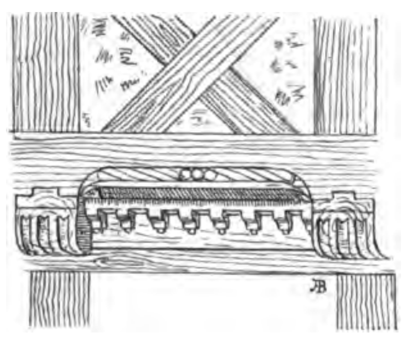


Fig. 66.

Es folgt dann ein massives Gebäude von recht unregelmässiger Gestalt. Es nimmt nämlich die abgestumpfte Südostecke der Burg ein und seine Aussenmauer bildet deshalb annähernd einen Halbkreis. Das Gebäude bietet manches Rätselhafte. Sein nördlicher Teil (F) ist eine nach dem Burghofe zu offene Halle. Zwei grosse Spitzbogen, die auf viereckigen 2,30 m starken Pfeilern ruhen, überspannen das Gebäude in seiner ganzen Tiefe. Jetzt schliesst eine Fachwerkwand zwischen den Pfeilern den Innenraum gegen den Hof ab. Eine ganz ähnliche Erscheinung zeigt sich an der Westecke

[1] Diese und manche andere wertvolle Mitteilungen im Folgenden rühren von Herrn v. Eschwege auf Burg Öbisfelde her.

des Gebäudes E. Hier sind noch zwei Spitzbogen erhalten (der östliche freilich nur halb), die sich nach dem Hofe zu öffnen. Die von diesem Bogen getragenen Wände laufen ungefähr einander parallel und dürften leicht einer gemeinsamen Anlage angehören, die man sich als grosse flachgedeckte Halle zu denken hat. Dass hier eine grosse bauliche Anlage vorhanden war, beweist auch die Thatsache, dass, als vor Jahrzehnten der Hof gepflastert werden sollte, dies nicht möglich war, weil der um etwa 1 m höher als der kleine Burghof liegende Fussboden sich als eine so feste, von Bauschutt und Fundamenten gebildete Masse erwies, dass man nicht eindringen konnte. Auch lagen die meisten Steine auf der hohen Kante, ein Beweis, dass die hier einst vorhandenen Pfeiler und Wände umgestürzt worden waren.[1]

Diese offenbar gewaltsame Veränderung wird die Folge eines grossen Brandes gewesen sein, den man wohl in Zusammenhang bringen kann mit den schlimmen Ereignissen während des schmalkaldischen Krieges 1547, in welchem Öbisfelde wiederholt verwüstet wurde; vielleicht auch mit den Zerstörungen, die der dreissigjährige Krieg brachte (vgl. oben S. 122). Die Erbauung dieses (jetzt die krummen Ställe genannten) Teiles der Burg ist spätestens in das 14. Jahrhundert zu setzen; wenigstens gehören in diese Zeit die ebendort noch vorhandenen architektonischen Reste; die mächtige Spitzbogenanlage widerspricht dieser Zeit natürlich nicht.

Ebenso alt sind die beiden westwärts gegenüberliegenden Gebäude C und D. Das letztere hat sieben flachbogige (bis auf eine jetzt vermauerte) Fensteröffnungen, von denen nur zwei eine gleichmässige Anordnung zeigen. Diesen entsprechen aber acht Fenster in der Südwand, die in zwei Reihen über einander angebracht sind. Ursprünglich ist es kaum ein Wohnhaus gewesen. Den Eindruck eines alten Wohnhauses macht C, in späterer Zeit war es zweifellos ein solches; das beweisen die drei Doppelfenster des hohen Erdgeschosses, die dem 17. oder 18. Jahrhundert angehören. (Fig. 67). Doch sie waren nicht ursprünglich. Darüber aber ist ein vermauertes Doppelfenster aus frühgotischer Zeit, das dem 13., spätestens dem Anfange des 14. Jahrhunderts zuzuschreiben ist. Es kann wegen seiner ausgebildeten Architektur auch nur einem Wohnraum angehört haben. Die Westwand dieses Gebäudes bestätigt diese Annahme; denn hier öffnen sich zwei grosse Fenster, die jetzt mit einer dünnen Wand geschlossen sind, nach dem westlichen, kleineren Burghofe. An der östlichen Wand ist ausser dem erwähnten frühgotischen Doppelfenster ganz besonders eine mächtige Wandspur merkwürdig, die in halber Wandhöhe beginnend bis zum Dache reicht. Diese Wand muss sich notwendig nach Süden zu fortgesetzt haben und da ihre Stärke 2,29 m beträgt, also gleich ist dem oben erwähnten einen Spitzbogen tragenden Pfeiler, so darf man daraus auf eine enge Verbindung dieses Pfeilers mit jener Wandspur schliessen. Die oben ausgesprochene Vermutung, dass eine von spitzbogigen Arkaden gebildete mit flacher Decke versehene grosse Halle die ganze Westseite des Burghofes ausfüllte, erhält hierdurch vielleicht eine Unterstützung. Wenn die erwähnte Mauerspur nicht bis zum Erdboden hinabreicht, so deutet dies auf einen späteren Umbau des unteren Teiles der Wand von C, der auch nach D übergriff. Denn während die beiden Gebäude

[1] Nach Mitteilung des Herrn Mauermeister Peters, der es von seinem Vater erfahren.

in ihrem oberen Teil durch eine deutliche Marke von einander geschieden sind, so erscheint der untere Teil beider Häuser einheitlich aufgeführt; sein Mauerwerk

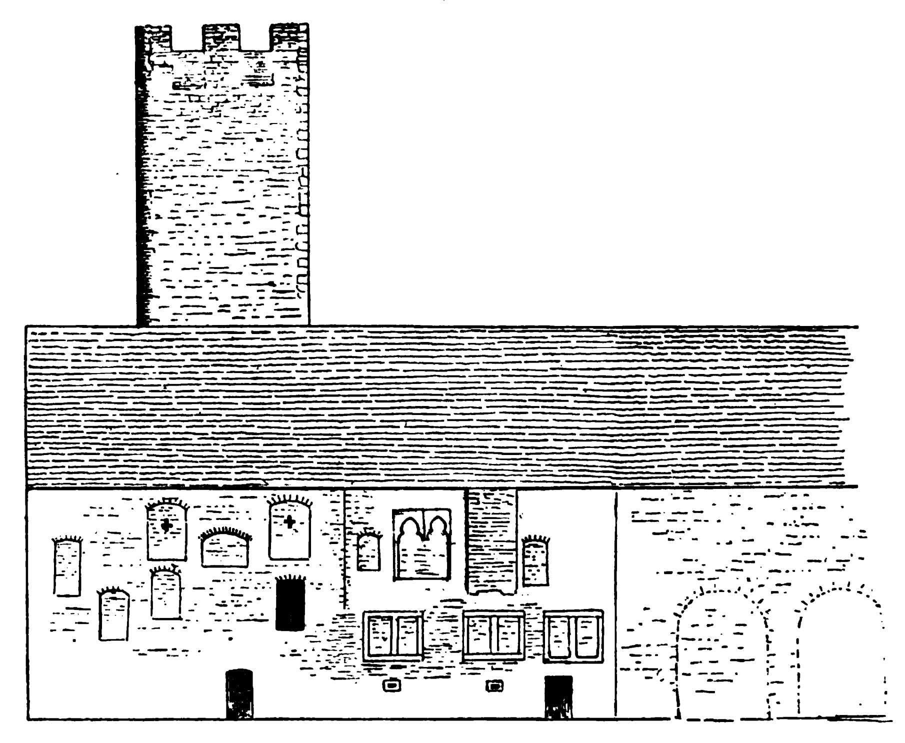


Fig. 67.

ist bündig. Mit diesem Erneuerungsbau hängt jedenfalls die Anbringung der drei viereckigen Doppelfenster zusammen.

Das nach Norden sich anschliessende Gebäude B hat wieder andere Eigentümlichkeiten. In der Westwand lassen sich nämlich drei grosse, jetzt vermauerte Rundbogen erkennen, denen drei andere, ebenfalls vermauerte in der Ostwand entsprechen. (Der noch offene Bogen ist ungleichartig und später gebrochen). Bis in die Mitte der 60er und 70er Jahre hat sich nun in dem Gebäude noch eine dritte Bogenreihe befunden, welche mit den beiden jetzt noch sichtbaren Bogenreihen parallel lief. Auch sollen noch die Überreste von Bogen vorhanden gewesen sein, welche senkrecht zu den genannten drei Bogenreihen standen. Es kann nach allen diesen Merkmalen und Mitteilungen keinem Zweifel unterliegen, dass wir es hier mit einer ursprünglich vorhandenen Durchgangshalle zu thun haben, welche die beiden Burghöfe mit einander verband. Es versteht sich ja von selbst, dass irgend eine bequeme Verbindung derart vorhanden gewesen sein muss, denn heute, wo diese fehlt, kann man nur auf grossem Umwege von einem Hof in den anderen gelangen. Die Erbauung dieser Halle wird noch der romanischen Zeit zuzuschreiben sein, nicht etwa weil Rundbogen bei gotischen Burgenbauten nicht mehr vorkämen, sondern weil diese Halle, an deren Vorhandensein nicht gezweifelt werden kann, das Muster

abgegeben haben dürfte für die grössere Halle, die, wie oben vermutet, in früher gotischer Zeit in stattlicherer Ausführung entstand. So kann man in dieser Verbindungshalle B eine Bestätigung dieser Hypothese sehen. Die enge Pfeilerstellung in ihr lässt übrigens vermuten, dass sie einst überwölbt war, was aber nicht mehr zu beweisen ist.

Es folgt das lange Gebäude A, das Prinzenhaus genannt, weil hessen-homburgische Prinzen eine Zeitlang darin gewohnt haben. Es muss schon im 16. Jahrhundert ein zweistöckiges Wohnhaus gewesen sein, wie der einfache aber gefällige Erker beweist, der das östliche Ende der Nordwand schmückt. Auch ist an der Ostseite dicht an der nordöstlichen Ecke ein jetzt vermauertes Fenster erhalten, dessen Einfassung mit dem Eierstabe versehen ist. An der westlichen Giebelseite ragen einige steinerne, roh behauene Träger aus der Wand hervor, von denen zwei einen Balkon getragen haben werden. Der dritte hat keinen noch erkennbaren Zweck. Vielleicht hängt er mit einem Gebäude zusammen, das man an der jetzt offenen Nordwestseite des kleinen Burghofes annehmen kann. Jedenfalls war hier einst eine starke Mauer vorhanden,[1] die vom Prinzenhause bis zum südwestlichen Ende der Ringmauer führte. Die Mauer war 8—9 m hoch, was auch mehr für die Annahme spricht, dass sie zugleich die Wand eines Hauses war. Die Gebäude L und N, die jetzt auf ihr stehen, sind neue Wirtschaftsgebäude. In der südlichen Mauer ist ein vermauerter Bogen (bei c) sichtbar, der nach alter Überlieferung der Haupteingang zur Burg gewesen sein soll. Das möchte ich für ganz unmöglich halten. Denn abgesehen davon, dass die Mauer nicht besonders stark ist, fehlt auch jede Spur einer Thorbefestigung. Auch wäre der Zugang hier so unpraktisch wie möglich. Denn man würde ganz ohne Grund auf den Vorteil verzichtet haben, den die enge Verbindung mit der stets abhängigen Stadt bot, die geradezu als Vorburg der Burg selbst erscheint. Deshalb kann der Bogen bei c nur einem später gebrochenen Thore angehören. Der Hauptzugang muss, wie schon gesagt, das nördliche noch heute sogenannte Amtsburgthor gewesen sein und das Gebäude H das Thorgebäude, durch welches die Einfahrt in den ersten Burghof erfolgte. Hierfür spricht auch der Umstand, dass die eine der drei Hauptstrassen der Stadt, die Burgstrasse, dieser Einfahrt zunächst endet.

Der Feind hatte dann, ehe er in die Hauptburg, die ich in dem westlichen Teile sehe, eindringen konnte, die Stadt selbst und die Vorburg (den jetzigen kleinen Amtshof) zu nehmen. (In diesem Thorgebäude befindet sich übrigens noch ein alter Kamin mit einer verstümmelten spätgotischen Inschrift, die den Namen Bülow enthält). In der Hauptburg bot der mächtige Bergfried im äussersten Falle Schutz und die Möglichkeit, sich eine geraume Zeit länger zu halten und Entsatz abzuwarten. Dieser Bergfried ist, wie alle Burggebäude, aus Bruchsteinen aufgeführt, nur die a b g e r u n d e t e n Ecken sind behauene Quadern. Die Höhe des Turmes (fast 27 m) ist nicht, wie oft, gleich dem Umfange, obgleich er schon früh um ein Stück erhöht wurde, wie an dem Mauerwerk zu erkennen ist (vgl. Fig. 67). Man sieht noch die alten Zinnen deutlich unter den neueren, die genau so gestaltet sind. So hat auch der Turm nach alter Weise nur zwei Zinnenfenster

[1] Die Herr Mauermeister Peters noch gekannt hat.

an jeder Seite. Seine Wände sind 2,30 m über dem Erdboden 2,76 m stark; der untere Raum, das Verliess, geht mehrere Stufen unter die Erde hinab und bildet ein einziges Tonnengewölbe. Nach oben hin vermindert sich die Mauerstärke in fünf Absätzen, bei den beiden unteren in stärkerem Masse, bei den oberen in geringerem. Wenn der Turm das festeste Bollwerk war. so waren die um ihn herumliegenden Gebäude gegen einen Angriff besonders und zwar doppelt geschützt, durch den Turm und die Vorburg. Wir werden in ihnen deshalb die Wohngebäude der Burgherren, also Palas und Kemenate, zu sehen haben. Die Gebäude B C, die beiden Höfen angehören, werden nach dem grossen Burghofe zu ursprünglich möglichst wenig Fenster gehabt haben; nachweisbar gehört nur das frühgotische Doppelfenster in C der Zeit an, wo die Burg ihre Hauptbedeutung als fester Platz hatte, um 1300. In den Anfang des 14. Jahrhunderts gehören, wie wir oben vermutungsweise anführten, auch die Spitzbogenarkaden der Westseite des grossen Burghofes. Auch das Prinzengebäude (A) ist in dieser Zeit entstanden, wenn sonst die wertvolle Inschrift, die in die Wand des Erdgeschosses eingelassen ist, in ihrer ursprünglichen Stelle geblieben ist. Sie lautet:

+ ANO DNI MCCC
VIII ∂DS h'MARN⁹
MARCHIO ELDE
BURCh CV MAG
RO EXCITA CIR
VALLAVITETEX
SPIRAVIT TC hOC
CENACL'MSTCTVFVIT[1]

Dieser Speisesaal wäre dann wohl im Obergeschoss des Baues zu suchen; cenaculum heisst ja oft geradezu das Obergeschoss, ohne dass an einen Speiseraum dabei zu denken ist. Aber auch wenn die Inschrift ursprünglich an einem anderen Gebäude angebracht gewesen sein sollte, so geht doch soviel aus ihr mit Sicherheit hervor, dass ein nicht unbedeutender gotischer Bau im Jahre 1308 errichtet wurde, der vielleicht mit einem grösseren Umbau mehrere Jahre früher oder später verbunden war.

Dass die Stadt Öbisfelde im Anschluss an die Burg entstanden ist, zeigt auch ihr Grundplan (zu Fig. 65). Sie schliesst sich nördlich an die Burg an, so dass von dieser aus drei Parallelstrassen nordwärts bis zum Töpferthore führen: die Lange Strasse in der Mitte, die Achterstrasse und die Burgstrasse zu beiden Seiten, wozu noch die den grossen Amtshof fortsetzende Schweinethor- und Badstubenstrasse kommen. Benannte Querstrassen sind die Kirchstrasse, Magdeburger Strasse, Juden- und Prinzenstrasse. Die letztere hat ihren Namen natürlich frühestens erst seit dem Übergange der Burg auf den Fürsten von Hessen-Homburg 1694. Sie wird früher einem ähnlich farblosen

[1] Walther a. a. O. VI S. 24—26 und Behrends a. a. O. S. 32 beziehen diese Inschrift, die sie nicht richtig gelesen, auf die Belagerung von Öbisfelde, während doch deutlich Eldeburch zu lesen ist. Es ist, wie aus mehreren geschichtlichen Urkunden hervorgeht, Eldeburg an der Elde im Mecklenburgischen gemeint.

Namen gehabt haben wie die Achter- und Lange Strasse. Sie und die Achterstrasse führen zum südlichen, dem Braunschweiger Thor. Die Burgstrasse ist jedenfalls die älteste von allen; an diese wird sich der Bauplan der Stadt angeschlossen haben. Der Markt liegt zwischen der Langen- und der Burgstrasse. Es ist auffallend, dass auf ihm nur das Rathaus steht, die Kirche dagegen ganz am nördlichsten Ende. Man könnte daraus schliessen, dass die Bewohner vor ihrer Gründung auf die Burgkapelle angewiesen waren und erst später eine eigene Kirche bauten. Die Mauern umzogen die Stadt im engen Anschluss an den Burgbering, ebenso Wall und Graben, von denen an der Ostseite noch ein kleiner Teil erhalten ist. Auf Fig. 65 (Nebenzeichnung) sind sie in ihrer früheren Vollständigkeit angedeutet.

Die nördliche Vorstadt heisst merkwürdigerweise die Altstadt, wahrscheinlich hat sie diese Bezeichnung erst zum Unterschiede von der späteren an das Braunschweiger Thor sich anschliessenden südlichen Erweiterung, der Neustadt, erhalten.

Die Stadt besitzt nur die eine der heiligen Katharina geweihte Kirche, welche von den von Öbisfelde gegründet sein soll und einst zum Halberstädtischen Sprengel gehörte. Sie wird anfänglich sehr klein gewesen sein und erhielt in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in der Hauptform die jetzige Gestalt. Dies geht aus einer Inschrift hervor, die im Altarraume an der Südwand über einer aus drei geschmackvollen Spitzbogen bestehenden Blendarkade steht. Sie lautet: **+ anno dm 1381 hic chorus est complet'.** Doch wurde sie auch später mehrfach umgebaut und der inzwischen eingetretenen Vermehrung der Bevölkerung entsprechend eingerichtet. Sie besteht jetzt aus einem flachgedeckten Langhause ohne jede Gliederung und einem verhältnismässig schmalen Altarhause mit gradem Chorschluss. Ein Querschiff besitzt sie nicht. Mit ihren in spätester Zeit umgestalteten Fenstern, deren Sturz weder spitzbogig noch rundbogig ist, sondern ein hässliches Mittelding zwischen beiden, wirkt sie von aussen und innen gleich unerfreulich. Die arge Entstellung wird erst im 16. Jahrhundert stattgefunden haben.

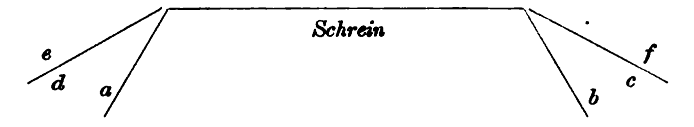
Im Westen legt sich ein quadratischer, jetzt sich bedenklich nach Nordwesten neigender Turm vor. Dieser steigt mit mässiger Verjüngung der Wandstärken (oben 1,44 m) empor. Nur die beiden obersten Geschosse haben grosse Schallöffnungen; im Glockenhause selbst bilden diese besonders grosse mit dreiteiligem spätgotischem Masswerk versehene Fenster, doch ist nur eins noch völlig damit versehen. Das darunter liegende Geschoss hat an jeder Seite zwei gekuppelte in einer einzigen Fensternische liegende Fenster, deren Ecken zu einem zwar korrekten aber etwas schwächlichen Birnenstab gebrochen sind. Masswerk haben diese Fenster nicht mehr. Die Wände der tiefer liegenden Geschosse sind durch kleine Rund- und Spitzbogenfenster beleuchtet, deren Nischen die Wand meist schräg durchbrechen, so dass der Grundriss der Nische kein regelmässiges Trapez, sondern ein recht unregelmässiges Trapezoid bildet. Das einst vorhandene Tonnengewölbe im unteren Stockwerk ist jetzt bis auf die Spuren verschwunden. Der Turm und Kirche verbindende hohe Spitzbogen ist jetzt durch eine Bretterwand geschlossen. Eine zu Höhe und Gestalt des Turmes in richtigem Verhältnis stehende mässig hohe viereckige Haube bedeckt den Turm, dessen Erbauung noch in das 14. Jahrhundert zu setzen sein dürfte. Das Fenstermasswerk im Glockenhause

ist natürlich später hinzugefügt; vielleicht ist zu Ende des 15. Jahrhunderts, dem diese angehören, das ganz oberste Geschoss aufgesetzt, um die damals wohl durchgeführte Erhöhung des Daches des Mittelschiffes zu überhöhen.

Die Kirche hat eine stattliche Reihe alter Denkmäler aufzuweisen. Der Hochaltar war der Maria geweiht und wird schon 1314 erwähnt. Zu demselben legte Alverich v. Bodendyk 1479 eine Memorienstiftung, die Bischof Gebhard von Halberstadt bestätigte.[1] Der jetzt vorhandene Flügelschrein ist ein fleissiges Werk aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Der Schrein selbst enthält in nahezu runden Figuren die wie in folgender Skizze angeordneten Darstellungen, soweit sie zu deuten sind.

Flügel				*Schrein*							*Flügel*			
Bischof	*Stephan*	*Bischof*	*Johs. d. Täufer*	?	?	*Johannes*	*Krönung Mariae*	*Petrus*	*Paulus*	?	*Bischof*	*Elisabeth*	*Genoveva*	*Christoph.*
Barbara	*Magdalena*	*Georg*	*Anna selbdritt*	*Andreas*	*Jacobus*	?	*Kreuzigung* *Schächer* *Maria* *Joseph* *Schächer*	?	?	*Matthaeus*	*Catharina*	*Mauritius*	*Heilige*	*Heilige*

Da der Schrein zwei Flügel an jeder Seite hat, so sind im Ganzen 6 Tafeln mit Malereien zu verzeichnen, die wie folgt verteilt sind:



auf a ist dargestellt: die Verkündigung Mariä;
b die drei Könige;
c Maria, das nackte auf einer Strahlenglorie liegende Kind anbetend;
d Tod der Maria in Gegenwart der Apostel;
e Catharina (ohne Krone) knieend, ihren Tod erwartend; links der König mit zwei Trabanten, rechts zwei Henker;
f dieselbe im Augenblicke wie der Henker das Schwert schwingt.

Die Darstellungen zeigen alle handwerksmässige Tüchtigkeit, sind aber keine Kunstwerke in höherem Sinne. Das Masswerk in den Bogenzwickeln ist dem Charakter der Spätzeit entsprechend verschlungen, übrigens gut erhalten.

Hinter dem Altar an gewohnter Stelle sieht man ein hübsches Sakramentshäuschen in spätgotischem Stile. Über der in Steinarbeit ausgeführten Nische

[1] Walther und Behrends unterscheiden den Marienaltar von dem 1479 von Alverich von Bodendyk gestifteten sogen. Monstranzaltar. Nach der betr. Urkunde — Walter VI, 131 bis 133 — ist jedoch die Memorienstiftung Alverichs v. Bodendyk zum Marienaltar gelegt.

mit Eselsrücken und seitlichen Fialen, neben der das Obergsche Wappenschild und ein Helm angebracht ist, steigt, aus Eichenholz gearbeitet, ein grösserer Eselsrücken mit Krabben und an den Seiten aufsteigenden Fialen empor. Die Thür zu dem Schrein hat noch ihr ursprüngliches spätgotisches Schloss.

Der Chorraum birgt einige reiche **Grabdenkmäler** meist aus dem Ende des 16. Jahrhunderts;

1. An der Nordwand das **steinerne** von **Hans von Bülow**, dessen lebensgrosse Figur im Panzer, ein tüchtiges Bildwerk, offenbar Porträt, links vor der dreiteilig aufgebauten Rückwand knieet. Der untere Teil derselben ist mit vier zierlichen ionisierende Säulen mit verziertem unteren Schafte geschmückt und in drei Teile geteilt; der grössere quadratförmige in der Mitte enthält in Relief Christus und das kananäische Weib. Der Aufsatz darüber mit einem von zwei paar Hermen getragenen Architrav zeigt die Auferstehung und die flachbogige Bekrönung die Himmelfahrt Christi. Die drei Teile waren flankiert von sechs Kardinaltugenden, von denen aber einige fehlen. Die rechts und links vom Hauptfelde stehenden Figuren (der Glaube rechts ist erhalten) lehnten sich mit dem Kopfe an eine Muschel. Das Ganze wird gekrönt von der Figur der Stärke, neben der zwei reizende Kinderfiguren angebracht sind. Das Bülowsche Wappen steht der Hauptfigur gegenüber vor der Figur des Glaubens. Ein Kruzifix tritt in der Mitte frei heraus. Die am Sockel angebrachte Inschrift lautet:

Anno 1599 den 20. December ist | der edle gestrenge vnd ehrnves | te hans von Bulaw verschieden | der sehlen got gnedig sei.

2. Während dies Werk in Weiss und Gold gehalten ist, prangt ein ähnlich reiches, aber nicht so gediegenes holzgeschnitztes in bunten Farben an der Ostwand. Das Hauptfeld, das die Mitte des Mittelteiles einnimmt, enthält in Relief die Auferstehung. Die korinthisierenden Säulen mit grünen Schäften, die es umgeben, tragen einen kräftigen Architrav. Zu beiden Seiten schliessen sich in dreiviertel Höhe schmale Rundbogennischen an, die nach aussen von je einer einen Architrav tragenden rotschaftigen Säule begrenzt werden. Der auch von zwei Säulen begrenzte Aufsatz enthält Christi Himmelfahrt. Während nun der Mittelteil nach beiden Seiten in Ornamente ausläuft, auf deren Endvoluten links Lucas, rechts Johannes steht, nehmen die Enden der stufenförmig einander überragenden Architrave die Kleinfiguren von sechs Kardinaltugenden auf; die fides, der Glaube, krönt das Ganze. Zwischen den Sockeln der grossen Säulen ist eine Reihe Wappenschilder der bülowschen Familie angebracht. Die leider nicht mehr ganz lesbare Inschrift heisst in Majuskeln:

ANNO 1586 (?) IST DER | DER EDLER VND EHRNVESTER BUSSO VON BULAW BOSSEN SELIGER | SON IN GOT DEM HERNN SELIC | HLIG ENTHSLAFFEN DER SELE GOT EIN FROLICHE AVFERSTEVNG VER | LEHE WOLLE | AMEN



Die Zierformen dieser beiden Werke gehören der deutschen Renaissance an.

3. An der Ostwand steht ausserdem ein gut erhaltener **Grabstein** mit dem lebensgrossen Reliefbilde des Levin von Bülow, der mit Halskrause, Panzer,

den Helm zwischen den Füssen, dargestellt ist, eine gute Arbeit. Der Stein trägt die Umschrift in Majuskeln:

ANNO 1570 DEN 21. | SEPTEMBER IST DER EDLE GESTRENG UND ERNVEST LEVIN VON BVLAW | HEINRICHS SELIGER SON | IN GOT SELICH ENTSLAFFEN DER SELE GOT GENEDIG SEI AMEN

Die vier Ecken nehmen vier Wappenschilde ein, oben: links das Wappen der Bülows, rechts das der Wartensleben (springender Wolf); unten: links das von Bodendieck (?) (springender Hirsch), rechts das der v. Hardenberg (Eberkopf).

4. An derselben Seite ist ferner ein merkwürdiges „Ehrenmal“ angebracht in Gestalt zweier Seiten eines achteckigen Turmhelmes, die in eine mässig grosse Blume auslaufend unterhalb derselben von einem Lorbeerkranz zusammengehalten erscheinen. Blumen vertreten die gotische Turmhelme schmückenden Krabben. Oben sieht man zwei wappenhaltende Engel. Das Wappen links ist mit einer Figur in antikem Feldherrnkostüm ausgefüllt; das rechts von zwei mit den offnen Seiten von einander abgekehrten Mondsicheln, zwischen ihnen eine Wolfsangel und zwei Sterne darunter. Am Sockel sitzen zwei weinende Knaben, die Mitte nimmt ein Pelikan.ein. Es ist das

„letzte Ehrenmal der weiland | wohlgebohrenen Fr. | Frauen | Ilsen Annen | gebohrenen Kovin | des wohlgeborenen Hn | Herrn | Johann Christoph | Herolds | Hochfürstl. hess. hom | burgischen hochbestallten | Drostens und Raths derer Aemter Obistfelde, Hötens | leben und Winningen | Erbherrn auf Conen und Rie | deburg In Leben herzvielgel | iebteste Fr. Ehegemahlin“ (geb. 1669, gest. 1718).

5. An der Südseite fesselt das Auge ein Grabdenkmal, dessen einfacher, Aufbau von dem zuerst beschriebenen der Nordseite auffällig absticht. Die Rückwand ist nur zweiteilig und besteht aus einem als faltiger Vorhang behandelten Mittelteil, der beiderseits von Pfeilern begrenzt wird, an die der Vorhang angeknüpft erscheint. Der flache Grund dieser Pfeiler ist durch ein nicht besonders reiches, aber gefälliges Pflanzenornament nach Weise der italienischen Renaissance ausgefüllt. Zu beiden Seiten stehen zwei Tugenden, links die Temperantia, rechts die Caritas; diese letztere Figur ist besonders anmutig. Der Aufsatz besteht aus einem mit Kreisflächen besetzten Rundbogen mit der Auferstehung Christi inmitten schlafender Kriegsknechte. Vor dieser Rückwand sind die Rundfiguren des Busso von Bülow und seiner Gattin vor einem Kruzifix knieend dargestellt. Die Inschrift für den Mann lautet:

Anno 1571 Montags den | 5 Februarii ist der edle | vnd ehrnveste Busso | von Buelaw aus die | sem Jammerthal in | Got seliglich vorschie | den, dessen sehle | Got gnedig sei amen | Joh. 19 Ich weiss, dass mein Erlöser lebet etc.

Die Inschrift der Frau fehlt noch; ihr Spruch ist: 1. Joh. 1 Das Blut Jesu Christi etc.

Der Sockel trägt 8 Wappenschilder. Diese sind farbig behandelt, während sonst am Denkmal Weiss, Blau und Gold herrschen. Mit dieser einfachen Färbung bildet es ein Gegenstück zu dem grade gegenüber befindlichen zuerst beschriebenen Denkmal, ist auch wie dieses aus Sandstein gearbeitet. An allen diesen Denkmälern, mit Ausnahme des sonderbaren „Ehrendenkmals" von Ilsen Annen Herold, ist eine volkstümlich tüchtige Ausführung zu loben; die lebensgrossen männlichen Rundfiguren sind sorgfältig behandelt und befriedigen ein nicht gar zu anspruchsvolles Kunstgefühl, was von der Gattin des letztgenannten Busso nicht zu sagen ist; die Behandlung ihrer Kleidung ist roh. Die Architekturteile zeigen eine saubere von Übung zeugende Arbeit; die Reliefs sind von allem am wenigsten geraten. Interessant ist bei Vergleichung der eben als Gegenstücke bezeichneten Denkmäler von 1571 und 1599 der augenfällige Fortschritt zum Prunkhaften. Alles in allem bilden die hier beschriebenen Werke einen wirkungsvollen Schmuck der Kirche, der wohl verdient, überall gänzlich freigelegt und vorsichtig aufgefrischt zu werden.

6.—8. Es bleiben noch einige Grabsteine zu erwähnen. 6. Die des Vicke von Bulow: eine rohe Ritterfigur, den rechten Fuss vorgesetzt, in der Rechten die Lanze. In den vier Ecken des Grundes (!) die Wappen: 1. der von Bülow, 2. der von Bodendieck, 3. ein senkrecht geteiltes Wappen, links (heraldisch rechts) mit Flügel, rechts (heraldisch links) 2 Querbalken (v. Allefelden?), 4. der von Landsberg. Die Inschrift (in Majuskeln) lautet:

D. G. G. S. (= den Gott gnädig sei) ANNO DOMINI 1546
DONNERDAGES NA IUBILATE DES MORGENS UME VIVE
IS DER E. VND V. VICKE VO BULOW IN GOT ENTSLAFEN.

Komisch wirkt hier die Mischung von Plattdeutsch und Hochdeutsch; für das Überhandnehmen der hochdeutschen Schriftsprache ist sie bezeichnend.

7. Die seiner Ehefrau. In reich eingefasster Nische (Renaissancesäulen auf Sockeln mit Löwenköpfen) steht die in höherem Alter dargestellte Verstorbene die Hände faltend. In den Ecken das Wappen: 1. der von Mahrenholz, 2. ein gekrönter Löwe, 3. ein Wolf, 4. ein schräg geteiltes Feld, in jedem Teile ein sechsstrahliger Stern (Quitzow?). Die Inschrift heisst:

Anno 1584 den 29. Januar ist die edle vnd vieltugendsame
Margareta v. Marenholze (vic)ke von Bulow nachg(elassene
Wit)we im Hern entslafen der sele Got gnedig si.

8. Der beider Vorstehenden Tochter Magdalena v. Bulow. Rohes Flachrelief, die Figur stehend mit gefalteten Händen. Inschrift:

Ano 1558 | ist die erbare vnd viel tugendsame Jungfraw Magdalena
von Bulaw vickes seliger Tochter in got entslafen.

Wappen: 1. das der von Bülow, 2. der von Marenholz (Rose), 3. der von Bodendieck (?) (Hirsch? zerstört), 4. ein gekrönter Löwe.

Ausserdem liegen im Kirchenschiff eine Menge wohlerhaltener Grabsteine aus späterer Zeit mit Aufzeichnungen, die mancher Familie willkommen sein dürften, hier aber nicht aufgeführt werden können.

Von öffentlichen Profangebäuden ist nur das **Rathaus** erwähnenswert. Leider ist es nicht mehr in ursprünglichem Zustande erhalten, sondern hat sich einen Umbau gefallen lassen müssen, der so wenig dem ursprünglichen Charakter des Gebäudes gerecht geworden ist, dass er den spätgotischen Bau in ein Renaissancegebäude umzuwandeln versucht hat. Ursprünglich hatten die Fenster spätgotische Gewände, zwei dicht neben einander liegende Hohlkehlen mit Überschneidung an den Ecken. Das Ratszimmer hat noch die ursprünglichen Kreuzgewölbe, die sich auf einen Mittelpfeiler stützen. Der innen liegende Eingang hat auch noch die alte steinerne Spitzbogenthür mit sich überschneidenden Stegen. Hinter dem Ratszimmer befanden sich früher zwei tiefer liegende Tonnengewölbe, von denen das eine als Küche diente, im Volksmunde früher „Düwelsküche“ genannt, weil das anstossende Gewölbe als Gefängnis diente. Jetzt sind die Gewölbe beseitigt und die so erhöhten Räume als Bürgermeisterzimmer mit angrenzendem Archiv eingerichtet. Eine gotische Thür ist auch am östlichen Giebel erhalten, dessen oberer Teil eine Blendarkadengliederung im Barockstil zeigt.[1] Wenn diese Formen auf die Zeit um 1500 als die der Errichtung des Rathauses hinweisen, so könnte an dem **Glöckchen**, das in einem Dachreiter hängt, die Jahreszahl selbst angegeben sein, wenn sie nicht sonst durch ihre Inschrift bekundete, dass sie einst der Katharinenkircke angehört haben muss. Diese gotische Minuskelinschrift läuft um den 1,18 m im Umfang messenden Hals zwischen zwei Bändern hin, deren unteres von einem Bogenfries gestützt wird. Sie lautet:

marya ✠ bin ✠ ick ✠ genāt ✠ mpt ✠ santa ✠ kattrinna ✠ wol ✠ be ✠ kant ✠ heinrick ✠ van ✠ campen ✠ anno ✠ m ✠ xvc ✠ iiiii ✠ yn ✠ bēt ✠

Der Ausdruck **myt santa Kattrinna wol bekant** scheint auf die Katharinenkirche hinzudeuten, wie es denn ja unzweifelhaft ist, dass die Glocke zu kirchlichen Zwecken gegossen worden ist. Das Medaillon zwischen den Worten **van** und **campen**, das Maria mit dem Christuskinde zeigt, beweist dies genügend. Die Jahreszahl muss als 1505 gelesen werden, obgleich sich diese Deutung nicht von selbst ohne weiteres ergiebt. Denn **xvc** heisst 400 und die folgenden fünf Striche würde man zunächst nicht als fünf i lesen, weil alle übrigen in der Inschrift vorkommende i einen nach unten gezogenen Schnörkel haben, von den fünf Strichen aber nur zwei. Nun hat aber Heinrich von Campen noch nach 1500 gelebt, wie zwei im Jahre 1505 von ihm gegossene Glocken auf dem Marienkirchturm in Gardelegen beweisen. Die Jahreszahl kann deshalb nicht 1400 heissen, wogegen auch schon die Schreibweise spricht. Für die fünf Striche lässt sich aber schlechterdings keine andere Deutung finden, als die Zahl 5, die ja auch durchaus den Verhältnissen entspricht. **yn bēt** heisst vielleicht ihn berat = ihm hilf, nämlich dem Glockengiesser soll Katharina helfen.

Im Taufstein befindet sich ein Messingbecken in getriebener Arbeit, die Verkündigung Mariä darstellend. Dasselbe ist 1659 geschenkt.

---

[1] Nach freundl. Mitteilung des Herrn Bürgermeister Müller in Öbisfelde.

Auf dem Turm hängen 3 Glocken. Die grösste (unterer Durchmesser: 1,39) zeigt die Minuskelinschrift:

o rex glorie xp̄e veni cū pace ih̄s maria katherina nicolaus
anno dm̄ ° mcccclxxi B.

unter der ein hübscher Bogenfries mit schönem Blattornament sich hinzieht. Die Krone ist mit einem auf die Bügel aufgelegten Flechtwerk geschmückt.

Die zweite (1,15 im Durchmesser) gehört der gotischen Zeit an, wie die Rippe und die mit Schnüren besetzten kräftig nach oben ausladenden Bügel beweisen, hat aber keine Schrift, obgleich die Stelle dafür von zwei breiten Bändern eingefasst ist.

Die kleinste (D = 0,63, innere Höhe 0,57) ist die älteste. Ihre Bügel sind ziemlich schlaff; der Hals hat eine von 4 natürlichen in den Mantel eingedrückten Schnüren gebildete Verzierung, inmitten deren eine Anzahl konzentrischer Doppelkreise in mässigen Zwischenräumen angebracht sind. Der Schlagring ist fast wagerecht abgeschnitten.

Die Strassen der Stadt machen zwar heute einen modernen Eindruck, d. h. die Häuser sind prosaisch und schmucklos bis zum Äussersten. Doch giebt es noch eine kleine Zahl wohlerhaltener mittelalterlicher Fachwerkbauten, und zwar gehören die meisten der Gotik und der Renaissance an; vom niedersächsischen Stil finden sich nur zwei Exemplare.

1. Das älteste Fachwerkhaus und überhaupt das älteste Privathaus von Öbisfelde steht Lange Strasse Nr. 39. (Fig. 68.) Es gehört ins Jahr 1471.

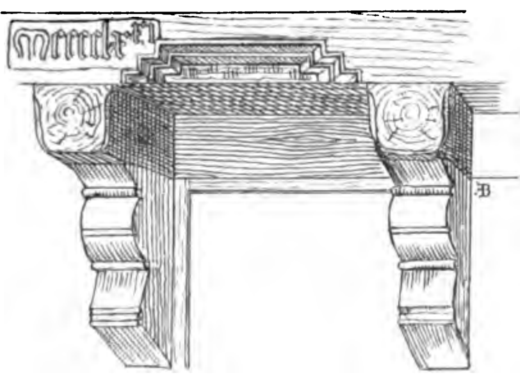


Fig. 68.

Die Saumschwelle zeigt den sog. Treppenfries in nur zweimaliger Abtreppung, die aber als Eigentümlichkeit eine Abfasung nach innen hat. Die Balkenköpfe sind roh und nur ein wenig an der Seite abgefast. Gestützt werden sie von einfachen Konsolen.

2. Ausgebildeter ist Haus Nr. 34 an der Langen Strasse, (Fig. 69) dessen einer Teil am Strässchen liegt. Der Treppenfries ist hier breiter; die Balkenköpfe haben schon den Birnstab zwischen zwei Rundstäben und die Konsolen sind wohl durchgebildet. Das Haus gehört in den Ausgang des 15. Jahrhunderts oder den Anfang des 16ten.

3. Dem niedersächsischen Stile gehören an die beiden Häuser Prinzenstrasse Nr. 20. Das rechts stehende ist einfacher; seine obere Saumschwelle

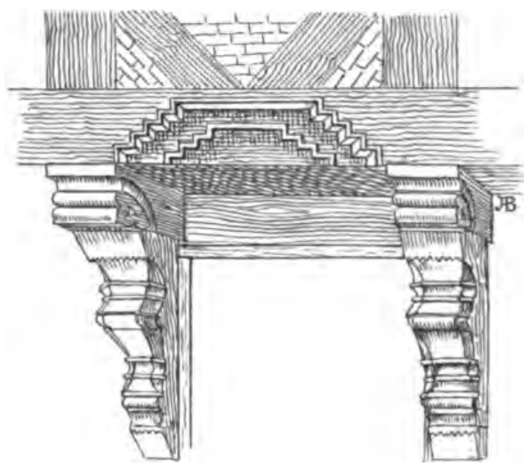


Fig. 69.

trägt die Inschrift: Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe Pro X (= Sprüche 10) Anno d. 1571; die untere Saumschwelle die Worte: Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen.

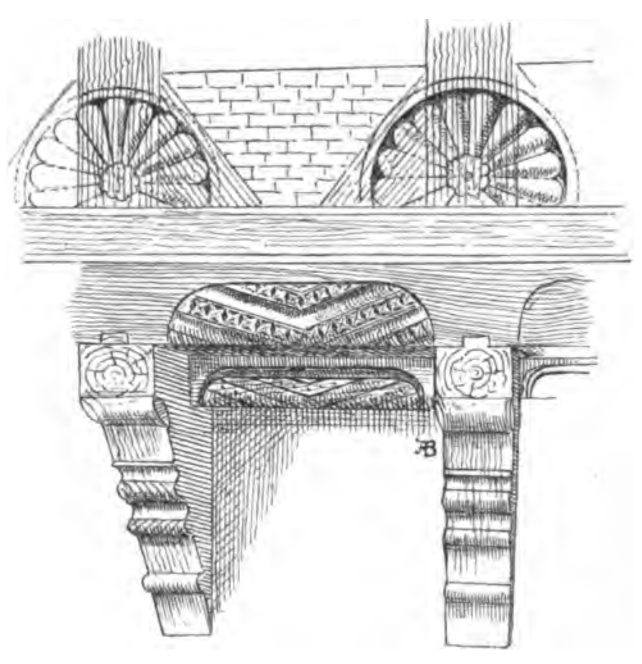


Fig. 70.

4. Eine sehr reiche Durchbildung zeigt dagegen das linksstehende von 1580. Die Saumschwelle ist tief ausgeschnitten und die Ausschnitte mit gebrochenen

Rundstäben ausgefüllt, die mit sternenbesetzten Streifen abwechseln. Ähnlich, nur einfacher sind die Füllhölzer gehalten. Dagegen sind die Balkenköpfe ganz ohne Schmuck, ausser einer Abrundung nach unten und seitlicher Abfasung dieser Abrundung. Die sich stützenden Konsolen sind aber wieder reich gegliedert; gedrehte Rundstäbe wechseln ab mit Hohlkehlen. Hier treffen wir auch das im Norden Deutschlands so häufige Fächermotiv, die sog. Sonnen in den Brüstungen. Von Renaissancehäusern sind hervorzuheben:

5. das zu Lange Strasse Nr. 35 gehörige, am Strässchen liegende und

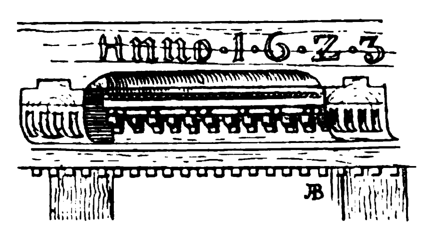


Fig. 71.

6. sein Gegenüber, das zu Lange Strasse 34 gehört. Die Saumschwelle hat hier keinen Ausschnitt, sondern nur eine schwache Abfasung; ein Perlenstab und ein Konsolenstab vertreten das Füllholz und die Balkenköpfe haben triglyphenähnliche vertiefte Streifen. Nr. 35 hat unter dem Rahmholz noch einen Zahnschnittfries. Nach dem Strässchen zu hat das Haus die Inschrift in späten Minuskeln mit teilweise grossen Anfangsbuchstaben:

128 Psalm: Wo Gott der Herr nicht das Haus bauwet So arbeiten umsonst Die Daran bawen. Röm. 8: Ist Gott für Uns wer mag wieder uns sein. anno 1·6·2·3.

und nach der Langen Strasse zu eine lateinische Inschrift, deren nicht von einem modernen Bretterladenvorbau verdeckter Teil lautet:

· · · COR: CHILON · LACED'. NOSCE · TE · IPSVM · VICTOR · MEINEN · .✝. FREDECABO · · RS ·

Nr. 34 hat ganz ähnliche Formen, nur stützen hier Konsolen die Balkenköpfe, dafür fehlt aber der Zahnschnittfries.

Die Ausladung der oberen Stockwerke ist bei allen Fachwerkbauten nicht bedeutend. Ein ähnliches Beispiel ist beim Schlosse besprochen.

Sind der Reste auch nur wenige, so genügen sie doch, um zu erweisen, dass Öbisfelde einst verhältnismässig ebenso reich war an Fachwerkbauten, als die Harzstädte. Die Gruppe im Strässchen mit den Eckhäusern an der Langen Strasse können uns das frühere Aussehen von Öbisfelde einigermassen veranschaulichen.*

Walter Sing. Magd. VI, 1—196. VII, 154—177. P. W. Behrends, Beschreibung des Amtsbezirks Öbisfelde etc. 1798. Riedel a. a. O. A. 4, 494. 5, 409. 10, 450. 14, 441. 17, 63. 238. 445. B. 2, 163. 164. 3, 334. 336. 343. 344. 345. 374. 391. 4, 190. 231. 233. 6, 397. 405. 408. C. 1, 14. D. 14, 186. 279. 294.

Ottersburg.

[1375 Osterburg, 1377 Otterspurch, 1409 Ottersborch, 1460 otterssborch].

Königliche Domaine, 22 km östlich von Gardelegen, eingepfarrt nach Lüderitz (bew. Windberge) im Kr. Stendal.

Wie Danneil auf Grund der orig. Guelf. IV 150 anführt, wird der Ort schon 1080 unter dem Namen Osterburk erwähnt. Das im Landbuche Karls IV. genannte Dorf Osterburg ist ohne Zweifel mit Ottersburg identisch. Danach gehört es als landesherrliches Lehen zur Hälfte den v. Lüderitz, zur Hälfte einem Stendaler Bürger Junge. Daneben haben andere kleinere Einkünfte. Dem Plebanus gehören 2 Hufen. Das Stift Tangermünde hat 1377 $6^1/_2$ Stück Geldes in Otterspurch. Im Jahre 1409 vereignet Markgraf Jobst der Dompropstei zu Stendal das Gericht über gewisse Ländereien zwischen Ottersborch, Windberge und Vinzelberg nebst den Baareinkünften, welche die Bewohner von Ottersburg, Wittenmoor, Vollenschier und Staats davon zu zahlen haben. Im Jahre 1459 verkauft ein Brandenburger Bürger, Hans Schmiedecke, 11 Morgen zu Ottersborch, die die Bauern von Schleuss in Pacht haben, dem Domstift Stendal. Vielleicht ist Ottersburg damals schon wüst gewesen. Die wüste Feldmark Ottersburg wurde 1708 an den Staat verkauft, welcher dort ein Vorwerk errichtete und zum Domainenamt Kloster-Neuendorf legte. Nach dem Verkauf des letzteren wurde Ottersburg ein eigenes Domainenamt.

Das Heffter'sche Verzeichnis zu Riedels cod. dipl. verwechselt die zwischen Lindhorst und Kolbitz gelegene Odenburg mit Ottersburg. Die Reste der Wälle einer alten Burg sind noch zu erkennen. Steinhart erwähnt auch noch die Trümmer der alten Kirche.

Riedel a. a. O. A. 5, 170. 200. 226. 227. 16, 23. A. G. V. 12, 77.
Gerken cod. II, 283. Steinhart II, 277. 304.

Peckfitz.

[1438 (?) Peckeuisse, 1458 Pekenissen (wohl Pekeuissen zu lesen), 1473 pekewitze, 1488 Peckewiz, 1506 peckewitze].

Kleines Kirchdorf von 199 Einw., 14 km westlich von Gardelegen, Filial von Jeggau, eingepfarrt ist das Vorwerk Gürtel.

Im August 1438 — wenn die Jahreszahl richtig gelesen ist — werden die von Alvensleben-Kalbe vom Markgrafen Friedrich mit dem Angefälle der wüsten Dorfstätten Dannenfelde und Peckeuisse etc., die zur Zeit der Bürger Gerke Hoge zu Gardelegen zu Lehen hat, belehnt, welche Belehnung 20 Jahre später wiederholt wird.[1] In den Lehnsbriefen der von Alvensleben-Kalbe von 1473, 1488 und 1506 ist peckewitze ebenfalls als wüste Feldmark im Besitze dieses Geschlechts genannt. Nach dem Alvenslebenschen Vergleich von 1586 über Irrungen mit den Untersassen zu Dannefeld, Peckwitz und Mieste war es damals schon wieder

[1] **Wir halten für möglich, dass beide Urkunden — cod. dipl. Alvensl. II, N. 213 und 315, vergl Riedel A. 17, 137 — indentisch sind und in ersterer die Jahreszahl unrichtig bezw. falsch gelesen ist.**

bebaut und gehörte zur Leibzucht einer Wittwe des Geschlechts. Später ist der Ort in den Besitz der v. d. Schulenburg-Betzendorf übergegangen.

Peckfitz ist nicht, wie im Heffterschen Verzeichnis zu Riedel bezüglich B. 6, 526. 528 geschieht, zu verwechseln mit der Wüstung Pachwitz (Pax) vergl. Wüstungen A. — Das eingepfarrte Vorwerk Gürtel wurde als dorp Gördele 1462 vom Abt von Königslutter an Gebhard von Alvensleben zu Gardelegen als Angefälle verliehen. Es gehörte ebenfalls zum Lehnsbesitz des Bürgers Gerke Hoge zu Gardelegen. Im Jahre 1471, bei der Wiederholung der Belehnung, ist Grüttele wüst. Vgl. Wüstungen B.

Peckfitz hat eine alte Fachwerkskirche mit neuem Turm in Rohbau von Mauerziegeln. Auf dem Turm befinden sich zwei neue Glocken. Die Kirche hat einen grossen spätmittelalterlichen Taufstein.

Riedel A. 17, 137. 149. 198. Cod. Alvensl. II Nr. 213. 315. 412. 559. III Nr. 42. 581. 699. D. Bauke S. 317.

Potzehne.

[1458 Putzene, 1554 Pozehn, 1564 Potzena, 1605 Potzäne, Potzena(e), 1737 Pozäne].

Kleines Kirchdorf von 221 Einw., 9½ km südwestlich von Gardelegen, Filial von Berge, hart an der Grenze der Enclave Calvörde gelegen.

Eine Altarstiftung in der Kirche zu Kalvörde, welche 1458 von Bischof Burchard von Halberstadt bestätigt wird, war von den v. Alvensleben auch mit Einkünften in Putzene dotiert. Der Ort gehörte also der roten Linie dieses Geschlechts und kam nach dem Aussterben derselben durch die Erbteilung von 1554 an Ludolf von Alvensleben-Calbe. Durch die späteren Vererbungen etc. wurde es mit Jerchel (vgl. d. Art) ein Zubehör von Zichtau. Die Streitigkeiten zwischen Potzehne und den Kalvördischen „Werdersleuten" wurden 1605 durch einen Vergleich geschlichtet, dem schon 1564 ein solcher vorangegangen war. Walter schreibt Pozäne.

Früher nach Jerchel eingepfarrt hat Potzehne seit Mitte vorigen Jahrhunderts (1748) eine eigene Kirche, die in Fachwerk erbaut und kürzlich im Inneren restauriert ist. Ein besonderes Interesse bietet dieselbe nicht, ebenso wenig die 1748 gegossene einzige Glocke, welche gesprungen ist.

Cod. Alvensleb. II Nr. 311. III Nr. 363. 482.
Walter Sing. VII S. 189—194.

Quarnebeck.

[1311 Querenbeke (?), 1430 qwernbeke, 1694 bezw. 1397. 1434 Quernebeke, Quernebecke, 1737 Quarnbek].

Kirchdorf von 263 Einw., 16 km westsüdwestlich von Gardelegen am Nordrande des Drömling gelegen, Filial von Breitenfeld.

Das im Halberstädter Lehnsregister von 1311 mehrfach vorkommende Querenbeke kann kaum dies Quarnebeck sein, da es stets in Verbindung mit am Harz gelegenen Orten genannt ist. Ausserdem ist dort stets vom Zehnten daselbst die Rede und den kann Halberstadt nicht wohl gehabt haben, da Quarnebeck zum Bistum Verden gehörte.

Nach der Schulenburgischen Urkunden-Registratur von 1604 hat 1397 ein Mathias Balta das Dorf Quernebeke denen von Plate verkauft. Im Jahre 1430 wird unter den altmärkischen Lehen der von Plathe (Plate, Plote) auch das Dorf „qwernbeke upp der heide to clöttzo“ genannt. Nach der erwähnten Registratur wurde 1434 mit dem halben Dorfe Breitenfelde etc. auch Quernebecke von den von Plate an die v. d. Schulenburg verkauft, in deren Besitz es in der Folge geblieben ist. — Walter schreibt den Namen auf seiner Drömlingskarte Quarnbek.

Die aus diesem Jahrhundert stammende Kirche ist massiv, der Turm von Fachwerk. Die beiden Glocken haben 0,57 und 0,45 m Durchmesser. Die grössere ist 1714 von Ziegner in Salzwedel gegossen. Die kleinere ist mit einem Minuskelbande versehen, dessen Text lautet:

ave maria gracia plena dominus tecum

Sie wird etwa um 1500 gegossen sein.

Riedel A. 5, 297. 6, 487. — A. 17, 450. 451. 469 (?).
Walter VII, Karte des Drömling.

Rätzlingen.

[1311 Rezelinge, c. 1318 retzeling (reslingh?), 1341 Rezeling, 1360 Rätzelinghe, Retzelinghe, 1410 Retzlinghe, 1425 Retzlingen, 1477 Reslingk, Reslinge, 1564 Reslingen, 1588 Retzlingen].

Pfarrdorf von 642 Einw., 23 km südwestlich von Gardelegen, jetzt Station der Eisenbahn Magdeburg-Öbisfelde. Es ist das grösste Dorf des Landes Öbisfelde.

Nach dem Halberstädter Lehnsregister von 1311 hat Ritter Heinrich Schenk von Dönstedt 2 Hufen in Rezelinge von Halberstadt zu Lehen. Den Zehnten zu retzeling hatten nach dem bis c. 1318 zurückgehenden Lehnsregister der von Dorstadt diese von den Herzögen von Braunschweig zu Lehen, die letzteren wohl wieder von Halberstadt. Im Lehnbuche Herzog Otto's von Braunschweig von 1318 findet sich unter den Lehen des Ritters Otto v. Seckerde nach einem wohl späteren Zusatz auch der Zehnte in reslingh. Ob derselbe Zehnte zu verschiedenen Zeiten denen von Dorstadt und dem Ritter Otto von Seggerde verliehen war, oder aber ob im zweiten Falle Reslingen bei Vorsfelde gemeint ist, muss dahin gestellt bleiben. — Ein Ablassbrief für die Kirche des heil. Habundus in Rezeling datiert von 1341. Die von Oberg zu Öbisfelde schenken dem Gotteshause zu Retzelinghe 1360 die Lehnware über die Mühle daselbst. Im Jahre 1410 verkaufen Hilmer und Jan v. Oberg dem Pfarrer Hinrik zu Öbisfelde eine jährliche Hebung von 12 Schillingen zu Retzlinghe. Ein Pfarrer Hermen von Retzlingen wird 1425 genannt. Im Jahre 1477 gewährt Bischof Gebhard von Halberstadt der Kirche des Dorfes Reslinge einen Ablass zur Herstellung von Glocken und Kirchenkleinodien etc. Im gleichen Jahre wird Reslingk im Bier-Privilegium von Öbisfelde als Zubehör von Öbisfelde aufgeführt. Aus dem Vermächtnis der Witte Busse's von Bülow, Fredeke geb. v. d. Asseburg von 1588 wird auch dem Pfarrer und dem Küster zu Retzlingen eine Einnahme von je 9 Gulden bestimmt. Im übrigen vgl. Öbisfelde.

Nach den Protokollen der ersten luth. Kirchenvisitation gehört Reslingen (Retzlingen) zum Amt Öbisfelde und geht die Pfarre vom Erzbischof resp. Administrator von Magdeburg und dem Hause Öbisfelde zu Lehen; es hat 36 Hauswirte, Lochstedt und Kattendorff sind eingepfarrt.

Nach der revidierten Magdeburgischen Kirchenordnung von 1739 gehörte Rätzlingen zur Inspektion Neuhaldensleben, jetzt zur Ephorie Weferlingen. Der Grossherzog von Hessen ist Patron. — Ob das eingepfarrte Kathendorf (378 Einw.) wirklich das iscatesdorf der Urkunde Otto's I von 937 und ischedestorp in der Urkunde Otto's II von 973 — Riedel A. 8, 90. 17, 423 — ist, wie Heffter's Verzeichnis annimmt, muss dahin gestellt bleiben. In den Vergleichen von 1635 und 1644 zwischen Werner Schenk und Busso von Alvensleben über die Drömlingsgrenze wird der Ort Katendorff geschrieben, auch Kathendorff: die Visitationsprotokolle von 1564 schreiben Kattendorf. Sonst fehlen ältere Nachrichten über dieses ebenfalls zum Lande Öbisfelde gehörige Dorf. Vgl. Walther a. a. O. VI S. 28—35. 185. Behrends, Öbisfelde etc. S. 160.

Die frühere Kirche von Rätzlingen ist von Behrends beschrieben. Sie war dem heil. Habundus geweiht und wird vom Domkapitel in Halberstadt gebaut sein. Ihre von Walther aufgeführten Urkunden sind alle verloren gegangen. Die neue Kirche ist 1845 erbaut. Dieselbe hat eine schlanke Kupferspitze, durchbrochen mit zwei Reihen von Spitzluken. Die Glocken sind ebenfalls neu.

Riedel A. 17, 448. Walther Sing. Magd. VI S. 56. 116. 122. 183 ff. VII S. 165. 170. 171. 172. Sudendorf a. a. O. I Nr. 303 S. 168. VIII Nr. 155 Anm. P. W. Behrends, Öbisfelde etc. S. 151—158.

Ribbensdorf.

[1564 Ribstorf, Ribbesdorf, Walther 1735 Ribbenstorf].

Kirchdorf mit 310 Einw., 30 km südwestlich von Gardelegen, Filial von Siestedt bei Weferlingen. Aus der Vorzeit des Dorfes fehlt jede Nachricht. Es gehörte zum Halberstädtischen Amt Weferlingen und ist mit diesem an Brandenburg gekommen. Nach der Visitation von 1564 hat Ribbensdorf 25 Hauswirte und ist wie Klintz Filial von Siestedt. Vgl. Siestedt und Weferlingen.

Die moderne kleine Kirche besitzt auf ihrem aus Holz konstruierten Dachreiter zwei kleine Glocken aus neuerer Zeit.

Walther a. a. O. V. S. 81. G. Nebe, a. a. O S. 239. 240.

Röwitz.

[1339 Rouisse, 1394 Rouetze, 1737 Rowiz].

Kirchdorf von 250 Einw., 22 km westlich von Gardelegen, Filial von Klötze.

Dem Namen nach ist der Ort eine slavische Ansiedlung (vielleicht von rova=Steinbruch). Im Jahre 1339 verkauft Berthold v. d. Knesebeck die Dörfer Kusisse (vergl. Kusay) und Rouisse (bei Riedel A. 17, 61 steht der Druckfehler Kouisse) an Gebhard von Alvensleben, jedenfalls zu Klötze. Unter den Dörfern und Gütern, welche 1394 Albert v. Alvensleben und Hinrik v. Eykendorp ihrer Gefangenschaft wegen an die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg abtreten, ist auch Rouetze genannt. So wurde es ein Zubehör des Lüneburgischen Amtes

Klötze. Walther schreibt Rowiz (auf der Drömlingskarte Röwitz) und sagt, es sei sonst Roize genannt. — Vgl. Kakerbeck, Kusay etc.

Die Kirche ist in Fachwerk erbaut, doch muss ihr eine ältere vorausgegangen sein, da sie einen leidlich erhaltenen Altarschrein aus dem Mittelalter enthält: Inmitten die Maria in einer Mandorla mit den 14 Nothelfern, auf der Aussenwand Ölgemälde, den heil. Martinus, die heil. Apollonia (mit Zähnen), den Lazarus und Margaretha vorstellend. Auf der Predella inmitten die Pietas und auf jeder Seite 3 Heilige, darunter die heil. Anna.

Auf dem Turm befinden sieh 2 kleine Glocken, von denen die grössere zum Umguss bestimmt, die kleinere 1741 von C. G. Ziegner in Magdeburg gegossen ist.

Riedel A. 17, 61. Cod. Alvensl. I 507. Sudendorf VII Nr. 333. Walther VII S. 86.

Roxförde.

[786 Rokesford (cop. des 11. Jahrh.), 1400 Rockesvorde, 1420 Roxforde, 1457 Roxphorde, 1506 Roxforde, 1507 Roxförde, 1554 Roxfordt].

Pfarrdorf von 294 Einw., 10 km südlich von Gardelegen. Der Name kommt schon in der Stiftungsurkunde des Bistums Verden durch Karl den Grossen 786 vor bei der Grenzbestimmung dieses Bistums, doch nicht als Name eines Ortes, sondern als der eines See's bezw. stehenden Gewässers (palus). Doch ist nicht ausgeschlossen, dass schon eine Ansiedlung dort vorhanden war. Bestimmt genannt kommt das Dorf zuerst 1400 vor. Es entsagen damals mehrere von Alvensleben ihrem Lehnrecht am Dorfe to Rockesvorde zu Gunsten des Klosters Neuendorf zu Seelenmessen für ihr Geschlecht, versprechen auch das Dorf wie ihr eigenes Gut zu beschützen. In den Fehdezeiten von 1412—1420 litt der Ort selbst keinen Schaden, nur wurden in der Nähe desselben dem Schulzen von Staats 3 Rinder von der Burg Alvensleben aus durch die Magdeburgischen geraubt. Im Bestätigungsbrief der Besitzungen des Klosters Neuendorf durch Friedrich den Jüngeren von 1457 findet sich Roxphorde unter den Klosterdörfern. Ebenso im Alvenslebenschen Verpfändungsconsens von 1506. Im Jahre 1507 verkauft Friedrich v. Alvensleben Dienste der Bauern von Roxforde und Wenwede an Hartwig v. Bülow. Danach hat also das Kloster Neuendorf nicht den ganzen Besitz gehabt. Ebenso werden in der Alvenslebenschen Erbteilung von 1554 10 fl. 5 gr. Geldzins aus Roxfordt genannt, die an Ludolf von Alvensleben fallen.

Als erster evangelischer Pfarrer findet sich nach Walther 1542 Nicolaus Hartling, bis dahin Küster zu Kalvörde. Daraus, dass ihm der Pfarrer von Kalvörde die Kapelle zu Zöbbenitz abtrat, ergaben sich späterhin viele Streitigkeiten, die 1687 bezw. 1707 durch definitive Überlassung von Zöbbenitz an die Braunschweigische Pfarre Uthmöden beglichen wurden.

Roxförde war bis vor einem Menschenalter die Mutterkirche für Letzlingen, welches vgl. — Das eingepfarrte Klüden hatte im 16. und 17. Jahrhundert einen langen Streit mit Zöbbenitz wegen der Wüstung Pachwitz (Pachts, Pax), über welchen Walther ausführliche Nachrichten bringt. Das eingepfarrte Wannefeld hält v. Mülverstedt für das oftgenannte Wenwede. (Vgl. Wüstungen A.)

Die frühere Kirche brannte 1848 ab, die neue ist 1854 erbaut. Beide Glocken, die keine Inschrift haben, sind aus der alten Kirche mit hinübergenommen.

Riedel A. 6, 159. 17, 419. 22, 409. B. 3, 336 Suppl. 366. 380.
Cod. dipl. Alvensl. III Nr. 363, vgl. Nr. 45. Nr. 72
Walther a. a. O. VII S. 272. 278. 288. 196—210. Vgl. VII 107. 118. 130,

Sachau.

[1472 Sacchou, 1506 Sachou.]

Kirchdorf von 360 Einw., 11 km westsüdwestlich von Gardelegen, Filial von Berge.

Sachau gehörte zur Vogtei Gardelegen und wurde 1472 als Zubehör derselben an Werner und Gebhard von Alvensleben verliehen und zwar unter der Bezeichnung als wüste Dorfstätte (vgl. Wüstungen B.). Vielleicht war es schon 1506 wieder aufgebaut, wenigstens wird Sachou im Verpfändungsconsens von 1506 (vgl. Roxförde, Hemstedt, Lüffingen, Weteritz etc.) nicht mehr ausdrücklich als wüste Dorfstätte bezeichnet. Doch lässt dieser Umstand nach keinen sicheren Schluss darüber zu. Jedenfalls muss es aber im Laufe des 16. Jahrhunderts wiedererstanden sein. Es stand in näherer Beziehung zu Weteritz und ging mit diesem Dorfe der Familie v. Alvensleben um die Mitte dieses Jahrhundert verloren. Der jetzige Besitzer von Weteritz ist zugleich Patron von Sachau.

Die Kirche aus Fachwerk ist im vorigen Jahrhundert erbaut. Die beiden Glocken sind von geringer Grösse und neu.

Riedel A. 6, 141. 159. Walther a. a. O. VII S. 96.

Schenkenhorst.

[1420 schenkenhorst, 1473. 1488. 1491. 1500. 1506 Schenckenhorst, 1513 Schenckehorst, 1558 Schenkhorst etc.]

Kirchdorf von 284 Einw., 9 km nördlich von Gardelegen, Filial von Estedt.

In den Schadensrechnungen von 1420, in denen Schenkenhorst zuerst erscheint, sind zweimal Verluste verzeichnet, welche 1416 und 1417 die Gardelegener Bürger Hans Ludeke und Ude in und vor Schenkenhorst durch die Magdeburgischen erleiden. Doch hat wohl schon damals der Hauptbesitz den v. Alvensleben-Calbe gehört. In deren Lehnsbriefen von 1473, 1488 und 1506 ist dann Schenckenhorst mit Mühle und Kirchlehn mit aufgeführt. In den Auseinandersetzungen, Tauschverträgen und Erbteilungen der von Alvensleben-Calbe von 1487, 1491, 1500, 1513, 1558, 1574 etc. wird Schenkenhorst wiederholt genannt. Aus denselben ergiebt sich zugleich eine grosse Zersplitterung des Alvenslebenschen Besitzes. Bemerkenswert ist auch dabei, dass dem Havelberger Bischof Busso von Alvensleben ein Anteil daran gehört hat und nach seinem Tode 1558 unter seine Erben verteilt wurde. Auch an die Vikarien der Petrikirche zu Stendal waren 1512 Hebungen zu Schenkenhorst von Albrecht v. Alvensleben wiederkäuflich verkauft, bei welcher Gelegenheit eine ganze Anzahl von Bewohnern namentlich genannt werden. Vielleicht ist hierauf die jährliche Abgabe von 15 fl., welche nach den Visitationsakten von 1600 Hans Clamor von Alvensleben-Calbe,

an den Schenkenhorst 1600 fiel, der Petrikirche zu Stendal zu zahlen hatte, zurückzuführen, denn das sogen. „gemeine Vikarien-Einkommen“ der Petrikirche war damals längst dem Gotteskasten dieser Kirche zugeführt. Im Anfang dieses Jahrhunderts ging Schenkenhorst der Familie von Alvensleben verloren. Gegenwärtig gehört das Rittergut der Familie Lüdecke, die aus dem Orte stammt und deren Name bereits in der erwähnten Urkunde von 1512 genannt wird.

Die neue Kirche ist in imitierten romanischen Formen ausgeführt. In einem Gewölbe stehen 8 Särge, ausserdem Teile eines Altarschreins mit der heil. Maria, Katharina und Barbara, sowie den 12 Aposteln. Es ging also eine mittelalterliche Kirche voraus. Die 3 sehr im Dunkeln aufgehängten Glocken haben 0,90, 0,65 und 0,43 m Durchmesser und stammen aus der Mitte des 17. Jahrhunderts.

Riedel A. 17, 149. 197. 198. 200 ff. B. 3, 335. 336.
Cod. Dipl. Alvensl. II Nr. 412. 504. 559. 595. 657. Nachtrag Nr. 49, 56. III Nr. 76. 78. 417. 608. S. 572.

Schwiesau.

[1301 Zuisowe, 1420 swizow, swisow, swysow, 1457 Swysou, 1494 Swissow 1498. 1506 Swisou, -ow, 1543 Swyssow, -ou, 1598 Schwiesau, 1646 Zwisau.]

Kirchdorf von 450 Einw., 12 km nordwestlich von Gardelegen, Filial von Breitenfelde.

Durch Schenkung der Markgrafen Otto, Konrad und Johann kam Zuisowe 1301 mit Buzkowe (= Buckow vgl. Wüstungen A.) an das Kloster Neuendorf. Vorher hatte es der Ritter Hennig von Buzt zu Lehen gehabt. In den Schadensrechnungen von 1420 kommt Schwiesau wiederholt vor, auch ausdrücklich als Klosterdorf bezeichnet. Am Schlimmsten erging es dem Dorfe an der Valentinsnacht 1418 (?)[1], an welcher es mit dem benachbarten Buckow niedergebrannt und ausgeplündert wurde. Heise von Steinfurt, Peter Kotze etc. waren die Führer und hatten das Banner des Erzstiftes bei sich. Der Schaden wurde auf 200 Schock böhm. Groschen geschätzt. In derselben Nacht wurde auch Wiebke niedergebrannt und ausgeraubt von Peter Kotze, dem Hauptmann des Erzstifts. Dieselbe Richtung haben mehrere jener Fehdezüge genommen; auch 1417 waren bei Schwiesau, Buckau und Wiebke Gardelegener Bürgern und Geistlichen Rinder und Schafe geraubt.

In dem Bestätigungsbrief für die Besitzungen des Klosters Neuendorf von 1457 steht Swysou unter den Klosterdörfern, ebenso im Alvenslebenschen Verpfändungsconsens von 1506. In einem Grenzvergleich von 1494 zwischen Busso von Alvensleben und dem Kloster Neuendorf werden die Bewohner von Swissow als „Menne“ des Gotteshauses bezeichnet, auch wird erwähnt, dass dieselben die Buckoweschen Marken benutzen. Mit dem Braunschweigischen Amt Klötze fanden 1498 und 1543 solche Grenzregulierungen seitens des Klosters bezüglich des Dorfes Schwiesau und der Feldmarken Buckow und Gaddow statt. (Buckow gehört dem Kloster Neuendorf, Gaddow zum Amt Klötze, vergl. Klötze und

[1] Die richtige Jahreszahl ist in den Schadensrechnungen von 1420 nicht immer sicher zu ermitteln, auch sonst laufen mehrfache Ungenauigkeiten und Widersprüche mit unter.

Wüstungen A.). Nach der Säkularisation des Klosters verkaufte Valentin von Alvensleben-Gardelegen die Dienste und Pächte, welche die Vogtei Gardelegen aus den Klosterdörfern Neuendorf, Hemstedt, Algenstedt, Lüffingen, Cassiek, Jävenitz, Zienau und Schwiesau gehabt, an den Kurfürsten Johann Georg für 6000 Thaler, welchen Kauf Kurfürst Joachim Friedrich 1598 bezeugt. Doch hat nach dem Lehnsbrief des Kurfürsten Friedrich Wilhelm für Valentin Joachim von Alvensleben 1646 der letztere noch 2 Schock Eier und einen Bock aus Zwisau.

Die Kirche ist von Fachwerk erbaut und besitzt 3 Glocken aus neuester Zeit vom Glockengiesser J. A. Jancke in Leipzig, denen ältere vorausgegangen waren.

Riedel A. 22, 377. 6, 159. B. 3, 335. 341. 345. 347. Suppl. 366. 381 ff. Cod. Alvensleb. II Nr. 620. III Nr. 759. 1085.

Seethen.

[1380. 1384 Sethen, 1409. 1418. 1449 Zeten, 1420 zoten, 1506 Cseten, 1447. 1457. 1498. 1515. 1555 Seten und Sethen, 1540 Szeten, 1578 Sethen.]

Kirchdorf von 219 Einw. (mit dem eingepfarrten Lotsche 313), 14 km ostnordöstlich von Gardelegen, Filial von Lindstedt. Das Kloster Neuendorf erwirbt 1380 durch Kauf vom Knappen Hans Mowerin (vgl. Hemstedt) $1^1/_2$ Wsp. Roggen aus einem Hofe zu Sethen nebst dem Gericht über diesen Hof. Der Bürger Wilke Schulte zu Gardelegen verschreibt seiner Tochter, einer Neuendorfer Klosterfrau 1384 Einkünfte aus der Mühle zu Sethen auf Lebenszeit. Im Jahre 1418 wird Zeten mit Algenstedt, Cassiek etc. von Friedrich I. dem Kloster Neuendorf mit den bei Cassiek erwähnten Vorbehalten vereignet. Im gleichen Jahre wurden zoten und latzeke von Peter Kotze u. a. durch Raub und Brand um 200 Schock böhm. Gr. geschädigt. Die von Alvensleben-Gardelegen hatten ebenfalls Besitzungen in Sethen. So entschädigen sie 1447 das Kloster für einen auf dessen Gebiet angelegten Teich durch Überlassung von Einkünften aus Seten. Bei der Erwerbung des Klosterhofes zu Badingen 1449 giebt Werner v. Alvensleben ebenfalls Einkünfte aus Zeten in den Tausch. Im Jahre 1498 verkauft Dietrich von Alvensleben wiederkäuflich u. a. den Dienst zu Seten und latzk, und wenige Tage später sein Bruder Werner ebenso Hebungen aus denselben Orten an die von Lindstedt. Im Neuendorfer Bestätigungsbrief von 1457 steht Sethen neben Latsche unter den Klosterdörfern, dagegen im Verpfändungsconsens von 1506 Cseten und Laske unter den Alvenslebenschen Gütern. Die Mühle hat dem Kloster gehört, wie 4 Urkunden im Lindstedter Pfarrarchiv von 1513, 1515, 1544 und 1555 ausweisen. Nach den Visitationsrecessen von 1540 und 1578 haben auch die Vikarien der Domkirche zu Stendal in Szeten und Lasstzse bezw. Sethen und Laetzke Geldeinkünfte.

Das eingepfarrte Lotsche ist in der Regel neben Sethen genannt (Latzke by Zeten 1409); es darf nicht mit Latzke bei Estedt verwechselt werden, welches dem Hospital zum heil. Geist in Gardelegen gehört. Sethen ist nicht zu verwechseln mit der wüsten Feldmark Zeten in der Letzlinger Heide vergl. Wüstungen A.

Die Kirche bietet kein sonderliches Interesse. Der Altarraum ist abgerundet, die einzige Glocke neu.

Riedel A. 6, 159. 17, 191. 22, 400. 403, B. 3, 346. Suppl. 358. 364. 366. 386.
Cod. Alvensleb. II Nr. 268. 643. 644 Abschiede der 1540—42 in der Altmark gehaltenen ersten Generalkirchenvisitation Heft II, 114. III, 213.

Seggerde.

[c. 1226 seggerde, c. 1250 Secgherde, 1311 Secgerde, 1344—65 seggerde, 1369 zegerde, 1564 Seggerode, 1735 Segger.]

Pfarrdorf von 284 Einw., 29 km südwestlich von Gardelegen, mit dem Filial Everingen (vgl. d. Art.).

Das Dorf findet sich zuerst im Lehnsregister Luthards v. Meinersen von c. 1226, wonach Günzel von Bärwinkel seggerde et duo molendina et unum inferius villae zu Lehen tragen. Nach dem älteren Güterverzeichnis von Walbeck von c. 1250 hat dies Stift zu Secgherde 6 Mark 24 solidi jährlich.[1] Nach dem Halberstädter Lehnsregister von 1311 haben die Brüder Johann und Otto von Secgerde die Mühle und eine Hufe daselbst von Halberstadt zu Lehen. Das Lehnbuch Herzog Otto's von Braunschweig von 1318 nennt Otto von Seckerde mit einem Hof und 3 Hufen daselbst als Lehnsträger Braunschweigs, das Lehnbuch der Herzöge Magnus und Ernst von Braunschweig von 1344—65 Heinrich von segghherde und seine Brüder mit 8 Hufen und 6 Höfen in seggerde, das Lehnbuch des Herzogs Magnus von c. 1369 Grube von Zegerde mit 2 Hufen und 2 Höfen zu zegerde. In den Fehden von 1412—20 kommen Otto und Ermbrecht von Segerde (Seggerde) doch ohne Nennung ihres Wohnsitzes mehrfach auf Seite der Magdeburgischen vor, z. B. 1416 bei der Plünderung des Dorfes Zienau. Im Jahre 1480 wird Claus von Seggerde mit Seggerde und Zubehör vom Bischof von Halberstadt belehnt. Der Ort gehörte zum Halberstädtischen Amt Weferlingen, stand jedoch (ebenso wie Walbeck) in etwas loserer Beziehung zu Weferlingen als die übrigen Amtsdörfer. Dem Geschlecht von Seggerde entstammten mehrere Walbecker Domherren. Bis nach Mitte des 16. Jahrhunderts werden die Brüder Joachim und Johann von Seggerde genannt. Der letztere als Obrist, der erstere als Marschalk am Hofe Johanns von Küstrin. Noch bei den Visitationen von 1564 und 1589 werden die v. Seggerde oder Seggerode als Patrone genannt. Bald darauf muss das Geschlecht erloschen sein. Walther hält dasselbe für identisch mit dem v. Spiegelschen Geschlecht, welches um 1600 in den Besitz von Seggerde kam und aus Westfalen stammt. Die Freiherren von Spiegel haben das Schloss modern umgebaut. Die Kirche ist 1692 neu erbaut und hat daher kein archäologisches Interesse. Die beiden Glocken sind in diesem Jahrhundert von W. und H. Engelcke gegossen und haben 1,22 und 0,99 m Durchmesser.

Riedel A. 17, 467 vgl. B. 3, 321. 344. 346. 392. C. 3, 458. A. 24, 243. 247 etc.
Sudendorf a. a. O. I S. 8. 168 II S. 42 III S. 284.
Harzzeitschrift III Heft 3. S. 636 ff. — Neue Mitteilungen etc. des Thüring. Sächs. Vereins etc. II S. 40—49.
Walther V S. 6. 7. 10. 11. 29. 48. 72. 86. 87. 88. 94. VI S. 107.
Behrends, Öbisfelde S. 197. 198. G. Nebe, a. a. O. S. 240. 241.

[1] In den späteren Güterverzeichnissen von Walbeck fehlt Seggerde.

Sichau.

[1360 Tczichow (?), 1420 czichow, Zichaw, sichow, 1554 Sichaw., 1585 Zichow].

Kirchdorf mit 165 Einw., 11 km westlich von Gardelegen, Filial von Mieste.

Im Jahre 1360 verkauften die v. d. Schulenburg an den Johanniterorden ihren Anteil an Gartow nebst Zubehör darunter halb Tczichow. Es ist jedoch nicht völlig sicher, ob Sichau damit gemeint ist. Nach einer Notiz bei Jerasius haben die Brüder Ludolf und Heinrich von Alvensleben 1427 Mieste, Miesterhorst und Zichtow an Matthias v. d. Schulenburg verpfändet. Wahrscheinlich ist jedoch hier Zichow = Sichau zu lesen, welches mit den beiden vorgenannten Dörfern schon früher in engerer Verbindung stand und noch jetzt mit denselben eine Parochie bildet. Dann wird es auch wie jene aus der v. Wederden'schen Erbschaft an das Alvenslebensche Geschlecht gekommen sein. Jedenfalls gehört Zichaw (sichow, czichow) in den Fehdezeiten von 1412—20 dieser Familie und wird 1418 und 1419 von den Magdeburgischen durch Raub und Brand hart geschädigt. Vor dem Dorfe waren 1416 einem Gardelegener Bürger 7 Schafe geraubt. Der Ort wird dabei einmal als zur Vogtei Gardelegen gehörig bezeichnet, fehlt jedoch im Verpfändungsconsens von 1506, wohl weil es nicht zum Anteil Dietrichs von Alvensleben gehört. Bei der Alvenslebenschen Erbteilung von 1554 fallen an Ludolf von Alvensleben auch Einkünfte aus Sichau. Es kam dadurch in nähere Beziehung zu Calbe, später Zichtau, mit dem es v. Mülverstedt wohl auch in dem Vergleich Ludolfs v. Alvensleben-Calbe mit seinen Unterthanen in Mieste, Miesterhorst und „Zichow“ von 1585 verwechselt. Vgl. Mieste.

Sichau hat durch die Trockenlegung des Drömling Schaden gelitten, vgl. Einleitung.

Die kleine Holzkirche bietet kein besonderes Interesse. In derselben befand sich bis 1867 das Epitaphium des Domherrn Busse Klamor von Alvensleben († 1595 in Genua), der in Calbe beigesetzt ist. Bei einer Restauration der Kirche zu Calbe wurde das Epitaphium nach Zichtau, von da nach Sichau gebracht, wo es lange beschädigt lag, bis es 1867 hergestellt und nach Uhrsleben gebracht wurde. Die einzige Glocke ist aus neuerer Zeit.

Riedel A. 6, 37. 25, 230. B. 3, 335. 336. 340.
Cod. Alvensleb. II Nr. 151. III Nr. 363, vgl. 362. 361 (Zuchau?). Nr. 692. 745.

Siestedt.

[c. 1226 cistede, 1314 Cystede, 1320 Cistede, c. 1450—1500. 1564 Sistede.]

Pfarrdorf bei Weferlingen von 312 Einw., 30½ km südwestlich von Gardelegen mit den Filialen Ribbensdorf und Klinze.

Der Ort wird zuerst im Lehnsregister Luthards von Meinersen von 1226 genannt, von dem Heinrich von berclinge 3 Hufen und filius remboldi 1 Hufe in cistede zu Lehn tragen. Ob das im Meinersen'schen Lehnsregister von 1274 genannte tsistede, wo Johann von Brunsrode 1 Hof zu Lehn trägt, Siestedt ist, muss dahin gestellt bleiben. Nach den Walbecker Statuten von 1314 hat das

Stift den Zehnten in Cystede, das Walbecker Güterverzeichnis aus dem 13. Jahrhundert hat noch keine Angabe darüber. Das Patronat von Cistede kam 1320 an das Kloster Gernerode, im 16. Jahrhundert haben es Besitzer von Weferlingen. Dagegen hat Walbeck den Zehnten des Ortes behalten, wie das Güterverzeichnis aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhundert, und die Meibom-Dingelstädtsche Chronik von Walbeck ausweisen. Siestedt gehörte zum Archidiakonat Eschenrode des Halberstädter Bistums. In politischer Hinsicht zu Weferlingen, dem Halberstädtischen Amt. Ob der in einer Öbisfelder Urkunde von 1395 genannte Ghedeke von Sestede mit Siestedt zusammenhängt, ist nicht ersichtlich.

Nach der Visitation von 1564 gehört das Patronat dem Hause Weferlingen und zählt Sistede 19 Hauswirte. Auch werden auf dem Kirchhofe 7 Wohnungen für arme Leute erwähnt, „Spieker" genannt.

An einem modern umgebauten Schiff befindet sich ein sehr dicker, alter, formloser Turm, auf welchem 3 Glocken von 1,05, 0,95, 0,70 m Durchmesser hängen. Die grösste und kleinste scheinen ihrer Form nach sehr alt zu sein. Beide sind ohne Schrift, nur sind an der grossen 4 gleich verteilte, roh in die Form eingeritzt gewesene Kreuze zu erkennen. Die mittlere ist 1696 gegossen.

Sudendorf I p. 9, vgl. p. 51. Neue Mitteilungen etc. des Thüring.-Sächs. Vereins etc II S. 53—54 vgl. Nachtrag zum Güterverzeichnis. Schmidt, Halb. Urkundenbuch III Nr. 2028, vgl. Anm. — Harzzeitschrift VI S. 295.
Meibom-Dingelstädt-Abel. Walbeckische Chronik, S. 131.
Walther a. a. O. V S. 72, 81 etc., vgl. VI S. 116. G. Nebe, a. a. O. S. 238. 239.

Solbke.

[1473 Solbecke, Solbeke, 1475 Solbecke, 1488. 1506 Solpke.]

Kirchdorf von 580 Einw., 7 ½ km westlich von Gardelegen, jetzt Filial von Berge, früher Pfarrdorf.

Im Alvenslebischen Lehnbriefe von 1473 wird Solbecke als Pertinenz von Calbe genannt, auch das Kirchenpatronat gehörte dorthin. Nach einer Beschwerdeschrift des Domkapitels zu Magdeburg von 1475 über durch die Altmärkischen erlittene Beschädigungen haben vor dem betreffenden Überfall die Letzteren in „Solbecke, des Er Bussen von Alvensleben, Ritters, Hauptmanns der Altmark ist" gelegen. In den Lehnsbriefen von 1488 und 1506 ist Solpke mit Kirchlehn ebenfalls als Pertinenz von Calbe genannt.[1] Endlich wird es urkundlich noch 1536 in einem Tauschvertrage der v. Alvensleben-Calbe unter einander genannt. Früher war Solbke Pfarrdorf und der Gardelegener Chronist Chr. Schultze erwähnt einen 1563 in Gardelegen hingerichteten Missethäter, der früher eine zeitlang Pfarrer in Solbke gewesen. Walther schreibt Solpke, erwähnt übrigens den Ort nur gelegentlich unter den am Rande des Drömlings liegenden Dörfern der von Alvensleben.

---

[1] Riedel hat 1506 Solczke, v. Mülverstedt 1488 Silpke, beides ist Schreib- oder Lesefehler. Das Heffter'sche Verzeichnis zu Riedel verwechselt ad A. 25, 427. Solbke mit dem Sckenk'schen Gut Silbeke = Zillbeck.

Die Kirche besitzt ein sehr altes massives Schiff mit gerade geschlossenem Altarraum und kleinen Fenstern. Der Turm ist nur von Fachwerk. Auf demselben befinden sich 2 Glocken von 0.83 und 0.68 m Durchmesser, die grössere 1863 von Johann Wettig in Osterburg gegossen, die kleinere mit der Minuskelinschrift:

o rex glorie christe veni, amen

Riedel A. 17, 149. 197. 198. Cod. Alvensleb. II, 2. Nachtrag Nr. 14. — Nr. 412. 559. III Nr. 42. 263. Chr. Schultze a. a. O. S. 101. Walther VII S. 96.

Staats.

[1254 Stazcits, 1278 Statyzt, 1291. 1335. 1345 Staz, 1317 Staaz, 1409. 1420 Stacz, stacz, 1448 staass, 1457. 1498 Statz, 1540 Statz(e), 1578 Staetz.]

Pfarrdorf von 251 Einw., 17 km östlich von Gardelegen, eingepfarrt Börgitz und Wendisch-Börgitz (vgl. Wüstungen B). Markgraf Otto schenkt u. a. das Dorf Stzacits 1254 mit allem Zubehör dem Kloster Neuendorf auf Wunsch der bisherigen Lehnsträger, die aber nicht genannt werden. Ebenso findet sich Statyzt (wie auch Borevyz) im Bestätigungsbriefe der Markgrafen Johann, Otto und Konrad von 1278. Die beiden letztgenannten verkaufen 1291 dem Kloster 90 Morgen Forst bei Staz. Waldemar schenkt dem Kloster 1317 dazu das oberste Gericht der Dörfer Staaz und Borviz. Dennoch haben auch andere dort Einkünfte. Herzog Otto von Braunschweig verkauft 1335 dem Kloster Hebungen aus dem Dorfe und der Mühle zu Staz und aus der Mühle zu Borviz; weitere Hebungen ebenda und anderwärts vereignet 1345 Ludwig der Ältere dem Kloster. In den Fehden von 1412—20 werden einem Stendaler Bürger zu Stacz Schafe geraubt, desgleichen dem Kloster Neuendorf zweimal 1416 und 1418. Beide Male jagten die Bauern von Staats mit den Nachbarn den Räubern nach. Das erste Mal vergeblich, ja es wurde ihnen ein Mann erschlagen; das zweite Mal jagten sie den Magdeburgischen den grössten Teil des Raubes wieder ab, verloren jedoch 2 Pferde. Übrigens waren Staats und Börgitz erst wenige Tage zuvor von Flechtingen aus um 100 Schock böhm. Gr. geschädigt. Die Bewohner von Stacz haben mit denen von Ottersburg (vgl. den Art.) etc. gewisse Ländereien in Pacht, welche Pacht 1409 der Dompropstei Stendal von Markgraf Jobst vereignet wird. Ebenso einen Teil der Feldmark Vinzelberg, dessen Abgaben Markgraf Friedrich 1448 an Friedrich und Gerken von Meistorpp in Vinzelberg verkauft. Im Bestätigungsbrief von 1457 stehen Statz und Bornitze unter den Klosterdörfern. Dietrich von Alvensleben-Gardelegen hat 1498 Getreidehebungen zu Statz und Borgitz wiederkäuflich verkauft, die er binnen 3 Jahren einzulösen verspricht. (Vgl. Sethen). Nach den Visitationsrecessen von 1540 und 1578 haben die Vikarien des Doms zu Stendal in Statz und Borgitz Einnahmen an Roggen und Gerste. Also auch hier recht complicierte Besitzverhältnisse.

Die Kirche ist vor etlichen Jahren neugebaut und ohne archäologisches Interesse; die beiden Glocken sind neu.

Riedel A. 22, 370. 372. 376. 381. 387. 390. 5, 170. 17, 191. 25, 341. B. 3, 332. 337. 347. Suppl. 366. — Cod. Alvensleb. II Nr. 642. 643. Abschiede etc. H. II, 112.

Trippigleben.

[1121 Droploge, 1394 Tribbecleue, 1737 Tripleben].

Kirchdorf von 301 Einw., 16 km westlich von Gardelegen, Filial von Jeggau.

In der Urkunde Bischof Reinhardts von Halberstadt vom Jahre 1121, durch welche derselbe die Besitzungen des zerstörten Klosters Calbe dem Lorenzkloster vor Schöningen vereignet, ist nach der neusten Untersuchung der hinter Estedt und Ackendorf bei Gardelegen genannte Ort für Oroploge Droploge zu lesen und somit sehr wahrscheinlich Trippigleben gemeint. Im Jahre 1394 verkauft Gebhard von Berenbruke u. a. das Dorf Tribbecleue den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg. Vgl. Kökte, Breitenfeld. Dadurch wurde der Ort ein Zubehör des späteren Amtes Klötze (Braunschweig-Lüneburgisch) und kam mit demselben 1815 wieder an Preussen. Walther schreibt Tripleben und berichtet über einen Streit des Dorfes mit Öbisfelde über die Benutzung des Drömlings. Trippigleben wurde dabei von dem Braunschweigisch-Lüneburgischen Amtmann Kove vertreten; der Streit ist 1711 durch einen Recess geschlichtet. Der im Riedelschen codex öfter genannte Ort Dropleghen, Dropleue ist die frühere Wüstung und das jetzige Vorwerk Trippleben bei Bombeck bezw. Salzwedel.

Die Kirche ist eine Fachwerkskirche aus der Neuzeit, doch enthält sie die Reste eines mittelalterlichen Altarschreins. Die beiden Glocken haben 0,69 und 0,52 m Durchmesser, sie sind ohne jede Inschrift und daher wohl von hohem Alter.

Riedel A. 17, 428, vergl. A. G.V. 21, Heft 1 S 15. — Sudendorf VII Nr. 341. Walther VII S. 17. 47. 48. 86 ff. Behrends, Öbisfelde S. 203.

Trüstedt.

[1382 Trustede].

Pfarrdorf mit 252 Einw., 8 km ostnordöstlich von Gardelegen. Gerhard von Wedderde zu Calvörde und sein Sohn Gerhard verkaufen 1382 die Dörfer Trustede und Sadenbeke für 48 Mark brandenb. Silb. dem Kloster Neuendorf. Trüstedt fehlt im Bestätigungsbrief des Klosters von 1457, wie aber auch andere Dörfer (vgl. Kloster Neuendorf). Sadenbeck ist als wüstes Dorf genannt, ebenso wird 1463 die wüste Kirche zu Sadenbeck dem Kloster incorporiert. Trüstedt fehlt auch in den Schadensrechnungen von 1420 über die Fehden von 1412—20. Wahrscheinlich war der Ort damals schon wüst und die nach demselben sich nennende Familie nach Gardelegen gezogen. Als Gardelegener Patriciergeschlecht werden die Trüstedts von Anfang des 15. Jahrhunderts an oft genannt. Johannes und Nicolaus Trüstedt waren zur Zeit der Einführung der Reformation Bürgermeister. Bonifacius Trüstedt liess mit Paul v. d. Horst 1558 den nördlichen Anbau an der Marienkirche aufführen. Vgl. Gardelegen. Der Ort Trüstedt erstand nach der Reformation wieder als Vorwerk des Amtes Neuendorf; als Dorf unter König Friedrich I., welcher 15 Familien geflüchteter französischer Reformierten dort ansiedelte, auch die alte Kirche herstellen liess, welche 1708 vom Hofprediger Jablonsky eingeweiht wurde. Die französischen Ansiedler konnten jedoch in Trüstedt nicht recht heimisch werden und machten bald deutschen Platz. Nach den Pfarrakten zu Kloster Neuendorf war der reformierte

Prediger geblieben, die nächsten Nachfolger der französischen Ansiedler jedoch bis auf einen lutherisch. Daraus entspann sich ein Streit zwischen dem reformirten Pfarrer von Trüstedt (Holzhalb, ein Schweizer) und dem lutherischen von Kloster Neuendorf (Rimpler), der die cura über die lutherischen Trüstedter hatte. Später wurde das reformierte Element durch neue Ansiedlung vertriebener Konfessionsgenossen deutscher Abstammung verstärkt. Pfarre und Kirche blieben reformiert, letztere wurde von den Lutheranern aber mitbenutzt. Die Vereinigung beider Bestandteile der Gemeinde brachte die Union, doch blieb die Pfarrstelle reformiert, die einzige des Kreises, was jedoch im Grunde nur bezüglich der Zugehörigkeit zur Wittwenkasse noch von Bedeutung ist. —

Der Turm der Kirche ist sehr alt, das Schiff modern, die einzige Glocke von Gusseisen.

Riedel A. 22, 401 vgl. Suppl. 366. Cod. Alvensleb. II Nr. 331. — D. Bauke a. a. O. S. 292—297. Steinhart II S. 295. 296. — Kl. Neuendorfer Pfarrakten. — Sadenbeck vgl. Wüstungen B.

Vinzelberg.

[1375 Vinselberge, 1499 Fynselberge, Vinselberge, 1409 vinczelberghe, 1420 finczelenberge, 1433 vincelberg, 1448 vinczelberch, 1470 Vinsselberg 1481 Finzelberghe, 1513 vintzelberghe, 1540 Vintzelberg(gk), Fintzelberg, 1551 Vintzelbergk.)

Kirchdorf mit 381 Einw., 19 km östlich von Gardelegen, jetzt Station der Lehrter Bahn, Filial von Käthen.

Nach dem Landbuch Karls IV. haben Friedrich von Engersleven, dessen Geschlecht vielleicht mit dem von Engersbu in Gardelegen identisch ist, und Hinrich von Valkfelde den Hauptbesitz vom Landesherrn zu Lehen. Einzelne Stendaler Bürger, ferner Hans Stake zu Gardelegen haben andere Einkünfte. Der Pfarrer hat 2 Hufen. Vinzelberg war eine selbständige Pfarre, wie denn auch 1481 ein verstorbener Pfarrer Tile Jackensticker genannt wird. Die Hälfte des Dorfes, wahrscheinlich den Anteil der von Volkfelde, haben später die von Bust und verkaufen ihn 1399 nebst dem Dorfe Volkfelde an Kloster Neuendorf. Anscheinend hat das Kloster diesen Besitz später wieder veräussert. Nach den Schadensrechnungen von 1420 wurden 1418 zu finczelenberge dem Heinrich Mestorf von den Magdeburgischen die Pferde geraubt. Die von Mestorf oder Metzdorf auch Meistorf erwarben 1448 weitere Besitzungen in vinczelberch. Andererseits haben Stendaler Bürger und pia corpora fortdauernd in Vinzelberg Besitzungen, wie bezüglich der letzteren die Visitationsrecesse Stendals wiederholt ausweisen. Vinzelberg selbst wurde von Tangermünde aus visitiert. Als Patrone sind die Metzdorf 1540 wie noch 1600 angegeben; Volgfelde war Filial, 1551 auch die Pfarre Käthen von dem Pfarrer von Vintzelberg versehen. Noch 1600 ist Vinzelberg selbständige Pfarre. Die von Metzdorf sind 1659 ausgestorben. Danach ist das Rittergut durch verschiedene Hände gegangen, bis es im Anfange dieses Jahrhunderts vom Landrat von Kröchern erworben wurde.

Die nach dem Orte sich nennende, vom 14. Jahrhundert an vielgenannte Familie von Vinzelberg hatte schon zur Zeit des Landbuchs Karls IV. keinen Besitz mehr in dem Dorfe.

Die Kirche ist neu erbaut an Stelle der alten; auch die beiden Glocken sind neu.

Riedel A. 5, 170. 264. 265. 14, 393. 15, 246. 16, 218. 22, 408. 25, 341. B. 3, 341. Suppl. 368. 459. — Fidicin, Landbuch etc. S. 230. A. G. V. 15 S. 3—18. — Abschiede der ersten Generalkirchenvisitation etc. Heft I, 77 II, 58. 68. 89.

Volgfelde.

[1191 Folckfelde, 1252, 1278 Volcuelde, 1375 Walkfelde, Valkfelde, 1377 Volckfelde, 1399 Volkvelde, -felde, 1420 volkffelde (voluelde), 1472 Volkfeld, 1518 folckfelde, 1540 Folckfeld].

Kirchdorf von 286 Einw., 17½ km östlich von Gardelegen, Filial von Staats.

Das Dorf ist sehr alt. Schon vor dem slavischen Einfall hat das Kloster Königslutter dort 2 Hufen besessen, die Graf Heinrich von Gardelegen 1191 demselben aufs Neue bestätigt. In Beziehungen zum Kloster Neuendorf erscheint Volcvelde 1252 zuerst, wo Gerhard v. Wederde dem Kloster dort 4 Hufen überlässt. Die Markgrafen Johann, Otto und Konrad bestätigen 1278 dem Kloster 3 Wsp. Roggen. 1345 verleiht Markgraf Ludwig der Familie Gropkin unter anderen altmärkischen Besitzungen 1 frustum in volgenold, wofür wahrscheinlich volgeuold zu lesen und worunter Volgfelde zu verstehen ist. Nach dem Landbuche Karls IV. sind die Besitzverhältnisse ausserordentlich kompliciert. Achim und Heinrich Valfelde und Wilkin Schulte haben den Hauptbesitz, eine ganze Reihe von Gardelegener Bürgern kleinere Hebungen, auch die von Lüderitz und Andere. Der Besitz des Klosters Neuendorf ist noch ziemlich gering. Das Stift Tangermünde erhält 1377 in Volckfelde 2½ frusta. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts haben Heinrich Ellerzell und andere den Hauptlehnsbesitz, den sie im Juni 1399 an Heinrich v. Bust und dieser nebst Fritze v. Bust im Oktober 1399 an das Kloster Neuendorf verkaufen. Markgraf Friedrich vereignet 1418 Volkuelde mit Algenstedt, Cassiek etc. unter den bei Cassiek erwähnten Bedingungen ausdrücklich dem Kloster, wie denn auch 1457 Volkfelde unter den Klosterdörfern genannt ist. Die Schulten von volkffelde unternehmen 1418 mit Jan Bust und anderen einen Zug nach Wolmirstedt und als kurz darauf die Magdeburgischen Volgfelde, Staats und Börgitz heimsuchten, beteiligen sich die Bauern von Volgfelde bei dem Zuge, durch den die Bewohner dieser Dörfer den Magdeburgischen einen Teil des Raubes abjagen. Vgl. Staats. Gherd Lüderitz hat 1420, Heine Konide zu Gardelegen 1472, die von Lindstedt 1498, 1513, 1518 dort Einkünfte. Der Hauptbesitz verblieb jedoch dem Kloster Neuendorf, weshalb es landesherrlichen Patronats wurde und 1579 ausdrücklich als ins Amt Neuendorf gehörig bezeichnet ist. Ursprünglich scheint Volgfelde eine eigene Pfarre gewesen zu sein, war es jedoch schon 1375 nicht mehr, da im Landbuche die 3½ Pfarrhufen als wüst bezeichnet sind. Bei der Visitation von 1540 ist es Filial der Pfarre Vinzelberg.

Die Kirche ist alt aber ohne besonderes Interesse, die beiden Glocken von geringerer Grösse haben keine Inschrift.

Riedel A. 6, 140. 465. 16, 23. 17, 436. 22, 369. 372. 408. 25, 120. 130. 464. B. 3, 316. 347. C. 1, 72. Suppl. 358. 366. Cod. Alvensleb. II Nr. 342. Fidicin, Landbuch S. 247. Abschiede etc. Heft 1. S. 78. 79. H. II. 93.

Vollenschier.

[1251 Volenschere, 1375 Volentscher, 1391 volenscher, 1409 bolenscher, 1484 voldenscher, 1506 Voldenscher, 1646 Woldenscheer.]

Kirchdorf von 115 Einw., 19 km östlich von Gardelegen, Filial von Staats.

Das Kloster Neuendorf giebt 1251 die wüste Feldmark Vetwene den civibus de Volenschere für 5 Wsp. jährlich für immer in Erbpacht, es sei denn, dass das Dorf Vollenschier durch Krieg gänzlich zerstört würde. Im Landbuche von 1375 wird erwähnt, dass Volentscher zerstört gewesen sei und man eben wieder 5 Bauern angesiedelt habe. Zehnten und Gefälle haben die Gebrüder Ebeling (zu Stendal) und der Propst zu Neuendorf, auch je die Hälfte des Gerichts; die von Lindstedt das Gericht über 2 Höfe. Doch wird es bald wieder wüst. Deshalb verkaufen 1391 die Ebeling mit Erlaubnis des Archidiakonus des Balsamgau's eine kleine Glocke, welche der Kirche in volenscher gehört hat, dem Domstift zu Stendal. Für den Fall, dass Vollenschier wieder aufgebaut wird, soll das Stift die Glocke wieder hergeben und wollen die Ebeling den Kaufpreis wieder erstatten. Im Jahre 1409 werden wieder Bewohner (villani) von bolenscher erwähnt (vgl. Ottersburg, Staats), doch 1484 voldenscher wieder als wüste Dorfstätte bezeichnet. Dieselbe wird, nachdem sie zuvor die v. Gohre gehabt, vom Kurfürsten Johann an Gebhard v. Alvensleben zu Gardelegen verliehen. Werner von Alvensleben verkauft 1484 eine jährliche Hebung von 16 fl. aus der wüsten Feldmark Vollenschier an Hans v. Lüderitz. Im Verpfändungskonsens von 1506 wird unter den Alvenslebenschen Dörfern, die zur Vogtei Gardelegen gehören, auch Voldenscheer genannt. Es wäre möglich, dass, wie Bauke erwähnt, damals wieder ein Ansiedlungsversuch gemacht wurde. Jedenfalls hatte derselbe auch keinen Bestand, denn im Lehnsbriefe des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von 1646 wird Woldenscher wieder als wüstes Dorf bezeichnet. Erst in neuerer Zeit ist der Ort wieder erstanden und hat sich, besonders seit er in den Besitz des Geschlechts v. Kröchern gekommen ist, wieder gehoben.

Die Kirche ist von den v. Kröchernschen Geschwistern in den siebenziger Jahren neuerbaut und 1877 eingeweiht, ein Kunstwerk seltener Art, aber natürlich ohne archäologisches Interesse. Auch die beiden Glocken sind neu.

Das nach dem Dorf genannte Geschlecht hat zur Zeit des Landbuchs keinen Besitz mehr in demselben, und überhaupt lässt sich ein solcher, soweit die Urkunden reichen, nicht mehr nachweisen.

Riedel A. 5, 143. 170. 6, 159. 17, 170. 22, 368.
Cod. Alvensleb. II Nr. 532. 623. III Nr. 41, 1085. Fidicin, Landbuch S. 243.
D. Bauke, S. 303. 304.

Walbeck.

[Thietmar v. Merseburg Wallibiki, Willibizi. Annal.—Saxo Walbike, Waldbike. 1146 Walbeca, 1158 Wallebhec, 1195 Walbike, 1198 Walbeke, 1234 Wallebecke, 1236 Wallebeke, 1250 Walbeke, Wallenbeck, 1314, 1395 Wallibike. Meist Walbeke].

Der Marktflecken Walbeck, $35\frac{1}{2}$ km südwestlich von Gardelegen, mit 1241 Einw. (vor 20 Jahren 1308) ist ein alter niedersächsischer Ort an der Aller,

welcher seinen Namen ohne Zweifel von dem dort in die Aller fliessenden Waldbach hat, wie die unten angeführte Stelle bei Thietmar zeigt. Der Name wird in mittelalterlichen Urkunden meist Walbeke auch Walbecke geschrieben, abweichende Schreibarten sind oben angegeben. Einige Urkunden und die Visitationsakten des 16. Jahrhunderts schreiben Walpke; im Volksmunde wird der Ort noch jetzt so genannt. Walbeck gehörte zum Stift bezw. Fürstentum Halberstadt und ist beachtenswert als Sitz eines namentlich im 10. und 11. Jahrhundert hervorragenden Grafengeschlechts und als Stätte eines von diesem dem sächsischen Königshause verwandten Geschlecht gegründeten Domherren- oder Kollegiatstifts. Die romantische Lage von Walbeck, welches zur Zeit seiner ersten Besiedelung von dichten Wäldern umgeben war, von denen jetzt noch einige grössere Reste zeugen, die Fruchtbarkeit der Umgegend und die Gelegenheit, auf steilen Anhöhen ein festes Schloss zu erbauen, muss frühzeitig zur Begründung eines Grafensitzes aufgefordert haben. Der erste Graf von Walbeck, den die Geschichte nennt, ist Lothar oder Luther I., welcher unter König Heinrich I. 929 in der für die Deutschen siegreichen Schlacht bei Lenzen gegen die Slaven fiel.[1] Sein Sohn Lothar II. ist der Begründer des Stifts Walbeck. Nach dem Bericht seines Enkels, des berühmten Chronisten Thietmar, Bischofs von Merseburg, wollte Lothar durch diese Stiftung die Schuld seiner Beteiligung an einer Verschwörung gegen das Leben Ottos des Grossen sühnen. Seine Genossen hatte der König hinrichten lassen, ihn nach einjähriger Verbannung begnadigt. Thietmar schreibt über die Begründung des Stifts folgendes: „Mein Grossvater Liuthar, von dem ich oben geredet habe, dachte nach dem Vergehen, das er sich gegen seinen Herrn und König hatte zu schulden kommen lassen, ernstlich daran, von diesem Makel sich zu reinigen. Daher erbaute er an einem Orte Namens Waldbach (qui rivus dicitur silvaticus) der heiligen Mutter zu Ehren ein Kloster, in welches er den Willigis als Propst einsetzte, indem er den Brüdern zu Kleidung und Nahrung den zehnten Teil seines Vermögens schenkte."

Das Gründungsjahr giebt Thietmar nicht an. Da aber jene Verschwörung gegen Otto I. gewöhnlich ins Jahr 941 oder 943 verlegt wird, so dürfte die Gründung des Stifts um das Jahr 945 stattgefunden haben. Möglicherweise hat sich jedoch dieselbe noch länger verzögert. Willigis müsste sonst sehr lange Propst gewesen sein, denn nach Thietmars folgenden Worten starb er erst nach dem Stifter Lothar, dessen Tod etwa 986 oder 982 zu setzen ist.[2] Die Einweihung der Kirche setzt Meibom S. 7 auf Grund einer Halberstädter Chronik ins Jahr 996, von Quast[3] ins Jahr 997. Indessen hatte Walbeck damals nachweislich bereits seinen dritten Propst und es ist nicht anzunehmen, dass die Weihe der Kirche so lange verzögert sei. Daher hat schon Dingelstädt zu Meibom wohl mit Recht bemerkt, dass hier eine Verwechselung mit dem Kloster Walbeck im Mansfeldischen vorliege, welcher Bemerkung auch Abel zustimmt. Lothar (II.)

---

[1] Thietmar I cap. 6, vgl. „Braunschweigische Anzeigen" 1748 Stück 78, § 6.

[2] Thietmar VI cap. 30, vgl. cap. 51. Vgl. Dingelstädts Bearbeitung der Meibomschen. Chronik S. 14. 15. Ferner die „Braunschweigischen Anzeigen" von 1748 Stück 77 § 3. — Die Chronologie des Grafen v. Walbeck bietet viele noch ungelöste Schwierigkeiten.

[3] Korrespondenzblatt des Altertumsvereins XIV, 4.

selbst liegt in der Kirche begraben. Von seinen Söhnen ist Lothar (III.) der bekannteste geworden. Er wurde nach 983 an Stelle des abgesetzten Markgrafen Dietrich Markgraf der Nordmark und kämpfte tapfer aber mit wechselndem Glück gegen die Slaven. Die vom Erzbischof Gieseler von Magdeburg preisgegebene Feste Arneburg konnte er 997 nicht retten. Er starb 1003 und ist im Kölner Dom beigesetzt. Seine Witwe wusste seinem Sohne Werner die Nachfolge in der markgräflichen Würde zu sichern. Derselbe wurde jedoch später, weil er seinen Feind, den Grafen Dedo in der Nähe von Mose bei Wolmirstedt überfiel und erschlug, vom Kaiser seines Amtes entsetzt. Er wurde nach seinem Tode in der Walbecker Stiftskirche beigesetzt, wie auch seine vor ihm gestorbene Gemahlin Luidgarde. — Der andere Sohn Lothars II, Siegfried, ebenfalls ein tapferer Kriegsmann und treuer Diener der Kaiserin Adelheid, ist der Vater einer ganzen Reihe von Söhnen, unter denen der Chronist Thietmar, Bischof von Merseburg, der bekannteste ist. Siegfried starb zu Walbeck schon 990, kurz darauf noch im gleichen Jahre seine Mutter Mathilde. Seine Witwe Kunigunde (aus dem Geschlecht der Grafen von Stade) und ihre, wie es scheint, sämtlich noch unmündigen Söhne wurden von dem Bruder des Verstorbenen, dem Markgrafen Lothar von der Nordmark, vielfach bedrängt, worüber Thietmar wiederholt klagt. Von diesen Söhnen wurde Siegfried Bischof von Münster, Bruno Bischof von Verden, Heinrich, ein tapferer Krieger, starb zu Walbeck, Friedrich wurde Burggraf zu Magdeburg. Dem Letzteren folgten in derselben Würde nach Hoffmann[1] nach einander seine beiden Söhne Konrad und Meinfried, dann, nachdem Meinfried 1080 bei Flarchheim gefallen war, dessen Sohn Hermann. Dieser starb 1119 und scheint der Letzte aus dem Geschlechte der Grafen von Walbeck gewesen zu sein. Allerdings erwähnt Meibom noch einen Grafen Siegfried von Walbeck, der im Heere Kaiser Lothars 1137 vor Bari in Apulien fiel, und dem zu Ehren der Kaiser dem Stifte Walbeck einen goldenen Kelch geschenkt haben soll, welcher zu Meiboms Zeit noch vorhanden war. Doch ist die Abstammung dieses Siegfrieds sehr zweifelhaft.[2]

In der Reihe der Söhne des Grafen Siegfried v. Walbeck verdient der oben nur beiläufig genannte Thietmar, Bischof v. Merseburg, noch besondere Berücksichtigung. Derselbe wurde am 25. Juli 976 geboren, vielleicht zu Halberstadt. Doch beweist seine Mitteilung, dass Bischof Hilliward von Halberstadt ihn getauft habe, über den Ort seiner Geburt nichts. Früh zum Geistlichen bestimmt, wurde Thietmar im 10. oder 11. Lebensjahre von seinem Vater dem Abt Ricdag (II) von St. Johannis (Kloster Bergen) zu Magdeburg zur Erziehung übergeben und drei Jahre später 989 der geistlichen Bruderschaft von St. Mauritius daselbst einverleibt, d. h. er wurde Canonicus des Magdeburger Domkapitels. Der bald darauf erfolgte Tod seines Vaters setzte auch Thietmar für die Folgezeit den Bedrückungen seines Oheims, des Markgrafen Lothar, aus. Doch gelang es ihm 1002 die

[1] Geschichte der Stadt Magdeburg Bd. 1 S. 104 vgl. S. 110. Dagegen vgl. Meibom pag. 38 ff., Meibom-Dingelstädt-Abel S. 49. 51. 52. 54.

[2] Meibom pag. 40 41. Meibom-Dingelstädt-Abel S. 87. 88. — Auf eine ausführlichere Untersuchung dieser Frage und anderer Schwierigkeiten in der Geschichte des Walbecker Grafengeschlechts müssen wir hier verzichten.

schon länger erstrebte Würde eines Propstes von Walbeck zu erlangen; wie er selbst gesteht, durch ein bedeutendes Opfer an seinen Oheim, wofür er sich selbst der Simonie anklagt. Im Jahre 1009 wurde Thietmar vornehmlich durch die Gunst des Erzbischofs Tagino von Magdeburg Bischof von Merseburg und bekleidete dieses Amt bis zu seinem 1018 am 1. Dezember (nach anderen 1019) erfolgten Tode. Als Bischof hat er die 8 Bücher seiner Chronik geschrieben, eine trotz aller Mängel höchst wertvolle Quelle der Geschichte der Sachsenkaiser, namentlich Heinrichs II. bis 1018, um so mehr als er selbst als Propst von Walbeck und Bischof von Merseburg handelnd mitwirkte. —

Wo das Schloss der Grafen von Walbeck gelegen hat, lässt sich nicht mehr genau feststellen, doch hat es wahrscheinlich auf demselben steilen Berge wie das Stiftsgebäude, von dem noch Reste zu sehen sind, gestanden. Die erste Anlage brannte am 10. August 1011 ab und ging mit 4 Kirchen (d. h. wohl incl. Kapellen) sammt allen Glocken und den dazu gehörigen Gebäuden in den Flammen unter, wie Thietmar VI, 40 schreibt „zur Strafe meiner Sünden." Die Zeit des Wiederaufbaues ist nicht bekannt. Die jetzt noch sichtbaren Reste einer basilikalen Anlage zeigen einen reinen Massivbau. Nach den alten Bauformen scheint es, dass man sofort an den Neubau gegangen ist. Wenn auch Thietmar die Stiftung Kloster nennt, so ist doch dieser Ausdruck allgemein für geistliche Stiftung zu fassen. Walbeck ist nie ein Mönchs- oder Nonnenkloster gewesen, sondern stets ein Kollegiatstift regulierter Chorherren.

Die Walbecker Urkunden sind äusserst spärlich, wie festgestellt ist, durch Schuld des letzten katholischen Dechanten, der vor seinem Tode alle wichtigen Akten verbrannte. Urkundliche Nachrichten finden sich daher nur vereinzelt und verstreut in Halberstädtischen, Brandenburgischen, Braunschweigischen etc. Urkunden und sind nur aus Sammelwerken wie Schmidts Halberstädt. Urkundenbuch, Riedels cod. dipl., aus Aufsätzen in den Publikationen der Altertumsvereine, aus Meibom bezw. Dingelstädt-Abel, Walthers Sing. Magdeb. etc. mühsam zusammen zu suchen. Eine sorgfältige Sammlung der Walbeckiana wäre im Interesse der Geschichte dieses uralten Stifts sehr erwünscht.

Die Grafschaft Walbeck soll nach Heinrichs v. Walbeck Tode, also noch zu Bischof Thietmars Lebzeiten, an die Verwandten ihrer Mutter, die Grafen von Stade gekommen sein, während die Linie des Burggrafen Friedrich in Magdeburg noch fortbestand. Die Grafen von Stade sollen dann ihre Oberhoheit an das Bistum Halberstadt verkauft haben. Vielleicht steht dieser Vorgang im Zusammenhang mit dem zu Ende des 12. Jahrhunderts eintretenden Schwinden der Würde der kaiserlichen Grafen, an deren Stelle landesherrliche (herzogliche, markgräfliche, bischöfliche etc.) Vögte treten. Jedoch finden wir gemäss dem schon an anderen Orten betonten Anwachsen der brandenburgischen Macht in diesen Gegenden zur Zeit der letzten Ballenstädter das Vogteirecht über Walbeck in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in den Händen der Markgrafen von Brandenburg,[1] wie es scheint als Zubehör des Schlosses Alvensleben. Später

[1] Sicher wenigstens über mehrere Güter des Stifts. Vgl. Riedel B. Bd. 1, S. 148. 149. Vorher die von Barby.

kam die Vogtei an Halberstadt zurück und dementsprechend finden wir nach Ausgang des Mittelalters Walbeck als Zubehör des Halberstädtischen Amts Weferlingen.

Übrigens war namentlich die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts für das Stift wie den Ort Walbeck eine Zeit schwerer Bedrängnisse. Kaiser Otto IV hatte in seinen Kämpfen mit dem Erzstift Magdeburg Walbeck eingenommen, zu einem Stützpunkt seiner Einfälle in das Magdeburgische gemacht und die Stiftsherren vertrieben. Gerhard, der Truchsess des Erzstifts, hatte darauf das Schloss erobert und verbrannt.[1] Es scheint jedoch, dass der Kaiser Otto IV. den Ort bald wieder in seine Gewalt bekam und die Feste wieder aufbauen liess. Im Testament des Kaisers von 1218 wurde die Schleifung derselben unter gewissen Umständen in Aussicht gestellt. Das scheint dann geschehen zu sein, da der Erzbischof von Magdeburg 1229 auf Grund eines Vertrages mit Herzog Otto v. Braunschweig erklärt, weder selbst das Schloss wiederaufbauen noch den Aufbau durch einen anderen dulden zu wollen.[2] Die Vogtei über Walbeck hatte Otto IV. nach seiner Erklärung käuflich erworben und übertrug dieselbe in seinem Testament dem Kapitel. Doch hält Sudendorf für möglich, dass dieser Punkt des Testaments nicht zur Ausführung kam, sondern die Vogtei vorläufig noch bei den Herzögen von Braunschweig verblieb, zumal Herzog Otto 1236 die Güter des Grafen Siegfried von Osterburg im Dorfe Walbeck erwarb. Dass sie später zeitweilig an Brandenburg kam, ist oben erwähnt.

Ums Jahr 1245 ging man damit um, das Stift Walbeck nach Osterwiek zu verlegen. Meibom bringt diesen Plan in Zusammenhang mit der Unsicherheit des Landes und jener Gegend durch Raubgesindel in der Zeit der Kämpfe Kaiser Friedrichs II. mit dem Propst. Jedenfalls sind aber hierbei die Kämpfe zwischen Magdeburg und Halberstadt einerseits und Brandenburg andererseits ganz besonders zu berücksichtigen, wie auch Abel schon vermutet.[3] Jener Plan wurde nicht ausgeführt. Die Domherren bauten sich, da die Stiftsgebäude zerstört waren, was wahrscheinlich schon in jenen Kriegen Kaiser Otto's IV. geschah, unten im Thal zerstreut liegende Wohnungen.

Zu beachten ist die enge Verbindung des Stifts Walbeck mit dem Bistum Halberstadt und dem Domkapitel daselbst. Es sind nicht nur mehrere Halberstädter Bischöfe vorher Pröpste von Walbeck gewesen, sondern schon 1224 hatte sich das Walbecker Kapitel verpflichtet, stets einen Halberstädter Domherrn zu seinem Propst zu wählen. Dafür ward dem Walbecker Propst das Archidiakonat Eschenrode zugesichert.[4] Bei der Schenkung der Kirche zu Osterwiek im Jahre 1245 erwarb der Bischof von Halberstadt das Recht, eine der praebendae majores zu verleihen.[5] Im Jahre 1259 erteilte Bischof Volrad v. Halberstadt dem Propst

[1] Hofmann a. a. O. Bd. I, 165 vgl. Rathmanns Geschichte der Stadt Magdeburg II, 33 und Meibom-Dingelstädt S. 160 ff.

[2] Meibom-Dingelstädt-Abel S. 210—214. Vgl. Sudendorf IV, Einleitung S. LV ff.

[3] Schmidt, Urkundenbuch des Hochstifts Halberstadt II Nr. 755. Vgl. Meibom-Dingelstädt-Abel S. 162—165.

[4] Schmidt a. a O. I Nr. 559.

[5] Schmidt a. a. O. II Nr. 755.

von Walbeck wie etlichen anderen Pröpsten das Recht, an den höchsten Festtagen die Inful zu tragen.[1] Derselbe Bischof — übrigens selbst vorher Propst von Walbeck — hat den wiederhergestellten Dom aufs neue geweiht. Dadurch, dass der Propst zugleich Domherr in Halberstadt, also sehr oft abwesend war, hob sich die Stellung des Dekans, wie dies aus Urkunden und den Statuten mehrfach ersichtlich wird. Die älteren Statuten von 1314 (nebst einem Zusatz von c. 1395), neuere von 1571, ferner ein altes Güterverzeichnis aus der Mitte des 13. Jahrhunderts und ein späteres aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sind mit etlichen Urkunden von P. W. Behrends[2] und F. Winter[3] herausgegeben.

Nach dem älteren Güterverzeichnis von c. 1250 lagen die Besitzungen Walbecks überwiegend ausserhalb des jetzigen Kreises Gardelegen, namentlich im Magdeburgischen. Eine Besitzung in Elbey bei Wolmirstedt, wohl ein Rest der Schenkungen der Grafen von Walbeck, denen Wolmirstedt gehört hatte, war bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts an Kloster Hillersleben umgetauscht,[4] aber Einkünfte aus Tundersleben, Nordgermersleben, Rottmersleben, welche Ortschaften nach Thietmar zum Besitz seines Geschlechts gehörten, finden sich in jenem Verzeichnis noch aufgezählt. Von Ortschaften innerhalb des heutigen Kreises Gardelegen, in denen das Stift Einkünfte hatte, werden Walbeck, Weferlingen, Hehlingen, Seggerde, Everingen, Lemsell, Hilgesdorf, Gross- und Klein-Ellershausen, Stofitz, Edesbünne, Stemmer genannt.[5] Der Zehnt in Weferlingen wurde 1241 vom Bischof von Halberstadt dem Stift Walbeck vereignet, welches denselben als Halberstädtisches Lehen von Ludolf v. Honlage gekauft hatte. Ausserdem hatte das Stift nach dem späteren Güterverzeichnis den Zehnten in Walbeck, Siestedt, Hödingen, Gehrendorf und einigen ausserhalb des jetzigen Kreises Gardelegen gelegenen Dörfern.[6] Das Patronatsrecht besass es in Walbeck, Eschenrode Hödingen, Gehrendorf und mehreren ausserhalb des Kreises Gardelegen gelegenen Dörfern, von denen Nordgermersleben und Ochtmersleben im Magdeburgischen hervorzuheben sind.

Ausgedehnt war namentlich der Waldbesitz des Stifts. Die Grenzen desselben im Lappwalde waren schon im 12. und 13. Jahrhundert durch Verträge mit dem Kloster Marienthal reguliert.[7] Ein Verzeichnis der Stiftsholzungen bringt Dingelstädt nach einem alten im Archiv gefundenen Schriftstück:[8] dat Kreienbrock, de Middelhop, de lutke und grote Wendehagen, dat Nye Holt, de Dornebosch, de Bossen Lohden, de dicke Berg, de Seboden Koling, de rode Lohden, de lütke und grote Steinberg, de Klosterberg, de Brandhagen, de Gehre boven de Geverske Wieske, de Gehre twischen dem Boekholt und Brandhagen

---

[1] Schmidt a. a. O. II Nr. 995.

[2] Neue Mitteilungen des Thüring.-Sächs.-Vereins etc. Bd. II. S. 38—61. (Halle 1836.)

[3] Harzzeitschrift 1873 VI S. 286—304.

[4] Riedel a. a. O. A. Bd. 22, 414.

[5] Lemsell und Hilgesdorf vgl. Wüstungen B, die folgenden Wüstungen A.

[6] Der Zehnt in Gehrendorf fehlt in jenem Verzeichnis, ist aber 1331 schon im Besitz des Stifts, vgl. Winter a. a. O. S. 302. — Der Zehnt in Hödingen ist 1264 erworben, vgl. Schmidt, Urkundenbuch etc. Bd. II, Nr. 1104.

[7] Harzzeitschrift XI 1878 S. 90—100.

[8] Meibom-Dingelstädt-Abel S. 126. 127.

dat Boekholt, de olde Koling, de lütke und grote Houshagen, de Essbekehagen, de Lohberg, de Strieme hinder dem Lohberge, de Hage buten dem Hegge na Grasleve,[1] de Strieme boven dem roden Pole, dat Holt twischen dem roden Pole und Stoppelberge, de Drackenberg, de Walpke Strucken, und dat Lindenbleek, de woiste Marck,[2] de Struken na Eskenrode, de Hagen by dem Wasmodes Krütze, de Hagen by dem Gruntwege, de Hagen by der Kokeschen Grove, dat Stemmerholt, de Ditmershusische Hage,[3] de Essbünnenberg, und korte und lange Grund an Strucken, by de h. Mertens Wieske, de lange Grund, und deipe Stieg, de Lohden am Düsterbeeke, de Kalckbergs lohden, de Hungersberg, de Hagen by dem Dome, de Gittel. —

Viele dieser Flächen waren zwar nur von geringer Ausdehnung, aber insgesamt bildeten sie doch einen stattlichen Besitz. Noch Dingelstädt, zu dessen Zeit schon manches verloren gegangen war, nennt die Holzung des Stiftes edelstes Kleinod.

Der Verfall des Stiftes Walbeck scheint schon lange vor der Reformation begonnen zu haben. Der Grund lag wohl nicht bloss in der andauernd exponierten Lage,[4] sondern auch in dem herrschenden Pfründensystem, das gerade einem so belegenen Stifte verderblich sein musste, schliesslich in Verbindung damit in schlechter Wirthschaft. Freilich wurde die wiederhergestellte Stiftskirche 1516 vom Erzbischof Albrecht von Magdeburg und Mainz, der zugleich Administrator von Halberstadt war, mit grosser Feierlichkeit neu geweiht und bei dieser Gelegenheit die reichen Reliquienschätze geöffnet, auch reicher Ablass verkündet.[5] Doch scheint dadurch dem Stift kein neues Leben eingeflösst zu sein. Der nicht lange danach unternommene Versuch des Propstes Johann v. Mahrenholz, das Stift in ein Cisterzienser Mönchskloster umzuwandeln, scheiterte an dem Widerstande der Stiftsherren sowie des Halberstädter Domkapitels. Wegen der erheblich geminderten Einkünfte setzte das neue Statut von 1571 fest, dass fortan nur 6 canonici ausser dem Propst und nur 1 Vikar sein sollten. Noch verharrten dieselben im Katholicismus. Dabei waren nach dem Bericht der 1564 im Bistum Halberstadt abgehaltenen Kirchenvisitation[6] die sittlichen Zustände unter ihnen traurige. Nachdem 1591 das Domkapitel zu Halberstadt zur Reformation übergetreten war, folgte endlich auch das Kapitel zu Walbeck diesem Beispiel. Der letzte katholisch gesinnte Dechant, Johannes Beneke, starb 1598. Eben weil er keinen gleichgesinnten Nachfolger zu finden hoffen durfte, liess er vor seinem Tode die ihm zugänglichen Urkunden verbrennen. Spätere Kämpfe mit dem Katholicismus, wie z. B. im Kloster Althaldensleben, gab es hier nicht. Nur dass dem Stift im dreissigjährigen Kriege zur Zeit der Übermacht des Kaisers noch einmal für kurze Zeit ein katholischer Dechant und zwei katholische Domherren aufgedrungen wurden. Die Auflösung des Domkapitels erfolgte 1811 in der

[1] Vgl. Riedel B. 1, 71.

[2] Vielleicht das „wste marke" des älteren Güterverzeichnisses.

[3] Die wüste Dorfstätte Ditmershusen (hagen) wurde 1483 an das Erzstift vertauscht. Sie lag im jetzigen Kreise Neuhaldensleben. Vgl. A. G. V. 5, 73 ff.

[4] Vgl. Riedel B. 2, 508.

[5] Meibom-Dingelstädt-Abel, S. 171—174.

[6] Gustav Nebe, die Kirchenvisitation des Bistums Halberstadt 1564, 1589, S. 245 ff.

westfälischen Zeit, die völlige Durchführung der Säcularisation geschah jedoch erst nach dem Rückfall an Preussen. Bis dahin blieben die Kirchen zu Walbeck, Ochtmersleben, Nordgermersleben, Gehrendorf, Eschenrode, Hödingen und Volkmarsdorf abhängig vom Stift. Über das Ceremoniell bei Einführung der Kapitularen, über andere Gebräuche und Ordnungen des Stiftslebens in der letzten Zeit seines Bestehens hat der letzte residierende Kapitular Fahrenholz interessante Aufzeichnungen hinterlassen.[1]

Verzeichnis der Pröpste:

Willigis I, von Lothar II v. Walbeck eingesetzt.
Reginbert, ein Ostfranke, nach Lothars II Tode von der Gräfin Mathilde eingesetzt, wurde 992 Bischof von Aldenburg in Wagrien.[2]
Thiedrich von 992—1002, vom Markgrafen Lothar eingesetzt.
Thietmar v. Walbeck von 1002—1009, wo er Bischof von Merseburg wurde.
Willigis II von 1009, Stiefbruder des Thietmar, also vermutlich ein unehelicher Sohn Siegfrieds v. Walbeck.[3]
Hartmann vor 1145.
Heinrich 1145.[4] Werner 1189.
Appollonius, von 1195—1202 genannt.[5]
Arnold, 1224 genannt.[6]
(Werner 1230.)[7]
Ludolf v. Sladen 1227 (?), 1230—35, ist 1236 Bischof von Halberstadt, wird 1240 bei Gladigau geschlagen, † 1241.[8]
Meinhard von Kranichfeld 1235, vielleicht bis 1241, dann Bischof von Halberstadt.[9]
(Johannes v. Romesleben 1238.)[10]
Volrad von Kranichfeld 1241 – 1253 bezw. 1255, wurde 1253 zum Bischof von Halberstadt gewählt, doch wich ihm sein Gegner Ludolf (II) v. Sladen erst 1255.[11]
Otto v. Regenstein 1256 – 1259 genannt.[12]
Hermann 1261.[13]
Ludwig v. Wanzleben 1289—1297 genannt, resignierte vielleicht.[14]
Werner von Wanzleben von 1300—1318 als Propst genannt.[15]
Johannes von Romsleben 1335—1368 genannt, später als Domherr von Halberstadt und senior capituli bis 1381 genannt.[16]
Heinrich Stamer vor 1384.[17]
Nicolaus Stuve von 1385—1393 genannt.[18]
Dietrich Rabiel von 1396—1408 genannt.[19]
Werner v. d. Schulenburg 1411.[20]
Burchard v. Warberg vor 1436, später Bischof von Halberstadt.[21]
Wiprecht v. Barby 1481, 1483, 1497 genannt.[22]
Johannes v. Mahrenholz 1517 zuerst als Propst v. W. genannt, doch war er es wahrscheinlich schon bei der Weihe 1516, † 1538, im Halberstädter Dom begraben.[23]

---

[1] Vgl. Provinzialblätter für die Provinz Sachsen 1889 Nr. 141. 142. [2] Riedel D, S. 273. [3] Vgl. Thietmar VI cap. 30. 31. [4] Zu Hartmann und Heinrich vgl. Riedel A. 22, 414. [5] Schmidt a. a. O. I No. 362. 394. 420. [6] Schmidt a. a. O. I Nr. 559. [7] Wahrscheinlich ein Irrtum Dingelstädts, vgl. Meibom-Dingelstädt-Abel S. 148. Dagegen vgl. S. 216 den vorgenannten Werner 1189. [8] Schmidt a. a. O. I Nr. 598. 602. 614. Harzzeitschrift 1876 IX S. 35. [9] Riedel A. 17, 41. [10] Wahrscheinlich ein Irrtum in der Jahreszahl. [11] Schmidt a. a. O. II Nr. 706—877 oft genannt, in seinen Urkunden wird 1256 als erstes Jahr seines Bistums gerechnet. [12] Schmidt II Nr. 906—997. [13] Meibom-Dingelstädt-Abel S. 149. 163. [14] Wird später noch mehrfach als Domherr genannt, auch neben dem folgenden Schmidt II Nr. 1544. 1599. 1674. 1712. [61] Schmidt II. III Nr. 1674—1998. [16] Schmidt III IV. Nr. 2273—2744 cf. 2746 ff. [17] Schmidt IV. Nr. 2974. [18] Schmidt IV Nr. 2983—3008, wird 1388 zuletzt ausdrücklich als Propst von Walbeck bezeichnet, später als Domherr und als Propst zu St. Bonifacii in Halberstadt. [19] Schmidt IV Nr. 3115. 3256, später Dompropst zu Halberstadt, dann als Mörder eines Domherrn angeklagt und in Fehde mit Halberstadt. [20] Schmidt IV Nr. 3298. [21] Meibom-Dingelstädt-Abel S. 149, ebenso für die folgenden. — [22] A. G. V. 5, 74. [23] Meibom etc. S. 150 vgl. 144. — Die folgenden Pröpste vgl. S. 150. 151.

Johannes von Hornburg 1549, seit 1550 Bischof v. Lebus.
Balthasar v. Rindtorf 1554—1556.
Caspar v. Kannenberg 1559—1605, unter ihm wurde das Stift evangelisch,[1] begraben im Halberstädter Dom.
Ernst v. Arnstädt, sein Nachfolger.
Johann Levin v. Bennigsen 1611—1643, ihm ist die alte Meibomsche Chronik gewidmet.
Jobst Ludolf v. Stedern 1643—1661.
Christian Franz v. Hagen bis 1671.
Johann Friedrich v. Arnstädt bis 1677.
Christoph Friedrich v. Münchhausen bis 1700.[2]
Rudolf August Edler v. d. Planitz bis 1730.
Friedrich Wilhelm v. Kannenberg, des vorigen Nachfolger.
Christian Friedrich v. Stolberg-Wernigerode † 1824.

Verzeichnis der Dekane:[3]

Reinfriedus 1145. Wulbero 1189.
Liuderus 1224.
Regenbode 1261.
Burchard 1264. H. 1289.
Ludolf 1314. Heinrich 1326.
Bartoldus 1330. 1331. Johann 1352.
Hinricus 1360, 1381. Meynardus 1384.
Heinrich 1388, 1395. Nicolaus 1443.
Johannes 1463. Tilo Wigermann 1481.
Heinrich Ballenstädt 1488. Ludolf Wickmann [1497.
Heinrich Grahn 1517—1562.
Lucianus Widenbeck 1567—1594.
Jehannes Beneke, der letzte kathol. Dekan, † 1598.
Sebastian Hausheim † 1616.
Andreas v. Wendessen 1630 von den Kaiserlichen vertrieben, 1631 von den Schweden restituiert, † 1636.
Franciscus Michele 1630—31, katholischer Zwischendekan.
Anton Heine v. Stadthagen 1638—1652.
Albrecht Georg v. Wulffroth 1652—1657.
Georg Wilhelm v. Wendessen 1657—1690.
Ernst Heinrich v. d. Ende † 1700.
Achatius Wilhelm Schenk 1701—1706. Johann Bothe 1706—1707. Johann Friedrich Koch 1708—1740. Otto Heinrich Edler v. Planitz 1740. 1746.
Der letzte evangel. Dechant war Graf Anton zu Stolberg-Wernigerode († 1854).

*Beschreibung des Domes.

Der Dom — so heisst das altehrwürdige Gebäude noch heute bei jedermann im Orte selbst und in der Umgegend — ist jetzt eine imposante Ruine die sich besonders grossartig darstellt, wenn man von Helmstedt kommend die Höhe erreicht, die der Erhebung, auf welcher der Dom erbaut ist, gegenüber liegt. Es giebt wenige Baudenkmale in Niedersachsen, ja in ganz Deutschland, die in ihrem jetzigen Bestande in eine so frühe Zeit zurückreichen, wie der Walbecker Dom, aber ebensowenige, die grössere Veränderungen schon in frühester Zeit erfahren hätten.

Grundriss wie Aufriss haben dabei von vornherein so eigenartige Formen aufzuweisen, dass der Dom, von dem sonst üblichen niedersächsischen Typus stark abweichend, als ein ebenso einzig in seiner Art dastehender Bau betrachtet werden müsste, wie die alte Stiftskirche in Gernrode, wenn nicht die Klosterkirche in Huyseburg bei Halberstadt so auffallende Ähnlichkeiten erkennen liesse,

[1] Von ihm ist das Statut von 1571 ausgegangen, vgl. Behrends, neue Mitteilungen etc. S. 54 ff.

[2] Vgl. Dannenberg, der Walbecker Dom, Magdeb. Geschichtsblätter 1877 S. 123—138, auch für die folgenden.

[3] Der Kürze halber geben wir von den Dekanen nur eine gedrängte Zusammenstellung nach den vorstehend genannten Quellen.

dass notwendig eine Einwirkung der einen Kirche auf die andere angenommen werden musss.

In seinem jetzigen Bestande ist der Dom eine dreischiffige, einst flachgedeckte Pfeilerbasilika mit wenig vortretendem Querschiff, Altarraum und grosser Hauptapsis, der einst zwei Apsiden des Querschiffes zur Seite standen. Die Breitenmasse sind ungewöhnlich; denn während das Mittelschiff 7,98 m breit ist, hat das nördliche Seitenschiff nur eine Breite von 2,79, das südliche gar nur eine solche von 2,66 m; diese letztere entspricht aber genau einem Drittel der Breite des Mittelschiffs. Warum das nördliche Seitenschiff nicht ein ebenso strenges Verhältnis zeigt, lässt sich nicht erkennen. Während die Vierung nun ein strenges Quadrat ist, sind die Kreuzarme sehr wenig tiefe Rechtecke; das nördliche ist 3,72 im Lichten breit, das südliche 3,76; die ungleichen Seitenschiffe haben also nicht fortgewirkt. Noch weniger tief ist der Altarraum, der nur 3,6 m misst. Um so mehr lädt die Apsis aus, deren Halbkreis im Grundriss gestelzt ist. Der Altarraum und die Apsis sind zusammen genau so lang, wie die Vierung; wir finden also in Querschiff und Altarraum mit Apsis strenge Masse. Alle Teile legen sich, wie aus dem Grundriss (Fig. 72) deutlich wird, so um die Vierung herum, dass die inneren Ecken, sowohl des Altarraumes als der beiden Kreuzarme, genau in der Peripherie eines vom Mittelpunkte der Vierung aus beschriebenen Kreises liegen. Diese Regelmässigkeit zeigen zum grössten Teil auch die Arkaden des Mittelschiffes, nur der westliche Teil ist davon ausgenommen. Hier haben nicht blos die vier gegenüberstehenden Pfeiler eine grössere Grundfläche als alle übrigen, sondern das westliche Ende ist gänzlich verstümmelt; eine mächtige, 1,90 m dicke Wand schliesst hier, die Regelmässigkeit des ganzen Grundrissplanes brutal zerstörend, die Kirche ab. Von aussen lehnen sich hier zwei sich deutlich als einstmalige Wände darstellende Pfeiler vor und erhöhen noch die Verwirrung, die dem Beschauer zunächst entgegentritt; denn es ist unmöglich bei der Betrachtung dieses Teiles an Ort und Stelle hinter die Ursache diesser Verstümmelung der Einheitlichkeit des Baues zu kommen. Nur wenn wir Grundriss und Aufriss klar nebeneinander haben, lassen sich die Rätsel des merkwürdigen Bauwerkes mit einiger Wahrscheinlichkeit lösen.

Wir sind bei der Betrachtung des Aufrisses im Wesentlichen angewiesen auf die ziemlich unversehrt erhaltenen Wände des Hauptschiffes. Wie Fig. 73 deutlich zeigt, wird der westliche Teil des Mittelschiffes von zwei Pfeilern und einem ganzen und einem viertel Bogen getragen, die sich beide, Pfeiler wie Bögen, von den nach Osten sich anschliessenden vier Bögen, die auf drei freistehenden und einem Wandpfeiler ruhen, wesentlich unterscheiden. Die beiden westlichen Pfeiler, (die natürlich ebenso an der Nordwand vorhanden sind, wie denn alles was hier von der bildlich dargestellten Südwand gesagt wird, sich auch auf die Nordwand bezieht,) bestehen aus sehr verwitterten, vielleicht auch von vornherein nicht besonders sorgfältig behauenen Quadersteinen; ganz einfache Sockel sind ihre Unterlage und nach oben zu werden sie von Kämpfern abgeschlossen, die aus Platte und Karnies bestehen. Noch altertümlicher erscheint der die beiden Pfeiler verbindende ganze Bogen, der nicht eine regelrechte Wölbung darstellt, sondern mehr durch vorkragende Steine gebildet ist, deren Fugen nicht central sind. Diese Art der Bogenkonstruktion ist mir nur noch in der dem 10. Jahr-

hundert angehörigen Stiftskirche in Gernrode entgegengetreten. Ganz anders sind die Bögen und Pfeiler des östlichen, grösseren Teiles beschaffen. Die Sockel sind zwar ähnlich, aber die Pfeiler selbst bestehen, ein Beweis späterer Herstellung, aus vortrefflichen wetterbeständigen Sandsteinquadern und haben keine Kämpfer, sondern gehen unvermittelt in die Bögen über, die, wieder im Gegensatz zu den westlichen, aus centralfugigen Quadern gewölbt sind. Noch schroffer scheiden sich die auf dem Pfeilersystem ruhenden Wände von einander, denn sie sind nicht einmal bündig; der östliche Teil hat einen ganz selbständigen aus grossen quaderähnlichen Steinen gebildeten Anfang, während das Mauerwerk sonst in beiden Teilen aus Bruchsteinen besteht. Doch waltet auch hier eine Verschiedenheit ob; der westliche Teil ist aus viel kleineren Bruchsteinen aufgeführt als der östliche. Auch die Fenster beider Teile zeigen Verschiedenheiten; die vier Fenster des Ostteiles sind zwar gleich gebildet, was bei der grossen Einfachheit der Gewandung kein Wunder ist; ihre Anordnung beruht aber nicht auf demselben Plane. Höchst merkwürdig aber ist vor allem, dass zwischen den vier östlichen Fenstern drei jetzt vermauerte Kreisfenster angebracht sind, deren obere Bogenteile in gleicher Linie mit dem Rundbogen der langen Fenster liegen, eine für die altromanische Kunst sehr seltene Erscheinung. Ich kann nur die Klosterkirche St. Maria und Markus zu Mittelzell auf der Reichenau (11. Jahrh.) damit vergleichen, wo aber Mittelschiff und Seitenschiff nur von kleinen Kreisfenstern erhellt werden. In dem westlichen Teile der Wand findet sich von einem solchen Kreisfenster keine Spur. Das einzige hier vorhandene Langfenster passt auch nicht zu der Anordnung der übrigen Fenster.

Von diesem Teile müssen wir also ausgehen; da aber, wie wir sahen, die ihn tragenden Pfeiler einer ziemlich späten Erneuerung angehören, so müssen wir uns an deren Stelle die ursprünglichen wiederherstellen. Diese können nicht dieselbe Stelle eingenommen haben wie die jetzigen, weil die darüber befindlichen Fenster mit ihnen nicht harmonieren; nur das östliche steht an der üblichen Stelle, nämlich mitten über dem Bogen; je weiter nach Westen, um so mehr weichen sie von der aus technischen Gründen allein schon gerechtfertigten Stellung über den Bogenmitten ab. Die alten Pfeiler und Bögen müssen also notwendig enger gestanden und zwar eine Achsenentfernung von 3,2 m gehabt haben, während diese jetzt 3,5 beträgt. Das Ende dieser Wand fällt nun genau zusammen mit der Stelle, wo das fünfte Fenster beginnen müsste; man darf also wohl annehmen, dass die Wand wenigstens noch ein Fenster mehr besessen hat. Dass sie mehr als ein Fenster mehr gehabt hat, ist andererseits auch nicht wahrscheinlich, denn dann würde die Erweiterung der Wand nach Westen dies Fenster wohl unberührt gelassen haben, das ja nur deshalb fallen musste, weil der darunter stehende Bogen nicht mehr in den neuen Plan passte. So dürfen wir annehmen, dass das Langschiff ursprünglich fünf Bögen mit vier freistehenden und zwei Wand-Stützen hatte. Eine Bestätigung dieser Annahme kann die Thatsache geben, dass die Länge dieses Schiffes, die man ja bei der strengen Regelmässigkeit der Fensterstellung leicht berechnen kann, 16,8 m betragen haben muss, dasselbe Mass, das die Huyseburger Kirche zeigt, die wir wegen der völligen Übereinstimmung der Breitenmasse notwendig zur Vergleichung heranziehen müssen. Weist doch auch das Querschiff und der Altarraum des Domes mit der Huyse-

burger Kirche Ähnlichkeiten auf, auf die an anderer Stelle näher eingegangen werden wird. Somit erhalten wir als ältesten Bau eine Basilika, deren Langhaus bei einer Länge von 16,8 m ein 7,98 breites Mittelschiff besass mit Wänden, die auf vier freistehenden Stützen und zwei Wandpfeilern ruhten und von fünf rundbogigen Langfenstern und vier Kreisfenstern durchbrochen waren. Da wir in diesem Langhause nun alle Masse der Huyseburger Klosterkirche, teils in Wirklichkeit, teils in einer aus den vorhandenen Teilen sich mit grosser Wahrscheinlichkeit ergebenden hypothetischen Wiederherstellung wiederfinden, so wird es nicht zu gewagt sein, wenn ich behaupte, dass diese ursprüngliche Kirche einst auch eine Westapsis besessen hat, was zudem in jener frühen Zeit die Regel war.

Die Vierung und der Altarraum schliessen sich in ihrer noch vorhandenen Anlage diesem ältesten Langhause organisch an; diese Teile werden also im Grundriss keine Veränderung erlitten haben. Der älteste Walbecker Dom muss demnach den in Fig. 74 dargestellten Aufrisss gehabt haben. (Über die Kreisfenster des Seitenschiffes s. weiter unten.) Türme hat diese Kirche ebensowenig gehabt, wie die Huyseburger.

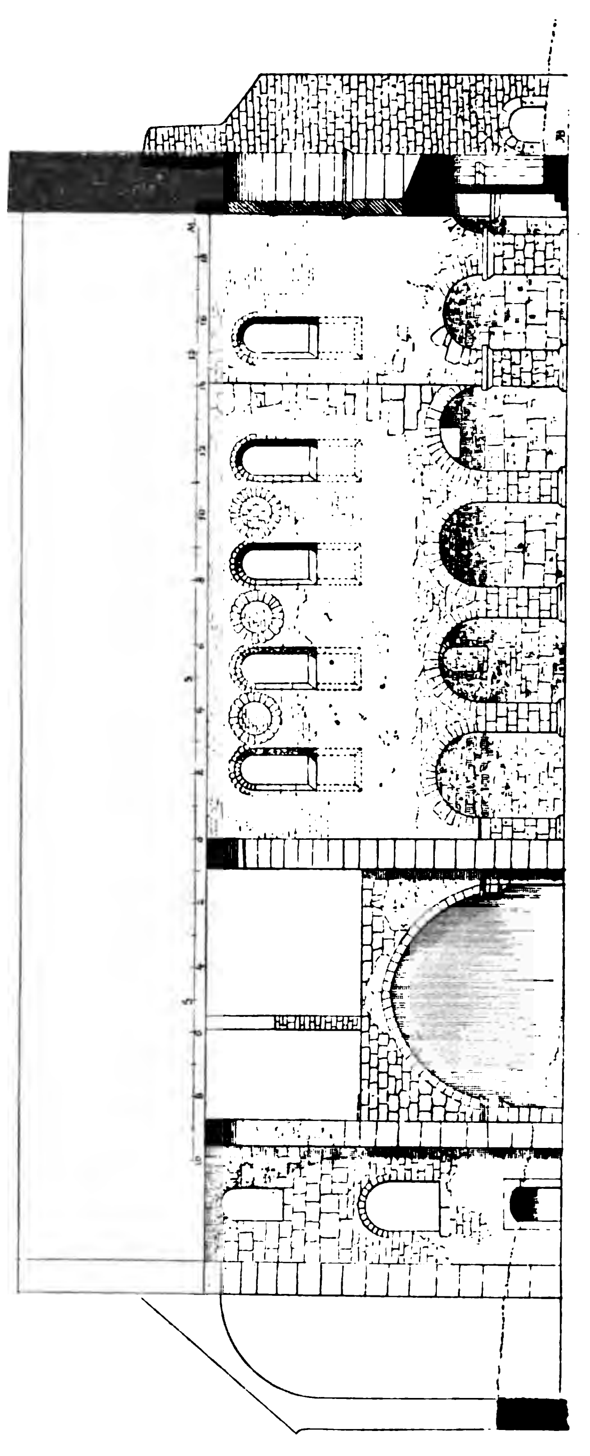


Fig. 72.

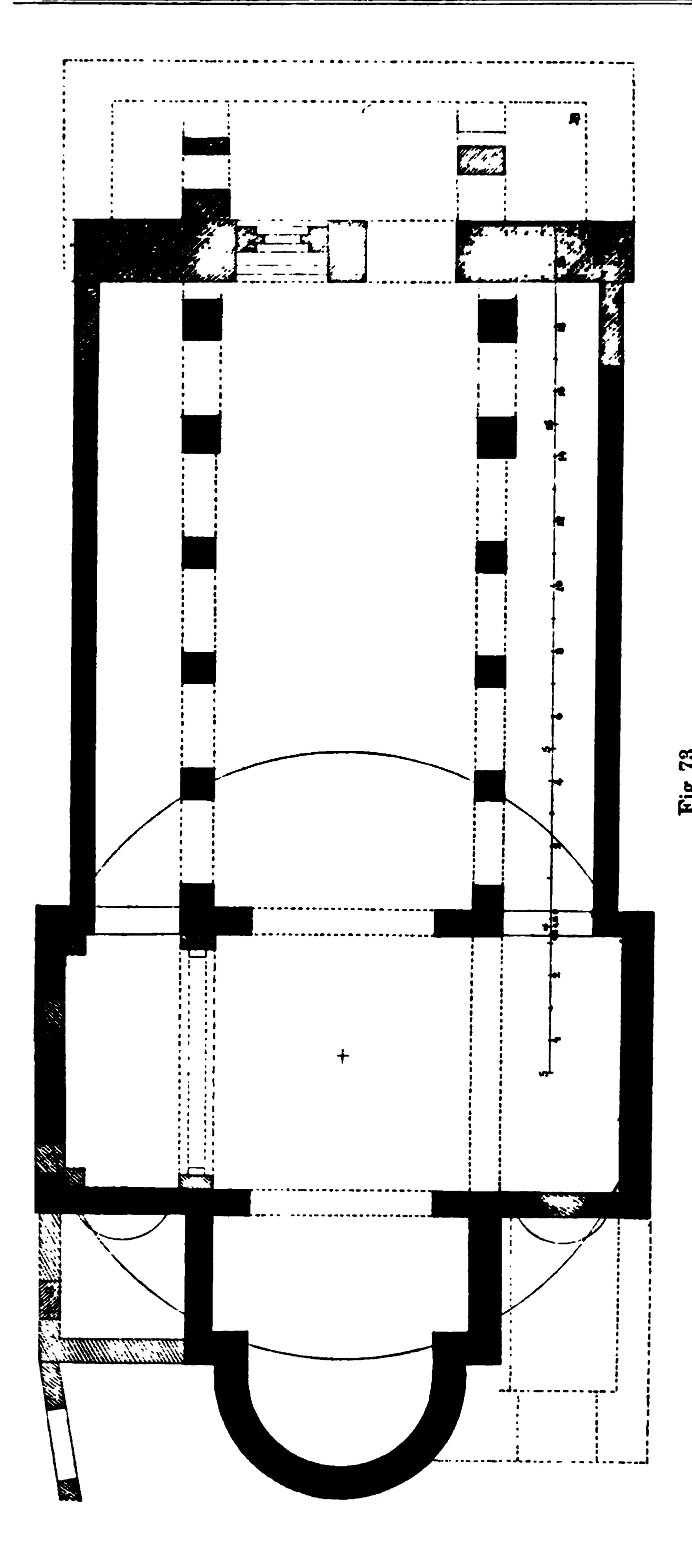


Fig. 73.

Dass solche Anlagen, die ja in Sachsen, wie schon gesagt, sehr selten sind, anderwärts vorkommen, beweisen die Stiftskirchen in Oberzell und Unterzell auf der Reichenau,[1] beide stimmen mit einander und mit der Walbecker Rekonstruktion darin zusammen, dass sich die Wände ihres Mittelschiffes über fünf Bogen erheben, die auf je vier freistehenden und zwei Wandstützen ruhen; beide haben eine Achsenweite der Stützen von 3,2 m, genau dasselbe Mass, das beim Walbecker Dom die Abstände der Fenstermitten aufweisen. Nehmen wir zu diesen auffälligen Übereinstimmungen noch hinzu, dass die Kreisfenster, wie schon erwähnt, sich in der Klosterkirche von Mariazell ähnlich finden, wie in Walbeck, so drängt sich unabweisbar die Vermutung auf, dass das Schema, nach welchem die beiden Stiftskirchen auf der Reichenau gebaut sind, sich in Walbeck wiederfindet. Da die beiden Stiftskirchen auf

[1] Adler, Zeitschrift für Bauwesen Jahrg. XIX Blatt 66—68 und Text dazu.

der Reichenau Säulenbasiliken sind, so ist es einigermassen wahrscheinlich, dass auch der Walbecker Dom ursprünglich eine solche war; die Enge der Stützenabstände spricht dafür; denn bei Pfeilern würden die aufruhenden Bögen etwas schmal ausgefallen sein. Wann diese Kirche gebaut ist, ist bei dem Mangel an Nachrichten unsicher. Wenn Adler (a. a. O.) das Langhaus von Oberzell um 1000, die ältesten mit Kreisfenstern versehenen Teile von Mittelzell 1030—48 setzt, so würden diese Jahreszahlen sehr wohl mit der Annahme zu vereinigen sein, dass der älteste

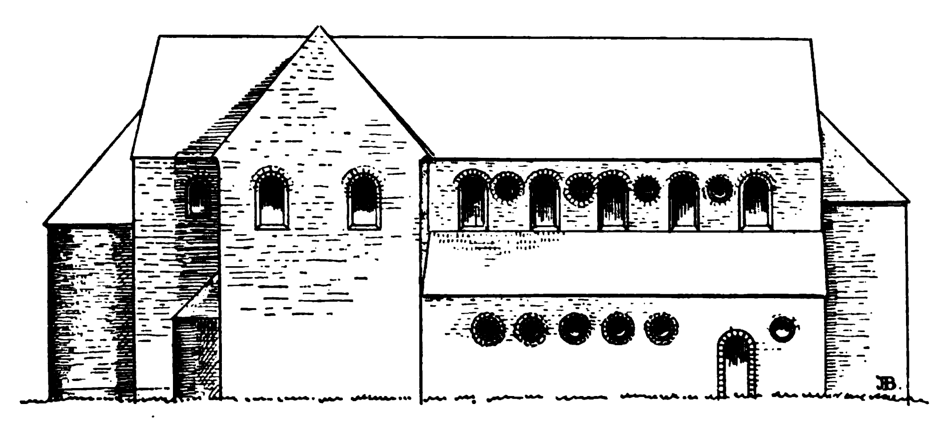


Fig. 74.

Teil des Walbecker Domes erst nach dem Brande von 1011, und zwar nicht lange nachher, entstanden ist. Ob aber, die wahrscheinliche Beeinflussung des einen Baues von dem anderen angenommen, Walbeck den Bauten auf der Reichenau, oder diese dem Walbecker Dom zum Vorbilde gedient haben, lässt sich nicht feststellen. Wenn man das hohe Alter dieser ältesten Teile der Reichenauer Kirchen bedenkt, so wird man hier das Urbild zu suchen geneigt sein. Anderseits weist die Erweiterung des Domes, zu der wir nun übergehen, so alte Formen auf, dass sie sogar ins 10. Jahrhundert hinaufreichen hönnten, während die entsprechenden Teile der Reichenauer Kirchen erst dem 11. Jahrhundert angehören. Diese Erweiterung hat, wie der Augenschein lehrt, im Westen stattgefunden. Die scharfe Marke, die den Anfang des Neubaues anzeigt, befindet sich, wie wir sahen, an der Stelle, wo vorher das letzte Fenster begann. Beim Abbruch der westlichen Querwand scheint der äusserste Teil der alten Wände, der ja nur aus den Stücken zwischen dem Fenster und dem Bogen darunter bestand, mit nieder gegangen zu sein. Jedenfalls ist er verschwunden; denn der ursprüngliche Abschluss der Wand kann diese Marke nicht gewesen sein, weil die Entfernung zwischen dem westlichsten der erhaltenen alten Fenster und dieser Marke grösser ist, als die zwischen dem östlichsten Fenster und dem Querschiff, eine Ungleichheit, die bei der sonst so strengen Gleichmässigkeit in der Stellung der Fenster für den alten Bau nicht wahrscheinlich ist; auch spricht dagegen der Vergleich mit Huyseburg.

Die Erweiterung bestand nun in der Verlängerung des Langschiffes um zwei Bogenstellungen. Der eine der beiden Bögen ist später zu zwei Dritteln abgebrochen. Ergänzt man ihn, so erhält man für das Langschiff die Länge von 21 m. Diese 21 m sind nun das feststehende Mass für das Langhaus mittel-

grosser Kirchen in altromanischer Zeit, wenigstens in Niedersachsen.[1] Die Kirchen in Gernrode, Frose, Drübeck, Ilsenburg, Quedlinburg u. a. haben dies Mass und zwar in Verbindung mit strenger Einteilung des Mittelschiffes in drei Quadrate bei einer Gesamtlänge von 38—40 m. Man hat also aus dem, einem ganz anderen, in Niedersachsen ungewöhnlichen Typhus angehörigen, ursprünglichen Bau eine landesübliche Basilika machen wollen. Dies geschah ziemlich gewaltsam, ein Beweis, wie sehr diese Form den damaligen Architekten Niedersachsens geläufig war. Zunächst beseitigte man wohl die alten Stützen (Säulen?), für die man Pfeiler mit grösserer Achsenweite aufführte. Diese werden dann genau dieselben Formen gehabt haben, wie die vier im westlichen Teile noch erhaltenen, die oben beschrieben sind (S. 162). Die Wände, die auf diesen letztern ruhen, sind nicht mit der Sorgfalt gebaut, wie die älteren. Sie bestehen aus viel kleineren Bruchsteinen als jene; die damit verbundene geringere Festigkeit scheint man durch eine grössere Dicke ersetzt zu haben; denn sie sind um 20 cm stärker. Die primitive Bogenkonstrucktion kann nur einer sehr frühen Zeit angehören; die ganze Erweiterung möchte ich deshalb noch dem 11. Jahrhundert zuschreiben. Wenn man die beiden einander gegenüberliegenden neuen Fenster nicht über die zugehörigen Bögen stellte, so that man dies wohl deshalb, um die Ungleichheit der Fensterentfernungen nicht zu auffällig zu machen. — Wie der westliche Abschluss gewesen ist, darüber lassen sich keine gegründeten Vermutungen aussprechen weil jeder Anhalt fehlt. Vielleicht hat er wieder eine Apsis erhalten. Türme kann man aber diesem Bau nicht wohl zuschreiben; das folgende spricht dagegen.

Lange sollte der Dom seine neue Gestalt nicht unverändert behalten. Das Bedürfnis nach einer Turmvorlage machte sich jedenfalls recht dringend geltend. Bei den zahlreichen Glocken, auf die man nach der Bemerkung Thietmars v. Merseburg (Chron. VI, 40) schliessen kann, kann man sich darüber nicht wundern. Da nun das Terrain, das nach Westen zu steil abfällt, wohl nicht geeignet erschien, um die Türme an die vorhandene Westwand anzuschliessen, weil jene dann unmittelbar an den Abfall zu stehen gekommen wären, so schreckte man nicht vor der Verstümmelung zurück. Die schon erwähnte 1,90 m starke Westwand der Kirche, die den letzten Bogen des Langhauses zum grössten Teile abschneidet, bildet die Ostwand der Turm-Vorlage, denn ihre Gestaltung sowie die sich anschliessenden Mauerreste lassen keine andere Deutung zu. Die gewaltige Wand ruht in ihrem oberen Teile auf einem mächtigen die ganze Breite des Mittelschiffs überspannenden Bogen, der auf kämpfergekrönten Wandpfeilern aufsetzt. Der untere Teil des Bogens wird von zwei Bogenstellungen ausgefüllt, die auf zwei Wandpfeilern und einem Mittelpfeiler ruhen, und zwar auf Kämpfern, die alle aus Platte und Schmiege gebildet sind. Alle drei Bögen, diese beiden kleineren wie der grosse, hatten natürlich nur dann einen Zweck, wenn sie die Verbindung mit einem westlich gelegenen Raume herstellten, der nur der Turmvorlage angehört haben kann. Von dieser rühren also die strebepfeilerartig sich an die Westwand anlehnenden Mauern her, die jetzt 2,49 und 2,71 m weit nach Westen vorspringen und eine Mauerstärke von 1,46 m haben. Sie entsprechen nicht genau den Wänden des Mittelschiffs, was sich an der Ungleichheit der den

[1] Über das Nähere s. Centralblatt der Bauverwaltung XIII Jahrg. (1893) No. 26, 27, 28

grossen Bogen tragenden Wandpfeiler bemerkbar macht. — Jene strebepfeilerartigen Wandvorlagen nun sind etwa in ihrer Mitte abgeschnitten, wie besonders der nördliche beweist, der auf zwei durch einen Mittelpfeiler gestützten Bogen ruht, von denen der östliche nur noch zu einem Viertel vorhanden ist. Der südliche lässt keinen Pfeiler der Art erkennen. Nach dem Ansatze eines Bogens zu urteilen, muss er einst in seiner ganzen Ausdehnung auf einem einzigen Bogen geruht haben, dessen Hälfte jetzt mit einem kleineren Rundbogen ausgefüllt ist. (s. Fig. 72 die punktierten Linien.) Diese beiden weit vorspringenden Pfeiler sind also die Zwischenwände der Turmvorlage gewesen, die, im Norden und Süden etwas über das Kirchengebäude vorspringend, die Westseite des Gotteshauses schloss. Sie war demnach dreiteilig und zwar war der Mittelteil fast zweimal so breit, wie die Seitenteile; er trug eine Empore, unter der, durch die beiden Rundbogen mit dem Hauptschiff verbunden, eine Vorhalle bestand, von der aus sowohl der nördliche als der südliche Teil der Turmvorlage zugänglich war. Es ist nun die Frage, wie wir uns den Aufbau der Türme zu denken haben. Nach der unten (siehe S. 172) vollständig wiedergegebenen Mitteilung Dingelstädts waren bis zum 13. Jahrhundert zwei Türme vorhanden. Es sind offenbar diejenigen, die über den Seitenräumen der Turmvorlage errichtet waren und die also zwischen sich die Vorhalle und die grosse Empore hatten. Ohne diese Mitteilung würde man Grund gehabt haben zu vermuten, dass die ganze Turmvorlage ein einfaches Querhaus gewesen sei, das im Ganzen dem westlichen Querbau der Kirche auf dem Petersberge bei Halle geglichen haben müsste, nur dass es weniger tief war. An zwei Türme würde man zunächst deshalb nicht denken, weil deren mit grosser Wahrscheinlichkeit zu reconstruierender Grundriss kein quadratischer ist. So aber müssen wir mit der Thatsache rechnen, dass zwei Türme vorhanden waren. Sie werden freilich nur niedrig gewesen sein; wahrscheinlich ragten sie nur um ein niedriges Geschoss über den Mittelteil hervor, sodass die Turmfassade der Paulskirche in Halberstadt die meiste Ähnlichkeit mit ihr gehabt haben wird, ehe dieser das oberste, der gotischen Zeit angehörige Geschoss aufgesetzt wurde. (s. die Rekonstrucktion auf Fig. 75.)

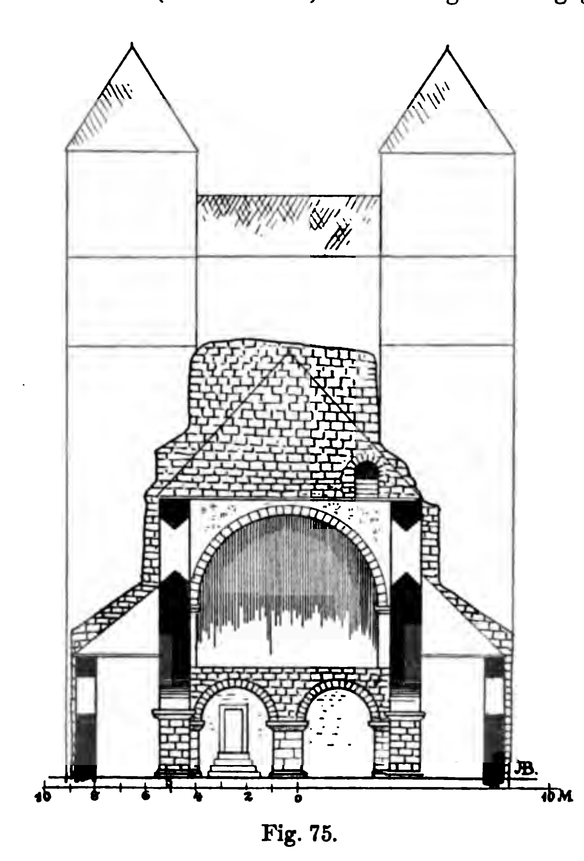


Fig. 75.

Die Errichtung dieser Turmvorbaues scheint um 1200 erfolgt zu sein. Die Ausführung ist in jeder Hinsicht vortrefflich; besonders gediegen sind die Bogenwölbungen, vor allen der Hauptbogen, der noch heute den Eindruck macht, als wäre er gestern fertig geworden. Das Material, ein rötlicher Sandstein, ist denn auch von ausgewählter Güte. Von gleicher Gediegenheit ist übrigens der gegenüberliegende grosse Bogen, der das Langschiff von der Vierung trennt. Er wird also in derselben Zeit erneuert sein, während der Triumphbogen damals unverändert blieb. Nicht unwahrscheinlich ist auch, dass die östlichen Pfeiler des Langschiffs in dieser Zeit durch die jetzigen, dieselbe technische Vollendung und dasselbe gute Material zeigenden, ersetzt sind, bei denen man die Kämpfer sparte. Auch der untere Teil der darauf ruhenden Wände ist in derselben Weise erneuert, während der obere Teil unverändert blieb.

Mit diesem Turmbau erreicht der Dom seinen grössten Glanz. War auch die strenge Harmonie des Ganzen seit der Verwandlung in eine normale Pfeilerbasilika dahin, büsste auch das Langschiff durch Verstümmelung des letzten Bogenpaares seine Geschlossenheit ein, so hatte die Gesamterscheinung des Innenraumes durch die mächtige Westwand mit ihren Bogenstellungen ungemein gewonnen; ebenso hatte jetzt die Aussenansicht durch die Turmvorlage ein stattlicheres Aussehen erhalten, als je vorher. — Aber wieder sollte die Herrlichkeit nicht lange dauern. Nach den unten citierten Angaben Dingelstädts sind die Türme im 13. Jahrhundert wieder abgebrochen, „welche vermutlich dem festen Schlosse zu nahe gestanden.“ Infolgepessen ist das Erdreich aussen, besonders im Westen, aufgeschüttet, sodass man von hier einige Stufen bis zum Fussboden des Schiffes hinabsteigen muss. Seitdem ist die Kirche ein Torso geblieben. Das Innere erlitt freilich kaum grosse Veränderung; dadurch aber, dass die schönen Bogen der Westwand nun vermauert wurden, ging das wesentlichste Moment der Gesamtwirkung des Innenraumes verloren. Die durch die Vermauerung des grossen Bogens gewonnene Fläche bot freilich Gelegenheit zu einer grossartigen Wandmalerei; es ist aber nicht bekannt, dass man dieses Mittel benutzt hätte, um die frühere Wirkung zu retten. Der südliche der beiden unteren Bögen bekam in dieser Zeit seine romanische Thür, die wohl ursprünglich von aussen in den Turm führte (Fig. 76).

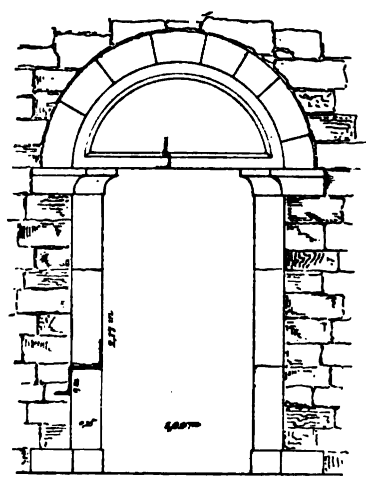


Fig. 76.

Bis jetzt ist fast nur vom Langhause die Rede gewesen, weil wesentliche Veränderungen nur hier nachzuweisen sind. Diese wiederum haben in erster Reihe das Mittelschiff betroffen. Die Seitenschiffe sind aber auch nicht ganz unberührt geblieben. Die Spuren des ältesten Baues sind noch auf einer Photographie von 1876 (im Besitz des Herrn Geheimen Regierungsrates v. Gerlach-Vollenschier) an der damals noch in fast ursprünglicher Höhe erhaltenen nördlichen Umfassungswand zu erkennen. Es sind zwei Kreisfenster, die also ganz

wie in der Klosterkirche von Mittelzell die Mauern der Seitenschiffe durchbrachen (vgl. Rekonstruktion Fig. 74). Auch eine Rundbogenthür ist hier zu erkennen, von der aber nicht zu sagen ist, ob sie derselben Zeit angehört. Die Wand des südlichen Seitenschiffs weist ein vermauertes Rundbogenfenster auf, das genau in der Achse zweier gegenüberstehender Bögen des Langhauses steht (s. Fig. 72, Aufriss). Man kann wohl daraus abnehmen, dass die Wand des südlichen Seitenschiffes bei einer späteren Erneuerung der Kirche — nach der guten Technik des erwähnten Fensterbogens zu schliessen in der Zeit der Errichtung der Türme — neu aufgeführt und mit Rundbogenfenstern versehen worden ist. Der westliche Teil ist dann viel später noch einmal erneuert und zwar meist in grossen Quadern. Die hierzu gehörigen Fenster, von denen zwei erhalten sind, lagen höher und hatten, wie es scheint, wagerechten Sturz.

Die Vierung und der übrige östliche Teil der Kirche zeigt offenbar den ursprünglichen Grundriss, aber die Wände haben auch manche Veränderung erlitten. Die Bogenwölbungen haben wenigstens alle centrale Fugen. Von dem grossen Bogen zwischen Langschiff und Vierung ist schon oben die Rede gewesen. (S. 169.)

Der Altarraum ist vielleicht in derselben Zeit aufgeführt, wie der grosse Bogen und die Türme; seine gediegene Herstellung aus Quadersteinen lässt jedenfalls auf einen Bau in nicht zu früher Zeit schliessen. Die Hauptapsis ist jetzt, soweit sie noch aus dem Boden hervorragt, unter Steinmassen begraben, sodass man nur ihre etwa 1 m über der Erde stehende Aussenwand sehen kann. Im Jahre 1876 war sie z. T. noch in voller Höhe vorhanden.

Die Sakristei schliesst sich an die Südwand des kurzen Altarraumes an, die ausser von der Thür, die ihre Gestaltung der spätesten, nachgotischen Zeit verdankt, von zwei übereinanderstehenden Rundbogenfenstern durchbrochen wird. Von aussen führte einst eine jetzt vermauerte Rundbogenthür hinein. Das untere grössere Fenster gehört einer über der Sakristei vorhandenen Empore („vor die Kapitularen"? s. u.) an. Auch die Nordseite muss nach den Spuren, welche die erwähnte Photographie von 1876 zeigt, einen Anbau gehabt haben, der jetzt ganz verschwunden ist. Doch kann man in einer vermauerten Bogenthür über dem Bogen der einst vorhandenen Nebenapsis den Beweis eines solchen Anbaues sehen, der demnach auch zweistöckig gewesen, also eine Empore enthalten haben muss. Dass auch im Süden eine solche Nebenapsis bestanden hat, beweist auch hier ein vermauerter Bogen.

Die beiden Kreuzarme selbst zeigen auch nicht mehr den ursprünglichen Zustand. Der südliche enthält ein gotisches Kreuzgewölbe, das auf zwei Wand- und zwei Eckpfeilern ruht. Der Raum, den es bedeckt, öffnet sich mit einem gedrückten Spitzbogen nach der Vierung. Über ihm waren zwei durch eine dünne Wand geschiedene Räume, die sich einst nach der Vierung zu geöffnet haben können, denn es ist sehr wohl möglich, dass auch sie zu Emporen bestimmt waren. Vielleicht steht dieser Reichtum an Emporen im Zusammenhange mit der Niederlegung der Türme und dem dadurch bewirkten Fortfall der geräumigen Empore, die von dem grossen Bogen überspannt war. Dass die Emporen, die in die Ecken zwischen den Altarraum und die Kreuzarme eingebaut waren, nachträglich errichtet sind, beweisen ja die von ihnen verdrängten Nebenapsiden.

Die späteste Gotik zeigt sich in dem Fenster des nördlichen Kreuzarmes,

dessen flacher Rundbogen einen Schlussstein mit einer achtblättrigen Blume trägt, die vielleicht eine Rose bedeutet, aber keine ist. Es könnte dann das Mahrenholzsche Wappen sein; da ein Mahrenholz von 1517 (1516)—1538 Propst war, so stimmen die Formen des Fensters gut zu dieser Zeit. Als 1516 die wiederhergestellte Stiftskirche vom Erzbischof Albrecht von Magdeburg neu geweiht wurde, wird das Fenster eben fertig geworden sein (s. u.). Von sonstigen Architekturteilen ist nur der Ornamentrest (Fig. 77) erhalten, der vielleicht einem romanischen Friese angehörte.



Fig. 77.

Fassen wir nun die Baugeschichte des Domes kurz zusammen, so ergeben sich fünf Perioden:

1. Die Gründung des Domes bald nach 1011 als einer doppelchorigen, flachgedeckten Basilika von 16,8 m langem, 7,98 breitem Langhaus, dessen Seitenschiffe genau 1/3 so breit sind.
2. Erweiterung und Umbau in demselben Jahrhundert. Umwandlung in eine Pfeilerbasilika mit 21 m langem Langhause.
3. Errichtung der Türme, Erneuerung mehrerer Teile der Ostseite (um 1200?), Veränderung des südlichen Seitenschiffs.
4. Abbruch der Türme, Errichtung der Emporen neben dem Altarraum (erste Hälfte des 13. Jahrh.).
5. Einbau des gotischen Gewölbes mit Emporen darüber. (15. oder 16. Jahrh.).

Was diese Entwicklung besonders anziehend macht, ist die Thatsache, dass der Kampf zwischen doppelchöriger und zweitürmiger Anlage, der das 11. Jahrhundert ausfüllt, an diesem einen Beispiel handgreiflich in die Erscheinung tritt. Ferner dass damit Hand in Hand geht der siegreiche Kampf des niedersächsischen Grundrissschemas mit 21 m langem Langhause gegen einen sonst in Sachsen nur noch in Huysеburg auftretenden Grundrisstypus von ganz anderen Verhältnissen. Dass dieser letztere an sich sowohl als in den Formen des Aufrisses merkwürdige Ähnlichkeit mit den alten Kirchen auf der Reichenau aufweist, ist eine Erscheinung, die den Walbecker Dom noch interessanter macht. Die Kreisfenster zumal sind eine im ganzen Nordosten in romanischer Zeit wohl einzig dastehende Form.

Heute ist der Bau eine traurige Ruine; nachdem er fast ein Jahrtausend gestanden hat, haben die letzten 10—15 Jahre das schlimme Verdienst, dem Dome das Dach genommen — vielleicht des Holzes wegen — und so den gänzlichen Verfall dieses eigenartigen Zeugen der Vorzeit in die Wege geleitet zu haben. Erst in neuester Zeit ist es den Dorfbewohnern verboten, die Kirche als Steinbruch zu benutzen. Wenn der Bau aber keine Bedachung wieder erhält, ist eine Erhaltung des Ganzen, soweit es noch vorhanden ist, nicht möglich. Die Darstellung auf Fig. 78 stammt aus dem Ende der 70er Jahre.*

Von der einst reichen Ausstattung ist nichts mehr vorhanden. Recht vollständig war diese noch im 18. Jahrhundert, wie aus der Beschreibung hervorgeht, die der Senior Dingelstädt in seiner Überarbeitung der Meibomschen Chronik bringt,[1] der den Zustand der Kirche folgendermassen schildert:

[1] Vgl. S. 118 ff.

„Im dreizehnten Seculo hat sie, wegen der grossen Kriege, viel ausgestanden, und sind nicht nur ihre zwei Türme, welche vermutlich dem festen Schlosse zu nahe gestanden, abgebrochen, sondern es ist auch ohne Zweifel mit der Kirche und dem Stift so übel verfahren, dass auch deswegen die Kanonici 1245 fast vorgehabt, sich von hier weg und nach Osterwiek zu begeben, wo ihnen der Bischof von Halberstadt die Pfarrkirche einräumen wollte. Welches aber, da es nicht zustande gekommen, und das Stift hier geblieben, so hat Bischof Volrad die ganz profanirte Kirche von neuen einweihen müssen.

„Sie ist nach alter Art in der Gestalt eines Kreutzes gebaut, bis unter das Ziegeldach von Steinen aufgeführet, und es fehlet ihr nur an einem rechten Turme, inmassen derselbe, da er vorher an der Abendseite der Kirche gestanden, her-



Fig. 78.

nach auf deren Giebelmauer gebracht worden. Darinnen hangen vier Glocken mit einer Schlageuhr, die Mauern der Kirche haben viele Veränderungen erlitten, wie solches an den veränderten Fenstern zu ersehen. Man geht in das sogenannte Schiff der Kirche etliche Stufen hinunter, und zum hohen Chor gehen etliche Stufen und dann zum hohen Altar noch etliche hinauf. In der Kirche befinden sich zehen gemauerte Pfeiler. Der obere Boden des Schiffs, wie auch zum Teil über dem hohen Chor, ist mit Brettern zugemacht, das übrige aber gewölbet, wie denn auch am hohen Chore noch drei kleine Gewölber sind, die vor Alters zu Capellen gedienet. Das hohe Chor ist mit einem hölzeren Gitter abgesondert, worüber eine Emporkirche vor die Capitularen gebaut ist . . . In diesem ist die Kanzel, nebst den Ständen, vor die Angehörigen der Capitularen, Stiftsbedienten und Einwohner; inmassen auf Weihnachten, Ostern und Pfingsten, auch wenn die Canonici zum Abendmahl gehen, darinnen gepredigt wird, da inmittelst der Gottesdienst in der Pfarrkirche nachbleibet. . . .[1]

[1] Nach Dannenberg S. 133, 134 befand sich die Kanzel auf dem Amtshofe zu Weferlingen und diente damals als Hundehütte!

„An Altären finden sich itzo noch fünf darinnen, welche alle besonderen Heiligen gewidmet gewesen, worunter der hohe Altar der heiligen Maria zugeeignet worden, wie aus dem daran gemahlten Bilde abzunehmen. Es sind noch mehr Altäre vorhanden gewesen . . . indem bekannt, dass eine jede Präbende ihren besonderen Altar gehabt . . .

„Das Schiff der Kirche ist mit den Gräbern der Decanorum und Kanonicorum angefüllet, die in habitu Clericali,[1] womit sie begraben werden, auf den Leichsteinen abgebildet sind. Die beide darunter befindliche letzte Katholische Decani, Lucianus Wiedenbeck starb 1594, und Johann Beneke starb 1598, sind mit einem Pelz-Chor-Mantel, und mit einem Kelche in der Hand, vorgestellet . . . Die übrigen Leichsteine und Grabschriften haben ebenso wenig als die im Kreutzgange, was merkwürdiges. Im hohen Chore ist nur das Grabmal des Stifters Graf Luthers des zweiten zu erkennen. Es ist mitten in demselben erhoben, wie es scheinet, von gegossnen Gips, auf welchem oben einige Platten von Alabaster eingelegt sind, und oben herum sind Ranken von Laubwerk . . .

„Vor diesem ist die Kirche, nach einem alten Inventario, mit vielem Geräthe an Mess-Gewanden, Altar-Bekleidungen, Leuchtern etc. versehen gewesen, jetzo ist, ausser vorgedachten Leuchter nichts mehr da. Das beste sind noch zwei Kelche, wie wol der güldene, welchen Kaiser Lotharius Saxo geschenket, auch leider abhanden gekommen . . .

„Von sogenannten heiligen Reliquien ist vor Alters eine gewaltige Menge in dieser Kirche gewesen, welche 1516 den 15. Junii, da der Kardinal und Erzbischof zu Magdeburg Albrecht diese Stiftskirche, mit ihren Kreutzgängen und Freythöfen zum drittenmahl mit vielen Feierlichkeiten eingeweihet hat, hervorgesuchet und gezeiget worden ... Jetzo aber ist nichts mehr da und die sogenannte. Sepulchra in den Altären sind alle ausgeleert."

Dingelstädt erwähnt schliesslich das häufige Vorkommen eines Wappenschildes mit der fünfblättrigen Rose und meint, dieselbe sei wol von den alten Grafen von Walbeck im Wappen geführt worden. Abel bezweifelt das, da in so früher Zeit noch keine Wappen existiert hätten. Die betr. Rose ist nach der gefälligen Mitteilung des Herrn von Mülverstedt das Wappenbild des Propstes Joh. v. Mahrenholz, der 1538 starb und unter dessen Amtsführung allem Anschein nach die dritte Einweihung 1516 durch den Erzbischof, späteren Kardinal Albrecht, sowie die offenbar vorangegangene Restauration der Stiftskirche stattfand.[2]

*Wir sehen daraus u. a., dass damals noch der Kreuzgang vorhanden war, von dem jetzt keine Spur mehr zu sehen ist. Auch geht aus dieser Beschreibung hervor, dass der Altarraum nur wenige Stufen höher lag als das Kirchenschiff, dass also keine Krypta vorhanden gewesen sein kann.

Von den Gegenständen im Innern dürften sich unter den Trümmern vielleicht noch einige Grabsteine finden. Sonst ist alles vernichtet. Dass auch von den Glocken keine mehr an ihrem ursprünglichen Orte ist, versteht sich nach der bisherigen Darstellung von selbst. Nach Dingelstädt waren es, wie wir sahen,

[1] Eine Darstellung eines Walbecker Canonicus in seiner Amtstracht bringt P. W. Behrends, Neuhaldensleben II vor S. 1.

[2] Urkundlich kommt er als Propst 1517 zuerst vor, s. Verzeichnis.

fünf. Nach einer Mitteilung des Hofrats Fahrenholz zu Walbeck an den thür. sächs. Geschichts- und Altertumsverein (N. M. VI, 2) sind 1815 vier vom Unterpräfekten der westfälischen Regierung (nach Dannenberg vom Unterpräfekten von Neuhaldensleben) an die Kirchen von Nordgermersleben, Sohlen, Diesdorf und Crakau abgegeben. Eine nur blieb damals in Walbeck und hing noch 1876 in dem auf Fig. 78 sichtbaren Dachreiter. Jetzt ist sie mit in dem neuen Turme der Dorfkirche aufgehängt. Sie hat alle Kennzeichen eines hohen Alters (Fig. 79). Die Krone sowohl als die Rippe mit dem fast wagerecht abgeschnittenen Schlagring, sowie auch die an den vier Seiten angebrachten Zeichen, abwechselnd ein Kreuz und ein apokalyptisches Zeichen ♁ und ⚓ (Fig. 80), die roh in den Mantel der Glocke eingeritzt worden sind, weisen darauf hin. Ihr unterer Durchmesser ist 74, die Höhe 65 cm, sie hat also ganz gefällige Verhältnisse. Der Hals ist von zwei Schnüren eingefasst, zwischen denen die genannten vier Zeichen stehen, und der Übergang zum Schlagringe wird durch zwei Einziehungen angedeutet. Sie kann um 1100 gegossen sein. Von den übrigen einst hier vorhandenen Glocken kann ich nur die von Crakau und von Diesdorf zur Vergleichung heranziehen. Sie machen beide einen noch altertümlicheren Eindruck. Die erstere (Fig. 81) hat einen Durchmesser von 54, eine Höhe von 47 cm; sie verjüngt sich also mehr nach oben und ist schlanker. Am Hals fehlt jede Verzierung, der Übergang zum Schlagring wird durch einen kräftigen Absatz von stumpfwinkligem Querschnitt bezeichnet. Besonders merkwürdig ist der obere Abschluss der Haube, der durch eine kreisrunde Platte gebildet wird. Das ist eine recht seltene Erscheinung, die auf ein hohes Alter zu deuten scheint. (Die kleine Glocke in Weddersleben bei Quedlinburg hat ausser anderen Kennzeichen eines sehr hohen Alters ebenfalls diesen wagerechten Abschluss.)[1] Von den Walbecker Glocken ist sie vielleicht die älteste.

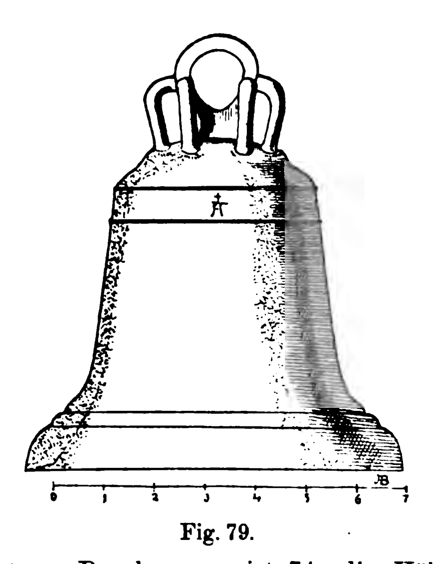


Fig. 79.

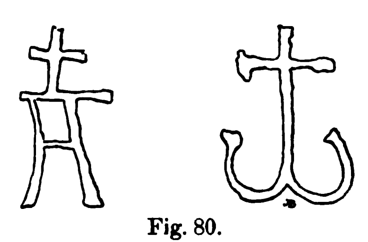


Fig. 80.

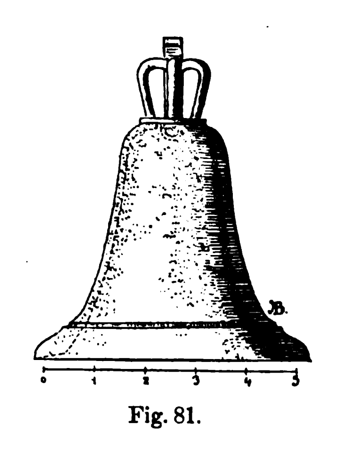


Fig. 81.

Von allen ist aber die nach Diesdorf entführte die merkwürdigste, die eben deshalb vom

[1] S. meine Mitteilung bei Schmidt, zur Erinn. an H. Otte, S. 33.

Provinzialmuseum in Halle angekauft und dort aufgestellt ist. Sie hat nämlich eine Inschrift, eine für die Frühzeit seltene Erscheinung. Die Glocke ist deshalb schon öfter beschrieben und einmal auch genau gezeichnet worden.[1] Ihre Höhe beträgt 50, der untere Durchmesser 52 cm. Da sie einen oberen Durchmesser von 31 cm hat, so ist ihre Form, im Gegensatz zu der schmächtigen Crakauer, gedrungen. Ihre unverhältnissmässig grosse Krone lässt dies noch mehr hervortreten (s. Fig. 82, nach Schönermark). Besonders interessant sind die beiden dreieckigen Vertiefungen, die sich zu beiden Seiten des breiten Mittelbogens auf der Platte finden. Obgleich nur bei wenigen Glocken nachgewiesen, entsprechen sie doch dem Verfahren, das nach den schedulae diversarum artium von Theophilus presbyter, der seine Arbeit etwa um 1100 verfasste,[2] damals üblich war. Denn Theophilus schreibt die Anbringung von (freilich vier) dreieckigen Löchern (foramina) neben dem Halse (juxta colium) vor, „damit der Klang besser sei". Die dreieckigen Vertiefungen an unserer Glocke sind aber nicht durchbohrt; es lässt sich jedoch vermuten, dass sie bestimmt waren, durchbohrt zu werden, was aus irgend einem Grunde unterblieben ist.

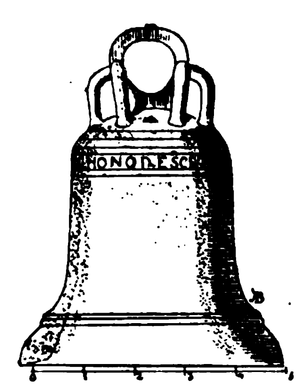


Fig. 82.

Diese Glocke hat nun eine durch ihre Buchstabenform besonders merkwürdige Inschrift, die in das Hemd der Form in wenig sorgfältiger Weise eingegraben worden ist. (Fig. 83.)

Fig. 83.

Es treten hier Lapidar und Uncialbuchstaben vermischt auf, und zwar überwiegen die ersteren, ein Zeichen ganz frühromanischer Zeit; unter ihnen ist die Form des R besonders bezeichnend, weil sie beweist, wie wenig die Uncialformen noch ausgebildet waren. Der grösste Teil ist ohne weiteres klar, nämlich: In honore sancte trinitatis. Über den Rest hat man sich solange gestritten als die Glocke überhaupt bekannt und besprochen ist. Wiggert las ‚in aenea' oder ‚aerea', und dachte an eine Verkürzung für ‚in äere amen'. Schönermark hält für wahrscheinlicher eine Zusammenziehung aus ‚in eternitate.' Auch ‚in aeternum' hat man lesen wollen, was nicht allein des ae wegen, wofür e zu erwarten wäre, unmöglich ist, sondern weil weder ein T noch ein R vorhanden ist. Alle diese Versuche beruhen denn auch mehr auf der Phantasie als auf strenger Beachtung der Inschriftzeichen selbst. Ich gebe deshalb hier die Zeichnung der fraglichen

[1] bei Schönermark: Altersbestimmung der Glocken 1889 (Berlin, Ernst und Korn), sonst s. Dr. Jul. Schmidt Zur Erinnerung an Heinrich Otte 1891 (Hendel), worin sich Ottes letzte unvollendete Arbeit über Glocken befindet. Zum erstenmale ist auf die Glocke hingewiesen von Wiggert in den N. Mitteil. des thüring. sächs. Geschichts- und Altertumsvereins VI, 2. Heft.

[2] nach Albert Ilg, Einleitung zur Übersetzung des Schedulae S. XLII.

Stelle nach einem scharfen Papierabdruck, den ich der Güte des Herrn Prof. Jul. Schmidt verdanke. (Fig. 84.) Daraus ergiebt sich, dass ‚Amen‘ gelesen werden



Fig. 84.

muss. Das A ist zwar undeutlich, denn der vordere Strich ist in das vorhergehende S hineingeraten und durch dieses verdunkelt und z. T. verwischt. Der wagerechte Verbindungsstrich ist selbst recht schwach ausgeprägt, was seinen Grund darin hat, dass man bei dem Eingraben der Buchstaben in das aus festem Talg bestehende Hemd nach den Seiten zu weniger Kraft anwenden konnte, als nach unten. Das über den rechten senkrechten Strich hinausgehende Ende ist dagegen besonders deutlich. Der folgende Buchstabe ist M, der hier genau die Form hat wie auf der Lullusglocke in Hersfeld, auch ebenso mit E verbunden ist.[1] (Fig. 85.) Da dies M in dem Eigennamen Meginhari[9] steht, so ist ein Zweifel an seiner Bedeutung nicht möglich.



Fig. 85.

Dann folgt ᑎ, zusammen also ‚Amen‘. Wenn nun noch einmal Eᑎ folgt, so beruht das nur auf einem Versehen des Einritzers, der vergass, dass er diese Silbe schon geschrieben hatte, ein Fehler, der in den Handschriften sich tausendfach findet. Diese Inschrift sowohl wie die Form der Glocke und die Technik ihrer Herstellung, die noch nicht dazu gelangt war, den Mantel abheben zu können, weisen in das 11. Jahrhundert; man kann also als sicher annehmen, dass die Glocke bald nach dem Brande von 1011 gegossen ist. Die Lullusglocke in Hersfeld gehört ungefähr in dieselbe Zeit, denn Meginharius, womit doch wahrscheinlich der Hersfelder Abt gemeint ist, stand der Abtei von 1036—1059 vor.*

Wann der letzte Gottesdienst im sogenannten „Dom“ gehalten worden ist, hat Dannenberg nicht mit Sicherheit ermitteln können. Doch ist jedenfalls der Huldigungsgottesdienst für König Jérome von Westfalen noch in demselben gehalten worden.

Das Stift war der hl. Maria geweiht, doch müssen früh noch St. Pancratius — nach v. Mülverstedt der Schutzheilige des gräflichen Hauses Walbeck[2] — und St. Anna hinzugekommen sein, da das alte Decanatssiegel diese beiden ausser der Maria zeigt.[3] Dagegen hat das von v. Mülverstedt beschriebene Siegel nur die hl. Maria.

Wie fast durchweg so ist auch hier in dem anschliessenden Dorfe (jetzt Flecken) Walbeck eine besondere Gemeindekirche erbaut worden, welche dem

---

[1] s. Schmidt, zur Erinnerung an H. Otte, S. 26.

[2] Harzzeitschrift 1869 IIb S. 169, 170.

[3] Vgl. Meibom Dingelstädt Abel S. 117, Dannenberg S. 127, sowie die Provinzialblätter für die Provinz Sachsen 1839 Nr. 142.

Erzengel Michael geweiht wurde. In dieselbe waren auch die Bewohner des eingegangenen Dorfes Edesbünne eingepfarrt. Entsprechend dem Bedürfnis der Bevölkerung ist sie im modernen Stil einmal vergrössert, während der frühromanische Turm einstweilen noch blieb. Er besass gekuppelte, romanische Fenster, die Zwischensäulchen hatten Würfelkapitäle und attische Basen mit Knollen, stammten mithin aus einer Zeit, die nicht vor 1100 lag.[1] Jetzt ist auch der Turm von Grund aus erneuert. Die 3 der Kirche von jeher eigenen Glocken des Turmes haben 1,05, 0,85, 0,58 m Durchmesser. Die grösste ist von Kasten in Halberstadt 1729, die beiden kleineren sind 1775 von C. G. Ziegner in Magdeburg gegossen. Über die aus dem Dome stammende alte ist oben (S. 174) ausführlich gehandelt.

Der Gottesdienst in der Kirche wurde in katholischer Zeit durch einen Canonicus oder einen Vikar versehen. Bei der Visitation 1564 finden die Visitatoren[2] einen Kanonicus als Pfarrer, der in grober Unzucht lebt. Die anderen Canonici unterstützen ihn gegenüber dem Drängen der Visitatoren auf Besserung oder Resignation, sodass die Letzeren schliesslich die Gemeindeglieder bis auf Weiteres an die benachbarten Geistlichen weisen. Bei der Visitation von 1589 ist ein evangelischer Pfarrer da, der mit den „Pfaffen zu Walbeck" wenig Gemeinschaft hat. Übrigens ist schon sein Vorgänger Eilers evangelisch gewesen, der bereits 1568 nach Eschenrode versetzt war. Demnach hat jener unwürdige Canonicus nicht mehr lange die Pfarre behauptet. —

Quellen: Thietmar von Merseburg. Meibom, Walbeckische Chronika 1619, Meibom's Walbecksche Chronika, vermehrt und verbessert vom Senior C. F. Dingelstädt und und von C. Abel 1749. — Schmidt, Urkundenbuch des Hochstifts Halberstadt, Bd. I—IV. Harzzeitschrift VI. II b und c. IX. XI. = Riedel, A. 16, 318. 17, 41. 460. 22, 414. 24, 344. B. 1, 71. 91. 148. 149. 2, 508. — Neue Mittheilungen etc. des Thüring-Sächs. Vereins etc. II. S. 38—61. Provinzialblätter für die Provinz Sachsen 1839 Nr. 141. 142. Braunschweigische Anzeigen 1748 St. 77. 78. 1750 St. 21. 23. J. F. Falke). Magdeb Geschichtsblätter 1877, S 123—138. S. Walther Sing. Magd. V u. A. im Artikel selbst angegebene Werke und Aufsätze.

Wassensdorf.

[1425 Wasmestorpe, 1477 Wasmestorppe, 1564 Wasmerstorff].

Dorf von 317 Einw., 28 km von Gardelegen, eingepfarrt nach Kaltendorf (vgl. den Art.)

Der Ort gehört zum Ländchen Öbisfelde und ist altsächsischen Ursprungs P. W. Behrends vermutet, derselbe sei im 11. Jahrhundert von Öbisfelde aus gegründet. Dagegen setzt L. Parisius[3] den Ursprung ins 12. Jahrhundert und schreibt ihn wie überhaupt den der Ländchendörfer westfälischen Drömlingscolonisten zu, da hier wie in manchen Gegenden Westfalens die Hofbesitzer mit den Hofnamen genannt wurden. Übrigens hängt der Name, da hier der niederdeutsche Dialekt herrscht, nicht mit Wasser zusammen, sondern stammt vermutlich von einem Personennamen Wasme oder Wasmod.

Jan von Oberg verkauft 1425 dem Pfarrer Arnd zu Öbisfelde für 10 Mark u. a. 18 Schillinge Geldes alter Braunsch. Pfennige im Dorpe to Wasmestorpe,

[1] Vgl. Dannenberg S. 130.
[2] Nebe a. a. O. S. 245 ff. vgl. S. 244.
[3] Dietrichs und Parisius, Bilder aus der Altmark II S. 69.

über welches Geschäft der genannte Pfarrer Arnold 1439 eine besondere Erklärung abgiebt. Im Öbisfelder Bierprivilegium von 1477 findet sich auch Wasmestorppe als Zubehör von Öbisfelde genannt. Im Visitationsrecess von 1564 steht Wasmerstorff unter den übrigen Ländchendörfern und ist mit ihnen in die Kirche von Kaltendorf eingepfarrt. Es hat damals 17 Hauswirthe; zu Walthers Zeit, der Wassenstorf oder Wasemstorf schreibt, deren 18.

S. Walther a. a. O. VI S. 56. 121. 180. P. W. Behrends Öbisfelde S 128–130.

Weddendorf.

[c. 1350 Wedendorp. — dorpe, 1477 Wedendorppe, 1518 Weddendorff, 1564 Wedendorff].

Dorf von 715 Einw., 27 klm. von Gardelegen, eingepfarrt nach Kaltendorf (vgl. d. Art.)

Bezüglich des Ursprungs etc. gilt das bei Wassensdorf gesagte. Behrends schliesst aus der Grösse der Feldflur auf das Alter und hält es für eines der ältesten Dörfer des Ländchens Öbisfelde. Jedenfalls ist es nächst Kaltendorf das grösste dieser Dörfer, und seine Bedeutung unter denselben wird auch daraus ersichtlich, dass hier allem Anschein nach in alter Zeit das Landgericht über die Ländchendörfer gehalten wurde. Auf dem freien viereckigen Platz mitten im Dorfe, den auch Kaltendorf, Breitenrode und Wassensdorf haben, befanden sich hier noch zu Behrends Zeit steinerne Bänke und ein steinerner Tisch.

Weddendorf wird urkundlich zuerst im Lehnsbuch der Herzöge Magnus und Ernst v. Braunschweig 1344—65 genannt. Laut desselben haben Otto und Borchard von Marenholz 4 Höfe und den Zehnten in wedendorpe von den Herzögen zu Lehen. Ausserdem überlässt Herzog Magnus an Borchard v. Mahrenholz 1348 eine wort vor dem dorpe to wedendorp. Im Bierprivilegium von 1477 steht Wedendorppe in der Reihe der Dörfer des Ländchens als Zubehör von Öbisfelde. Im Schadlosbrief der Gebrüder von Bülow 1518 wird dem Rat von Öbisfelde zur etwaigen Ergänzung der ihm auferlegten Zinszahlung an die Gläubiger der v. Bülow von letzeren auch der Hofzins in Weddendorff zur Verfügung gestellt. Nach dem Visitationsrecess von 1564 sind in Wedendorff 30 Hauswirte, zu S. Walthers Zeit 1736 deren 34.

Sudendorf II Nr. 79. 296 Walther VI S. 56 67. 179.
Danneil, Protokolle etc. Heft II S. 136. 137. P. W. Behrends a. a. O. S. 130—132.

Weferlingen.

[965 Weiverlingi (?), 1239 Wevelinge, — ghe; ebenso 1241, 1311, 1314, 1380, 1435 etc. c. 1250 Wevelighe, 1316 Vevelinck, 1321 Vevelinge, 1380 Wefelinghe, 1438 Wefelinge, 1441 Weverlinge, 1514 Weverlingen, 1533 Wevelingen].

Marktflecken von 2277 Einw., 30 km. südwestlich von Gardelegen.

Weferlingen ist der Hauptort des nach ihm benannten früheren Halberstädtischen Amts, welches die Ortschaften Weferlingen, Eschenrode, Hödingen, Behnsdorf, Belsdorf, Döhren, Eickendorf, Everingen, Klinze, Ribbensdorf, Siestedt, Seggerde und Walbeck nebst einigen Vorwerken umfasst. Doch nahmen Walbeck und Seggerde eine gewisse Sonderstellung ein.

Die Burg Weferlingen an der Aller verdankt wie die übrigen der Gegend ihre Entstehung vermutlich dem Bestreben, das von den vordringenden Slaven wiedereroberte Land zu sichern und ihren neuen Vorstössen gegenüber zu behaupten. Sie gehörte wahrscheinlich zu der im 11. Jahrhundert öfter genannten Grafschaft Lothars (Walbeck), später zur Nordmark und Mark Brandenburg und wurde allmählich ein Zankapfel zwischen Brandenburg, Braunschweig, Magdeburg und Halberstadt. Vorwiegend behauptete sie der Bischof von Halberstadt, zu dessen Diöcese sie nebst Zubehör gehörte, und erhielt den Besitz schliesslich unbestritten (s. unten).

Das Weiverlingi, dessen Zehnten 965 der Bischof v. Halberstadt auf Wunsch des Kaisers Otto I. der Gandersheimer Kirche abgiebt, ist allem Anschein nach der bei Schöppenstedt gelegene Ort dieses Namens.[1] Von diesem leitet von Mülverstedt[2] das Geschlecht v. Weferlingen her, welches im 13. bis 15. Jahrhundert namentlich in Halberstädtischen Urkunden öfter genannt wird. Eine nähere Beziehung dieses Geschlechts zu unserem Weferlingen lässt sich nicht nachweisen. Dagegen haben offenbar die v. Honlage zu Weferlingen sich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts hier und da v. Weferlingen geschrieben, und das hat wohl die Klarstellung dieser Verhältnisse bisher erschwert. Der Ludolfus v. Wefelingen, welcher 1239 gewisse Übergriffe gegen die Bürger des Fleckens (bleck) Weferlingen sühnt, ist unzweifelhaft identisch mit dem Ludolf v. Honleghe, der 1241 dem Stift Walbeck den Zehnten von Wevelinghe verkauft, welchen er von Halberstadt zu Lehen getragen. Es wird vermutet, dass die v. Honleghe das Schloss schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts erhielten, ob als Brandenburgisches oder Halberstädtisches Lehen muss unentschieden bleiben. Eine bei Riedel[3] abgedruckte Notiz über einen Bund des Königs Erich v. Dänemark (c. 1316) mit Märkischen Edelen, darunter den v. Alvensleben mit den Schlössern Alvensleben, Weferlingen und Jerxheim, spricht für nähere Beziehung zu Brandenburg. Dass damals die von Alvensleben das Schloss W. besassen, wird durch eine 1321 in Vevelinge ausgestellte Urkunde dieses Geschlechts bestätigt. Demnach haben die v. Honlaghe nicht ununterbrochen den Besitz von Weferlingen behauptet. Walther und Behrends berichten auf Grund einer chronistischen Nachricht,[4] dass Herzog Albert v. Braunschweig 1318 das Schloss Weferlingen eroberte und 10—15 Jahre später Bischof Albert II. v. Halberstadt die v. Honlage demütigte und sie mit ihrem Schlosse Weferlingen neu unter die Oberhoheit seines Bisthums brachte. Als sicher ist anzunehmen, dass in den Unruhen, die dem Erlöschen des Hauses Ballenstädt folgten, Weferlingen in Halberstädtischen Besitz kam. Jedenfalls finden wir, wie mehrere Urkunden ausweisen, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und später die v. Honlage zu Weferlingen als Lehnsträger des Bisthums Halberstadt. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts muss eine Annäherung der v. Honlage an Braunschweig erfolgt

[1] Schmidt, Urkundenbuch etc. Bd. I Nr. 34.

[2] Harzzeitschrift 1869 II a S. 123—125. — Dasselbe Weferlingen ist offenbar auch im Lehnsbuch des Herzogs Otto von Braunschweig gemeint, wo Borchard v. Asseburg das Schloss und 8 Hufen nebst einer Mühle zu Lehen trägt, vgl. Sudendorf I S. 167.

[3] Cod. dipl. B. 1, 388. Das Bündnis hat nur eine ganz kurze Zeit gewährt. Vgl. A. 17, 56.

[4] Retmeyer Hist. Brunsv. vgl. Walther V S. 21; P. W. Behrends, Öbisfelde etc. S. 195.

sein, wodurch sie dem Magdeburgischen und Halberstädtischen gefährlich werden mochten. Der Erzbischof Ernst von Magdeburg und Administrator von Halberstadt sah sich dadurch veranlasst, Weferlingen zu erobern und Lorenz von Honlaghe zu vertreiben. Obwohl der letztere eine Stütze in Churfürst Johann von Brandenburg gefunden zu haben scheint, der ihn 1489 mit Gütern belehnte,[1] tritt doch das Geschlecht fortan zurück und scheint bald erloschen zu sein.

Weferlingen kam nach kurzer Sequestration[2] wieder definitiv an das Bistum Halberstadt, welches fortan die Burg nebst Zubehör entweder verpfändete, wie 1514 an die v. Alvensleben, 1526 an die v. Mahrenholz, oder durch Hauptleute oder Amtleute verwalten liess.

Im westfälischen Frieden kam mit dem Bistum Halberstadt auch Weferlingen in die Hände des grossen Kurfürsten, welcher es 1650 dem schwedischen General von Königsmark überliess. Letzterer trat Weferlingen 1662 an den Landgrafen v. Hessen-Homburg, Brandenburgischen General der Kavallerie, ab. Diesem war Weferlingen nur verpfändet. Doch wurde ihm 1694 beim Eintausch von Öbisfelde gegen Neustadt a. Dosse die Verpfändungsfrist bezw. für seine Familie auf 30 Jahre nach seinem Tode verlängert. Indessen kaufte König Friedrich I. schon 1701 Weferlingen wieder und wies es etliche Jahre später dem Markgrafen Christian Heinrich v. Culmbach als Residenz an, der 1706 das Schloss bezog. Friedrich Christian von Baireuth-Culmbach († 1769) liegt in der Kirche begraben. Sein Andenken lebt in einer reichen Stiftung fort. Das Amt wurde seit 1715 wieder von königlichen Amtleuten verwaltet, später in eine Domäne verwandelt und diese in diesem Jahrhundert an die Freiherren von Spiegel auf Seggerde verkauft. Doch ist (wie im Kloster Neuendorf) das Königliche Patronat der Pfarrstellen geblieben.

Auch hier hatten schon im frühen Mittelalter die Inhaber der Burg nicht den gesamten Besitz. Das Stift Walbeck, welches, wie oben bemerkt, 1241 den Zehnten erwarb, besass nach dem älteren wie dem neueren Güterverzeichnis mehrere Hufen in Weferlingen. Ausserdem hat das Bistum Halberstadt nach dem Lehnsregister von 1311 dort Besitzungen, später ferner die v. Alvensleben, v. Warburg etc. Die Kirche St. Lamberti ist mehrfach mit Stiftungen bedacht worden, 1239 von Ludolf v. Honlaghe, 1383 von Siverd von Gropendorf, 1404 von Rixa, Gemahlin Rudolfs von Honlaghe, 1415 von Ghese Knochenhauer etc. Die von Honlaghe erlangten 1350 vom Bischof von Halberstadt, dass die in Eschenrode jährlich am Himmelfahrtstage stattfindende Herumtragung der Reliquien abwechselnd in Weferlingen geschehen dürfe. Von Bedeutung war die Fraternität oder Gilde der Jungfrau Maria, welcher mehrere obiger Stiftungen zu gute kamen und für welche Lorenz v. Honlage 1485 kurz vor seinem Sturze die bischöfliche Konfirmation erlangte. Noch 1496 erwarb der damalige Befehlshaber der Burg Heinrich Begger für diese Fraternität einen Ablass. Von Pfarrern werden 1348 Herr Albrecht, 1383 Herr Bernd genannt. Bei den Visitationen von 1564 und 1589 hat die Propstei St. Alexander zu Einbeck das Patronat.

---

[1] Vgl. A. G. V. 6, 55. Die von Alvensleben erhielten die gesamte Hand, vielleicht waren sie den v. Honlage verwandt. Vgl. zu letzterem noch Walther V, S. 21.

[2] Graf Heinrich v. Stolberg, vgl. Walther V, 22.

Der Ort heisst schon 1239 „bleck“, die Bewohner werden bald Bürger bald Bauern genannt.

*So stattlich und schmuck die älteste dem romanischen Baustile angehörige Kirche, früher St. Lamberti, jetzt zum heil. Geist, gewesen sein wird, so öde ist, wenigstens von aussen gesehen, das jetzige Gebäude.

Das einzige merkwürdige an ihr ist, dass trotz ihres völligen Neubaues im vorigen Jahrhundert romanische Anklänge in ihr stark vertreten sind. Der Grundriss des westlichen Turmbaues (Fig. 86) mutet ganz romanisch an und die überall angewandten Rundbogen verstärken diesen Eindruck. Wahrscheinlich hat man die Grundmauern des abgebrochenen romanischen Turmbaues grössten-

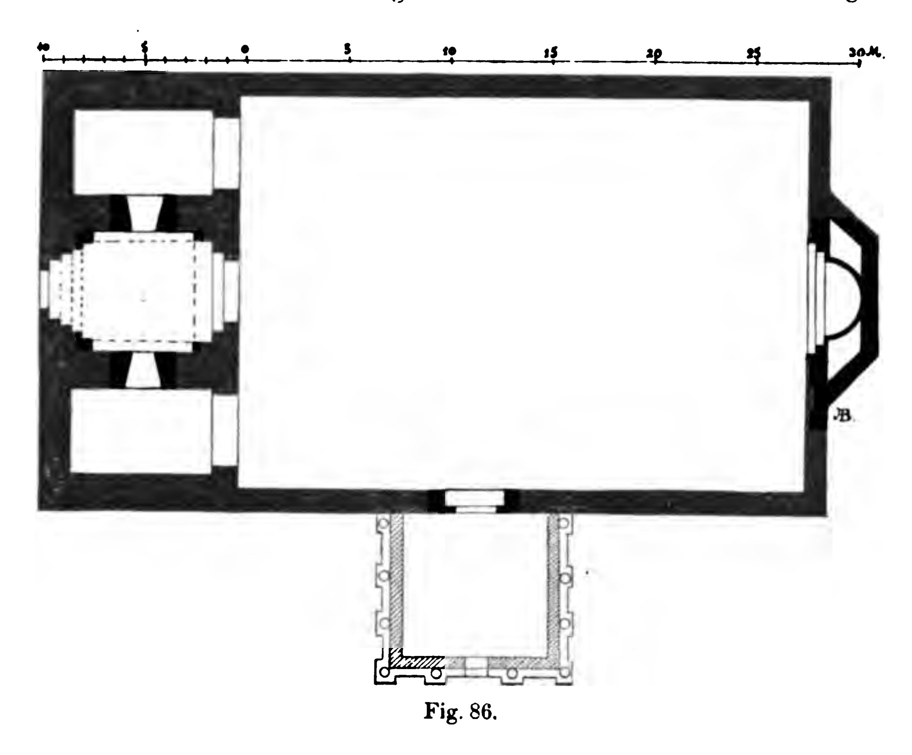


Fig. 86.

teils wieder benutzt, die eine doppeltürmige Anlage verraten. Der jetzt stehende Turm steht über der Mitte und die Seitenteile sind mit den Umfassungswänden der Kirche verschmolzen, deren Dach sich über ihnen fortsetzt.

Im sonst ganz langweiligen und eintönigen Kirchenschiffe wird man durch den Anblick einer romanischen Apsis überrascht, die sich bei näherem Zusehen als nicht vielmehr als eine Kulisse erweist. Denn ihre Wand ist nur 29 cm stark und mit einer Balkendecke geschlossen, die aber vom Schiff aus nicht sichtbar ist. Die Aussenwand der Kirche zeigt dagegen in voller Wandstärke ein halbes Sechseck, das also die Apsiswand ummantelt. Wenn auch diese letztere neu ist, so könnte der schöne Rundbogen, mit dem sie sich nach der Kirche zu öffnet, wohl der einzige Rest der früheren romanischen Kirche sein, der seinen, wie es scheint, in Stuck ausgeführten Schmuck später erhalten hat (Fig. 87).

Wenn man freilich in Betracht zieht, dass die drei Turmteile sich mit hohen Rundbogen nach der Kirche zu öffnen, so kann man auch den Apsisbogen für gleichzeitig halten mit dem ganzen Kirchenbau. Es dürfte sich dann so leicht wohl ein Beispiel dafür finden, dass tief in der Barockzeit romanische Formen so auf einen Kirchenbau eingewirkt haben.



Fig. 87.

An die düstere und schmucklose südliche Umfassungswand der Kirche lehnt sich ein eigenartiges Kunstwerk an, das in grellem Gegensatze steht zu der Kirche selbst. Es ist das in edlen Rokokoformen erbaute Grabgewölbe des 1769 verstorbenen Markgrafen Friedrich Christian von Brandenburg-Culmbach, das zugleich eine Vorhalle zur südlichen Kirchthür bildet. (Fig. 88 u. 89). Die drei aus schönen Sandsteinquadern aufgeführten Wände zeigen wagerechte und senkrechte Dreiteilung; erster wird durch ein Gurtgesims, das den hohen Sockel abschliesst, und durch einen von weit ausladendem Gesims überschatteten Architrav hergestellt, letztere durch im Ganzen zehn schlanke auf hohen verzierten Sockeln ruhende Säulen mit korinthisierenden Kapitälen bewirkt, über denen der Architrav mit seinem Gesimse sich verkröpft. Während der Architrav mit einfachen Rokokoornamenten geschmückt ist, werden die Seitenfelder der Wände mit antiken Trophäen, die in einigen Fällen durch mittelalterliche Helme gekrönt werden, ausgefüllt.

Über diesen Trophäenfeldern sieht man von Rokokoranken eingerahmte Symbole, die auf Tod und Unsterblichkeit zu deuten scheinen.

Die Mittelfelder sind an den Seiten durch je ein gefälliges mit geschmackvoller Schmiedearbeit vergittertes Fenster ausgefüllt, in der das Monogramm FC unter dem Fürstenhut sichtbar ist. An der Vorderseite öffnet sich eine mit besonders gelungenem Rankenwerk reich geschmückte Thür, deren Eisengitter einfach, aber zierlich gestaltet ist. Der Schlussstein enthält inmitten üppiger Ranken ein anmutiges Gesicht.

Über der Thür ist die folgende ebenfalls reich ornamentierte Inschrift angebracht:

FRIDERICVS CHRISTIANVS

PRINC : BOR : MARCH : BRANDENB : CVLMB : VT : EODEM QVO

ORTVS · SOLO · TEGATVR · ET · PATRIA · QVONDAM · RECIPIATVR · TELLVRE

HOC · MONVMENTVM · SEPVLCHRALE · MAGNIS · SVMTIBVS · MAIORE · PIETATE

VIVVS · SIBI · EXTRVI · IVSSIT · ET · CINERI · DICAT AN · MDCCLXVI · ANNVM · AETATIS

LVIII · INGRESSVS

PRINCEPS · PIVS · FELIX · CLEMENS · MVNIFICENTISSIMVS · AETERNA

NOMINIS · FAMA · DIGNISSIMVS

QVEM · PRIOR · EST · MIRATA · SEQVENS · MIRABITVR · AETAS

(Friedrich Christian, Prinz von Preussen, Markgraf v. Brandenburg-Culmbach, um von demselben Boden, dem er entsprossen, bedeckt und einst in heimatlicher Erde aufgenommen zu werden, hat dieses Grabdenkmal mit grossen



Fig. 88.

Kosten [und noch] grösserer Frömmigkeit sich bei Lebzeiten errichten lassen und weiht es seiner Asche. Im Jahre 1766 im Beginn des 56. Lebensjahres.

Ein frommer, glücklicher, milder und freigebiger Fürst ist ewigen Namensruhmes wert.

Wen die Mitwelt bewundert, den feiert dereinst auch die Nachwelt).

Über diesem Mittelfelde erhebt sich ein Aufsatz, der unter einem kräftigen, in der Mitte ausgeschweiften Gesimse das Brandenburgische Wappen inmitten kriegerischer Embleme, Fahnen, Waffen, Pauken und Trommeln enthält; der Fürstenhut ruht auf dem Wappenschilde.



Fig. 89.

Das Ganze krönt die trefflich gearbeitete sitzende Figur des Todes, die durch Flügel und Sense charakterisiert ist. Über den schmaleren Seitenfeldern standen zwei Figuren in aufrechter Haltung; leider ist nur eine, eine schöne Frauengestalt, erhalten. In anmutiger, doch etwas theatralischer Bewegung blickt sie zu dem Todesgotte empor, in der Linken ein Füllhorn haltend. Sie

soll also andeuten, dass alle Lebensfreude durch den Hinblick auf das unvermeidliche Ende gedämpft wird oder werden soll. Das liebliche, aber etwas kokette Gesicht der Figur harmoniert freilich nicht ganz mit diesem ernsten Gedanken.

Dass der Künstler dieses über die Durchschnittsleistungen der Zeit hervorragenden Werkes nicht aus dem Orte stammt, ist selbstverständlich; wenigstens dürften dann ähnliche Arbeiten in Weferlingen und Umgegend nicht fehlen. Es wird ein namhafter Berliner Künstler gewesen sein, der am Hofe Friedrichs des Grossen thätig war. So wäre denn ein Schimmer von dem Glanze der Königstadt und dem Kunstgeschmacke des grossen Königs auch auf die kleine Residenz Weferlingen gefallen, die in ihren Räumen damals auch sonst manchen wertvollen Gegenstand der Kunst besessen haben wird, bis der Verfall und die Entweihung des Schlosses der Herrlichkeit ein Ende machte. —

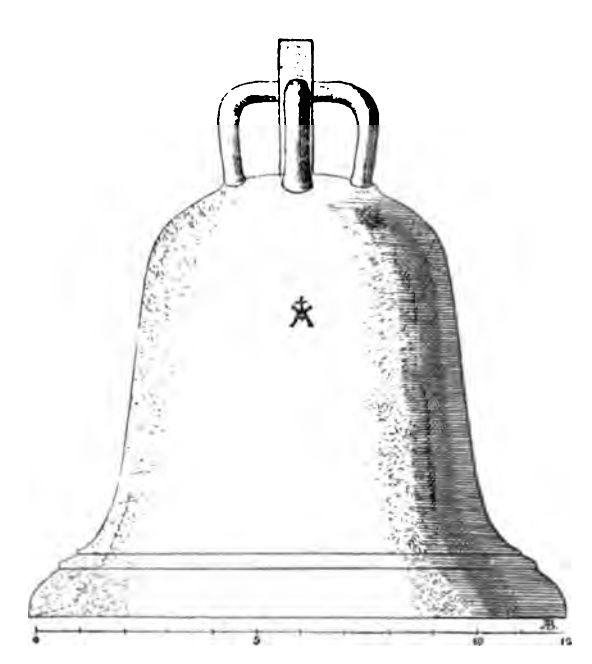


Fig. 90.

Auf dem Kirchthume hängen drei Glocken, eine schwer zugängliche kleine Schlagglocke in der Laterne und zwei ander ziemliche gleich grosse Glocken. Die eine (Fig. 90) hat 1,24 m unteren, 0,94 m oberen Durchmesser, 1 m Höhe ohne die Krone und 2,2 cm starke Rippe. Der Schlagring (8 cm stark) ist annährend wagerecht abgeschnitten, ein Beweis, dass die Glocke in die romanische Zeit gehört, worauf auch die apokalyptischen Zeichen, die an der Nord- und Südseite stehen, sowie die im Westen und Osten vorhandenen Kreuze weisen. (Fig. 91). Diese sind roh in den Mantel der Glocke eingeritzt worden, auf der Glocke stehen sie also erhaben, jedoch nur wenig. Sonst fehlt ausser der Profilierung des Schlagrings jede Verzierung. Ihr Alter kann nicht sehr verschieden sein von dem der oben beschriebenen und abgebildeten Walbecker Glocke, die das Alpha und Omega und die beiden Kreuze von ähnlicher Form und Grösse und in derselben Art hergestellt aufweist. Es wäre nicht unmöglich, dass sie auch aus Walbeck stammt, wenn auch in der

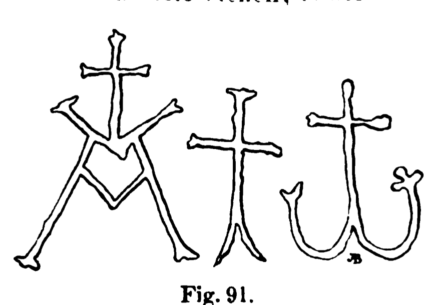


Fig. 91.

erwähnten, von Wiggert wiedergegebenen Mitteilung des Herrn Hofr. Fahrenholz (S. 174) Weferlingen nicht erwähnt wird. Dass beide Glocken von ein und demselben Giesser hergestellt sind, scheint mir aber zweifellos.

Die andere ebenso grosse (1,26 unterer Durchmesser) hat die gewöhnliche seit der gothischen Zeit allgemein übliche Form. Sie ist aber merkwüdig wegen

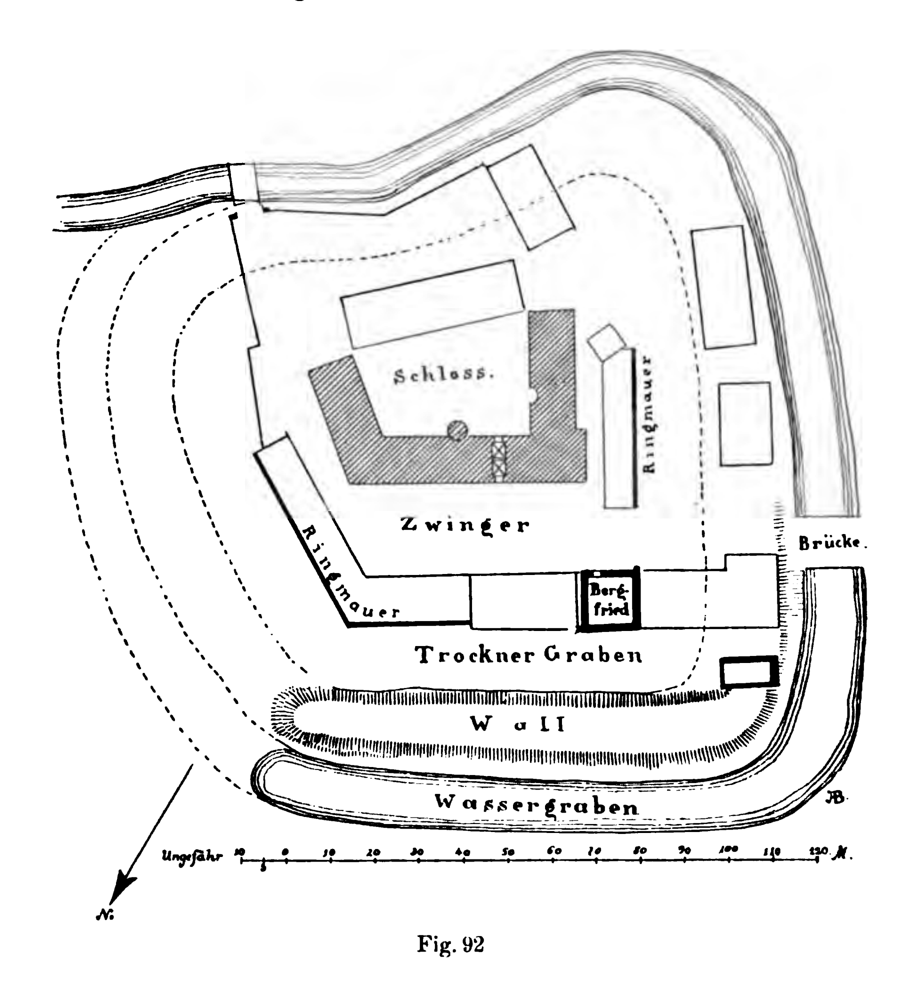


Fig. 92

ihrer den Hals umziehenden Inschrift, welche wegen der günstigen Beleuchtung leicht zu lesen ist. Sie lautet:

HEINRICVS ◇ IVLIVS ◇ POSTVLATVS ◇ EPISCOPVS ◇ HALBERSTADENSIS ◇ DVX ◇ BRVNOVICENSIVM ◇ ET ◇ LVNEBVRGENSIVM ❀ F ◇ N ◇ ANNO CHRISTI ◇ 1595 PRI ◇ CALENDA ◇ DECEMB ✳ ❀ ✳

Schloss Weferlingen (Fig. 92) ist eine mit Wall, doppelten Gräben und einer Ringmauer umgebene Wasserburg von grossen Abmessungen. Obgleich der grösste Teil der Wälle und Gräben beseitigt ist, so lässt sich die ursprüngliche Anlage doch noch ziemlich sicher ermitteln.

Die Schlossgebäude, die heute noch stehen, gehören dem 16. Jahrhundert an und sind also unter dem Bischof von Halberstadt erbaut worden. Der Jahreszahl 1598, die über der Rundbogenthür des östlichen Flügels steht, entsprechen im ganzen die Architekturformen auch der beiden anderen Gebäude. Grossen Prunk weisen sie nicht auf; die Profile sind einfach, teilweise noch Hohlkehlen in gothisierender Weise zeigend. Am langen Nordflügel ist ein Treppenturm noch ganz erhalten, während der des Westflügels abgebrochen ist, sodass nur die runde Aushöhlung der Mauer sein einstiges Vorhandensein beweist. Die Einfahrt befindet sich im Nordflügel und ist mit zwei Kreuzgewölben gedeckt. Jetzt sind sämtliche Schlossräume Stroh- und Kornspeicher. Der Schlosshof hat vor der Entweihung des Schlosses zu wirtschaftlichen Zwecken sicher einen stattlichen Eindruck gemacht

Das diesem voraufgehende Schloss wird wohl dieselbe Anordnung gehabt haben, denn vorhandene Grundmauern pflegte man bei Neubauten zu benutzen. Auch die Befestigung spricht dafür. Denn sie legt sich in regelrechter Weise um die Schlossgebäude herum, obgleich sie spätestens um 1300 errichtet ist; ja man wird nicht fehlgehen, wenn man ihre Herstellung der Zeit zuschreibt, als die Herren von Honlage die Burg überkamen, also etwa dem Ende des 12. Jahrhunderts (s. o.) Die Angriffsseite im Südwesten, wo der Zugang jetzt über eine Steinbrücke, früher wahrscheinlich durch eine Zugbrücke erfolgte, ist durch den jetzt noch fast 30 m hohen, ein Quadrat von 13 m Seitenlänge bildenden Bergfried bewehrt. Dieser enthält bei der verhältnismässig geringen Mauerdicke von 2,40 m, die nach oben zu noch abnimmt, einen grossen Innenraum, der trotzdem, wie der Mangel an Fenstern beweist, nicht bewohnt war. Nur eine einzige Lichtöffnung befindet sich an der Nordseite. Doch kann das nicht mehr vollständige oberste Geschoss einen oder einige Wohnräume gehabt haben. Einen Steinhelm kann der Turm kaum gehabt haben, denn die Wände hätten wohl den Seitendruck kaum ausgehalten. Vom äusseren Schlosshofe, den man auch als Zwinger ansehen kann, ist der Turm durch eine Rundbogenthür zugänglich, über deren Sturz an der Innenseite die Jahreszahl MCCC steht, ein für die Burgenkunde sehr wertvolles Datum, weil nur von ganz wenigen Bergfrieden das Jahr der Erbauung feststeht. In dieser Zeit werden die Mauern überhaupt erneuert oder erst errichtet sein, während die Anlage selbst, wie schon gesagt, einer früheren Zeit angehören dürfte.

An diesen Turm schloss sich nach Süd-Osten und Nord-Osten die Ringmauer an, deren Ansatzspuren noch deutlich sichtbar sind. Der Turm nahm also die Ecke des Mauerringes ein. Die Ringmauer ist im Süd-Osten noch als Wand eines Stalles und in gleicher Weise an der Nordseite erhalten. Diese hat ihre Befestigungen überhaupt noch fast vollständig, sodass es leicht ist, sich ein Bild des einstigen Zustandes der ganzen Anlage zu machen. Um die Mauer legt sich zunächst ein 23 Schritt breiter trockner Graben; dann folgt ein 29 Schritt breiter, jetzt nur etwa 1—2 Meter hoher Wall und schliesslich ein durchschnittlich 20 Schritt breiter Wassergraben, der von der vorbeifliessenden Aller gespeist wird.

Die kriegerischen Schicksale der Burg, die Eroberung 1318 und die zu Ende des 15. Jahrhunderts werden an dem Bestande der Befestigungen wenig

geändert haben; dagegen dürfte das Schloss selbst erheblich gelitten haben, sodass der völlige Neubau schliesslich notwendig wurde, den wir jetzt sehen.*

Walther Sing. Magd. V, 1—128. Riedel cod. dipl. A. 4, 494. 6, 122. 17, 56. 122. 201. 445. 466. 22, 140. B. 1, 388. 3, 392. 4, 232. Vgl. B. 1, 2. A. 16,398. 17, 177. 232. B. 3, 341 etc.
Neue Mitteilungen des Thür. Sächs. Vereins II S. 38 - 61.
Harzzeitschrift 1873 VI S. 286—304. Vgl. II a S. 123—25. Sudendorf I S. 167 IV Einl. p. XCV.
Cod. dipl. Alvensleb. II Nr. 211. 2. Nachtrag Nr. 2. III Nr. 88 etc.
Schmidt, Urkundenbuch I Nr. 34. II Nr. 706. IV Nr. 2934. 3124. 3243. 3340. Vgl. Behrends, Öbisfelde S. 195. D. Bauke, S. 263. A. G. V. 6, 55. G. Nebe, die Kirchenvisitationen etc. S. 234—236.

Wegenstedt.

[1311 Wedingestede, 1487 wedenstede, 1498 Wedyngestede, 1533 wegensted].

Pfarrdorf von 438 Einw., 20 km südwestlich von Gardelegen. Wegenstedt gehörte zu den Gütern der Schenken von Flechtingen (bezw. Böddensell) und somit zu dem von Alters her altmärkischen Teile des Kreises Gardelegen. Wann es in den Besitz der Familie gekommen ist, ist nicht bekannt. Im Lehnsbriefe von 1487 finden wir 10 Ackerhöfe und 2 Kossathen in wedenstede verzeichnet,[1] in dem von 1498 einfach das Dorf Wedyngestede. Nach dem Halberstädter Lehnsregister von 1311 hat den Zehnten in Wedingestede Heinrich v. Ottersleben. Im Vertrage von 1533 zwischen Cardinal Albrecht und seinem Bruder Joachim I. wird der Ort schon wegensted geschrieben und der Zoll daselbst erwähnt. — Bei Wegenstedt am Wege nach Calvörde lag im Mittelalter eine Waldkapelle der hl. Walburgis, deren Ruinen noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts zu sehen waren.

Die Kirche ist im vorigen Jahrhundert neu ausgebaut. In derselben befindet sich aus früherer Zeit ein Altarbild „der Weinberg Christi." Nach S. Walther ist es nach dem gleichen Bilde in der Franziskanerkirche zu Salzwedel gemacht. Kersten Schenk und seine Gemahlin haben es 1616 nach des Ersteren glücklicher Rückkehr aus dem Türkenkriege gestiftet. Durch Wegenstedt zogen 1732 800 Salzburger Emigranten, einem derselben, der bei diesem Durchzuge dort starb, einem neunzigjährigen Greise, haben die Herren v. Schenk ein Epitaphium setzen lassen.

Die beiden Glocken stammen aus diesem Jahrhundert und sind von den Ulrichs gegossen.

Samuel Walther, der Verfasser der Singularia Magdeburgica, war ein Wegenstedter Pastorsohn.

Riedel A. 17, 463. 25, 427. 464. B. 6, 405.
S. Walther VII S. 123—125. A. G. V. 6, 46. 47. 64. 65. Vgl. Steinhart II S. 312.

Wenze.

[1375 Wense, 1394 wendessen, 1420 wendessem (Wendeschen), 1435 wendetze, 1473 wendessze, 1492 Wendessen, 1551, 1640 Wendisse].

Kirchdorf von 338 Einwohnern, 17½ km westnordwestlich von Gardelegen, Filial von Immekath (Kr. Salzwedel).

---

[1] Das „d" ist nicht falsche Schreibart, wie Hefter im Verzeichnis zu Riedel annimmt, sondern ursprünglich, aber später (ebenso wie z. B. bei Bregenstedt, früher Bredenstedt) in „g" umgelautet.

Der Ort, dem Namen nach wendischen Ursprungs, kommt zuerst im Landbuch Karls IV. vor. Danach haben in Wenze die von der Schulenburg nebst verschiedenen anderen (z. B. auch der Propst von Diesdorf) dort Besitzungen. Die Hufenzahl ist nicht angegeben. Das halbe Dorf wendessen gehört zu den Besitzungen, welche Albert v. Alvensleben und Heinrich v. Eykendorp 1394 den Herzögen v. Braunschweig abtreten mussten (vgl. d. Art. Kakerbeck, Lockstedt, Röwitz etc.). Im folgenden Jahrhundert erscheint das halbe Dorf Wenze, seiner Lage nach als vor dem Drömling gelegen bezeichnet, im Besitz des Geschlechts v. Bartensleben in den Lehnsbriefen desselben von 1420, 1435, 1473, 1492 mit obiger Schreibweise. Nach den Visitationsacten ist 1551 Wendisse als zur Landreuterei Salzwedel gehörig von dort aus visitiert, und gehörte es 1600 bezw. 1640 zur Inspection Salzwedel; jetzt zur Ephorie Klötze.

Die kleine Kirche ist aus Fachwerk erbaut, die beiden Glocken stammen aus diesem Jahrhundert.

Riedel A. 17, 273. 24. 279. 291. 302. Fidicin, Landbuch etc. S. 195. Sudendorf VII, Nr. 333. Danneil, Kirchengeschichte v. Salzwedel Urkundenbuch S. 117. 154.

Wernitz.

[1472 Werntze, 1506 Wernitz, 1551, 1646 Wernitz].

Kirchdorf von 323 Einw., 12 km westlich von Gardelegen, jetzt Filial der Parochie Weteritz.

Im Lehnsbrief für Werner und Gebhard von Alvensleben von 1472 steht das Dorf Werntze als Zubehör des Schlosses und der Vogtei Gardelegen; ebenso Wernitz im Verpfändungsconsens von 1506, und im Lehnsbrief des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von 1646. Um die Mitte dieses Jahrhunderts wurde es mit Weteritz von den Alvenslebens verkauft. Der Besitzer von Weteritz hat noch heute das Patronat (vgl. d. Art. Weteritz). — In Wernitz lebte bis zu seinem 17. Jahre als Ackerknecht Bartholomäus Rieseberg, der spätere Reformator Gardelegens, und lernte von hier aus beim Küster in Mieste das Abc. Wernitz gehörte damals in kirchlicher Hinsicht zu Mieste, und blieb mit demselben verbunden, bis es um die Mitte vorigen Jahrhunderts zur Parorchie Isenschnibbe-Weteritz kam.

Die kleine Fachwerkskirche ist ohne archäologisches Interesse, auch die beiden kleinen Glocken sind neu.

Riedel A. 6, 141. 159. Cod. diplom. Alvensleb. III, Nr. 1085. Chr. Schltze, Gardelegen S. 73. D. Bauke, S. 270. 271.

Wernstedt.

[1318, 1321 Wernstede, 1322 Wernsteden, 1340, 1344 Wernstede, 1507 Warnstede, 1551 Wernstede].

Kirchdorf von 258 Einw., 14 km nordwestlich von Gardelegen, Filial von Zichtau.

Markgraf Waldemar vereignet 1318 Wernstede unter Befreiung von allen Abgaben dem Ritter Johann v. Cröchern mit der Genehmigung es einer geistlichen Stiftung zu schenken. Im Jahre 1321 schenken die Gebrüder v. Cöchern den Ort dem Kloster zum hl. Geist in Salzwedel und bestimmen im folgenden

Jahre einen Teil der dortigen Güter zu einer Wein- und Oblatenstiftung für die Kirchen der Präpositur Salzwedel und einige andere Kirchen und Klöster unter Verwaltung des gedachten Klosters. Diese Stiftung wird 1340 wegen der schlechten Zeiten auf die Oblaten beschränkt. — Nach einem Urkundenfragment von 1344 hatte das Kloster im Dorfe Wernstede folgende Einkünfte: 3 Wsp. 6 Schfl. Roggen, 2 Wsp. Hafer, 13 Hühner, 28 ß 3 Pf. Brandenburgisch, den Zehnt (dec. minutam) von 4 Hüfnern und 3 Kossathen; nach einem Güterverzeichnis des 15. Jahrhunderts: das Gericht, ein vom Schulzen zu stellendes Lehnpferd, 20 Schfl. Roggen, 2 Wsp. 9 Schfl. Hafer, 54 Mark 15 ß, von jedem Hofe ein Huhn und noch 15 Hühner. Das Kloster wurde schon 1540 in eine Domäne verwandelt und damit gelangte auch Wernstedt in landesherrlichen Besitz. Demgemäss ist es noch heute königlichen Patronats. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde es der Parochie Zichtau einverleibt. Übrigens haben auch die von Alvensleben-Calbe dort Besitzungen gehabt, denn nach einer Urkunde von 1507 gehörten zu einer Stiftung derselben zu Calbe auch 2 Hufen zu Warnstede, ebenda wird die Capelle zu Warnestede erwähnt.[1]

Die Kirche ist modern, die beiden Glocken sind neu.

Riedel A. 17, 373. 382. 25, 192. 194. 209. Cod. Alvensl. III, Nr. 46. Danneil, Kirchengeschichte der Stadt Salzwedel, S. 91. 92. 95. vgl. Urkundenbuch S. 117. Wohlbrück v. Ledebur, Geschichte der Altmark etc. S. 217.

Weteritz.

[1362 Weteritz, Weteriz; 1420 Weterisse, weteritcze, weltericz, 1457 Weteriz 1472, 1506 Weterize, 1479 Weteritz, 1495 Wederitz, 1646 Weteritz].

Kirchdorf von 217 Einw., 4 km westlich von Gardelegen.

Am 24. Juli 1362 belehnt Ludwig der Römer die Gardelegener Bürger Paul Engersbue und Eghard Hoghe mit dem obersten Gericht „des hogesten dorpes to Weteritz“, das sie Erich v. Lindstedt abgekauft haben, der es als ein Burglehn des Schlosses Gardelegen besessen hat, ferner mit dem Zehnten der „twiger dörper tu Weteritz“, welchen sie von dem Gardelegener Bürger Heine Spelhovel gekauft haben. Markgraf Otto bestätigt 1365 die Belehnung. Schwer litt Weteritz in den Fehden mit den Magdeburgischen; 1416, 1418 und 1420 wurde es 3 oder 4 mal heimgesucht, darunter 2 oder 3 mal durch Feuer verheert. Jan v. Oberg, Heise v. Steinfurt, die v. Veltheim waren die Führer. Als geschädigt werden einmal die Gardelegener Bürger Eggherd Hoge und Hinrich Mule genannt. Sonst fehlt die Nennung der Geschädigten, doch kann man auf die v. Alvensleben schliessen. Im Jahre 1457 verkauft Udo Uden, Vicar an der Pfarrkirche zu Gardelegen an Werner von Alvensleben eine Hebung zu Weteritz, die er und die Seinen von den v. Rossow zu Lehen gehabt. Im Lehnsbrief der v. Alvensleben über das Schloss und die Vogtei Gardelegen vom 11. Januar 1472 stehen Nieder- und Oberweteritz als Zubehör derselben verzeichnet. Im Lehnsbrief vom gleichen Datum über andere Güter ist noch einmal das halbe Dorf

[1] Das im Halberstädtischen Lehnsregister von 1311 mehrfach genannte Wernenstede, Werstede ist keinesfalls unser Wernstedt, wie Hefters Verzeichnis annimmt; eher könnte es Wehrstedt bei Halberstadt sein.

Weterize genannt. Jedenfalls bestanden über den Besitz von Weteritz zwischen den von Alvensleben und den von Rossow noch Streitigkeiten, welche im Jahre 1479 geschlichtet wurden. Wahrscheinlich war nach den Verheerungen der Fehdezeit nur ein Vorwerk wiederaufgebaut, wenigstens wird in einem ziemlich ausführlichen Erbvergleich von 1495 zwischen Werner und Dietrich von Alvensleben nur ein Hof und Vorwerk dort erwähnt und in dem oft erwähnten Verpfändungsconsens von 1506 heisst es: das Vorwerk und die beiden Dorfstätten zu Weteritz. Die Kirche muss stehen geblieben sein und war vielleicht von den Alvenslebens vor weiterer Zerstörung bewahrt worden. Wenn der Chronist Schultze berichtet, Bartholomäus Rieseberg habe Pfingsten 1521 zu Weteritz gepredigt, nachdem man ihn in Gardelegen excommuniciert hatte, so wird das in dieser Kirche geschehen sein: der erste evangelische Gottesdienst in der verödeten Kirche einer wüsten Feldmark. — Ein Alvenslebenscher Erbvergleich von 1594 nennt ebenfalls das Haus Weteritz und wenn auch der Lehnsbrief des Kurfürsten Friedrich Wilhelm 1646 nur zwei wüste Dorfstätten des Namens aufzählt, so hat das Vorwerk doch unzweifelhaft weiter bestanden. Dem Pfarrer Theodor Rieseberg von Isenschnibbe wurde nach seinen Aufzeichnungen in den Pfarracten 1637 der Hof zu Weteritz gegen eine Gehaltszulage von 1 Wsp. Roggen mit übertragen. Mindestens von da ab wird in der Kirche wieder regelmässiger Gottesdienst gehalten sein. Noch 1830 hatte Weteritz nur 100 Einw., doch waren Sylpke und Ziepel eingepfarrt, wie noch heute.

Die Kirche ist in der letzten Zeit des Alvenslebenschen Besitzes neu erbaut und deshalb natürlich ohne archäologisches Interesse. Auch die beiden Glocken sind neu.

Riedel A. 6, 103. 134. 141. 142. 159. 17, 165. B. 3, 334. 341. 345. — Cod. Alvensleb. II, Nr. 627. III, Nr. 738. 1085. Chr. Schultze S. 73. D. Bauke S. 268—278.

Wieglitz.

[c. 1381 wyghelze, 1487 wygelisse, 1498 Wagelisse].

Kirchdorf von 241 Einw., 19 km südlich von Gardelegen. Filial von Bülstringen im Kreise Neuhaldensleben, eine von diesem und der Braunschweigischen Enclave Calvörde umgebene Enclave.

Die Bittschrift eines Priesters Johann v. Braunschweig an den Herzog Friedrich v. Braunschweig um Beleihung mit gewissen Einkünften nennt darunter 1 Wsp. bei Calvörde in einem Dorfe wyghelze. Die Jahreszahl fehlt, doch muss die Schrift etwa ins Jahr 1381 oder 1382 gehören. Im Schenk'schen Lehnsbrief von 1487 sind acht Höfe zu wygelisse, in dem von 1498 ist einfach das Dorf Wagelisse verzeichnet. Die kirchliche Verbindung mit Bülstringen ist sehr alt, doch hatten die Eigentümer von Wieglitz kein Vocationsrecht bezüglich des Pfarramts, wie Walther berichtet. Zu dessen Zeit hatte die Böddenseller Linie des Geschlechts v. Schenk den Besitz von Wieglitz.

Die Kirche ist ein Fachwerksbau aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, die kleine Glocke 1811 in Halberstadt gegossen.

Riedel A. 25, 427. 464. Sudendorf V, Nr. 225.
S. Walther VII, S. 110. 130.

Wiepke.

[1420 wybeke, Wibeke; 1430, 1472 Wibeke, 1449 weynbeke, weymbeke; 1485 Wybicke, 1494 Wybeke, 1504 Wibke, 1506 Wipke, 1551 Wiepke].

Kirchdorf von 351 Einw., 9 km nordnordwestlich von Gardelegen, Filial von Zichtau.

Der Ort kommt zuerst in den Schadensrechnungen von 1420 vor und ist in jener Fehdezeit hart mitgenommen. Am St. Niclastage 1412 wird mit Berge und Estedt auch Wiepke vom Erzbischof Günther v. Magdeburg ausgeplündert und mit Feuer verheert. In der Nähe des Dorfes werden 1417 von Heise von Steinfurt etc. verschiedenen Gardelegener Bürgern und Geistlichen Schafe und Rindvieh geraubt. In der Valentinsnacht 1418 plündert und verbrennt Peter Kotze den Ort. Bei der letzten Gelegenheit wird wybeke als Gebhard v. Alvensleben gehörig bezeichnet. Im Februar 1430 verkauft Albrecht v. Alvensleben-Calbe an Werner v. Alvensleben-Gardelegen das halbe Dorf Wibeke, das er das Jahr zuvor von seinem „olden Vader" Werner v. Alvensleben gekauft hat. Es handelt sich also um einen Wiederkauf. 1449 wird das halbe Dorf weymbeke der Gemahlin Werners v. Alvensleben zum Leibgedinge verschrieben, auch etliche Hebungen der anderen Hälfte. Doch gehörte Wiepke nicht zu den Gütern der Vogtei Gardelegen, sondern zu den sonstigen Lehen der Gardelegener Linie. Deshalb findet es sich nicht im ersten sondern im zweiten Lehnsbrief des Kurfürsten Albrecht vom 11. Januar 1472, welcher diese Art von Lehnsbesitzungen enthält. Werner von Alvensleben verkauft 1494 wiederkäuflich Kornpächte an das Annenkloster zu Salzwedel, 1495 derselbe mit seinem Bruder Dietrich ebenso desgleichen an einen Salzwedler Bürger. Dietrich v. Alvensleben verkauft 1504 die Mühle zu Wibke und Pächte daselbst. Im Verpfändungsconsens von 1506 ist auch Wipke unter den Gütern der Gardelegener Linie genannt. Der Lehnsbrief des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von 1646 verzeichnet es als Zubehör des Schlosses und der Vogtei Gardelegen.[1] Der Unterschied zwischen dem Zubehör der Vogtei und den sonstigen Lehnsgütern der Familie ist nicht mehr bezeichnet. Nach den Visitationsakten von 1551 ist Wiepke als zur Landreiterei Salzwedel gehörig bezeichnet und von Salzwedel aus visitiert. Wiepke hatte früher einen eigenen Pfarrer und wurde Ende des 17. Jahrhunderts mit Zichtau verbunden. Das Kirchenpatronat hat obigem entsprechend noch jetzt das Rittergut Weteritz (jetzt Gebrüder Roth).

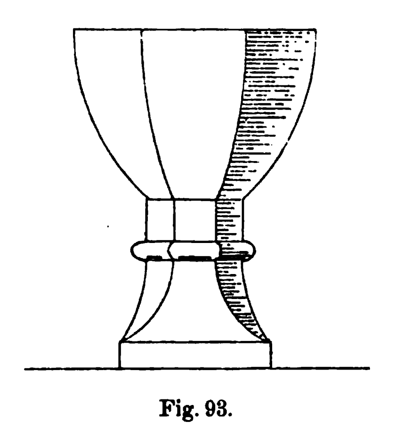


Fig. 93.

Die Kirche ist von hohem Alter aber etwas roher Form und ohne hervorragendes Interesse. Der Taufstein (Fig. 93) wird der frühgothischen Zeit zuzuschreiben sein. Auf dem Turm, der keinen westlichen Eingang hat und mit dem gleich breiten Schiff durch

[1] v. Mülverstedt im Cod. Alvensleb. III, Nr. 1085 hat Nipke, es ist ganz zweifellos Wipke zu lesen.

zwei Spitzbogen verbunden ist, hängen 3 Glocken von 1,01, 0,81 und 0,67 m Durchmesser. Die grosse hat keine Schrift, dagegen viele kleine Münzen an Stelle der sonst üblichen Umschrift und ein Paar undeutliche Medaillons. An zwei gegenüber befindlichen Seiten sieht man Zeichen, (Fig. 94) deren Bedeutung unklar ist. Auf der zweiten Glocke, welche wohl ebenso alt ist, stehen nur Striche (Fig. 95), wohl das Zeichen des Glockengiessers. Auf der kleinsten Glocke befindet sich die Minuskelinschrift:

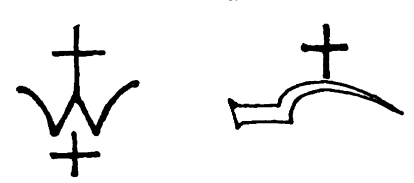


Fig. 94.

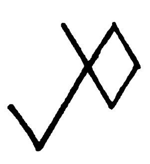


Fig. 95.

anno ○ m ○ ccccc ○ lxx vii ○ voltin valdick ○ thile piper ○ karsten luter ○

Ein Beweis, wie spät noch die gothischen Minuskeln im Gebrauch waren. Ob unter den drei Namen der des Giessers sich befindet, ist zweifelhaft.

Riedel A. 6, 129. 141. 159. 17, 109. 182. B. 3, 330. 335. 347. 387. vgl. 5, 468. — Cod. Alvensleb. II, Nr. 622. 635. III, Nr. 22. 1085. Danneil, Kirchengeschichte etc. Urkundenbuch S. 117. D. Bauke, S. 316.

Winkelstedt.

[1311 Wynkelstede, 1425 Winckelstede, Winkelstete; 1455, 1472 Winckelstede, 1506, 1551 Winkestede].

Kirchdorf von 145 Einw., 17 km nordnordwestlich von Gardelegen, Filial von Kakerbeck.

Markgraf Waldemar schenkt 1311 das Eigentum des Dorfes Wynkelstede, welches bis dahin die Gebrüder Balch zu Lehen gehabt und ihm resigniert haben, dem Kloster Neuendorf. Dies Kloster überlässt 1425 das Dorf an Gebhard von Alvensleben. Dieser lässt entsprechende Einkünfte, die er vom Markgrafen Friedrich zu Lehen hat, dem Kloster zum Eigentum überweisen und übergiebt dafür Winkelstedt dem Markgrafen, um es von ihm als Lehen zurückzuempfangen. Heinrich v. Alvensleben zu Sandow, Gebhards Sohn, gestattet 1445 einem Untersassen zu Winkelstedt einen Rentenverkauf. Winkelstedt findet sich im zweiten Lehnsbrief von 1472 hinter Wiepke verzeichnet, ebenso im Verpfändungsconsens von 1506 und im Lehnsbrief von 1646. Wie Wiepke ist 1551 Winkelstedt von Salzwedel aus visitiert und als der Landreiterei Salzwedel zugehörig bezeichnet, und noch jetzt unter dem Patronat der Besitzer des Ritterguts Weteritz.

Heffters Verzeichnis unterscheidet von diesem Winkelstedt nicht das Dörfchen gleichen Namens bei Salzwedel, wo im Mittelalter das Kloster Diesdorf und die Propstei Dähre Besitzungen hatten, welchem letzteren Ort es noch heute eingepfarrt ist. Das Winkelstedt des Landbuchs Karls IV. ist ebenfalls das bei Salzwedel gelegene.

Die kleine moderne Kirche mit zwei neuen kleinen Glocken ist ohne archäologisches Interesse.

Riedel A. 6, 141. 159. 17, 108. 126. 22, 378. Suppl. 361. 362. Cod. Alvensleb. II, Nr. 134. 135. 137. 138. 246. Nachtrag I, Nr. 31. III, Nr. 1085. Danneil, Kirchengeschichte etc. Urkdb. S. 117.

Woldenhagen oder Wollenhagen.

[1238 Waldenhage, 1419 Woldenhagen, 1447, 1454, 1472, 1518 woldenhagen, 1540 Woldenhagen, Wolenhagen, Waldenhagen].

Kirchdorf von 201 Einw., 16 km ostnordöstlich von Gardelegen, Filial von Klinke.

In der Resignationsurkunde des Grafen Siegfried v. Osterburg 1238 kommen auch Einkünfte bei Waldenhage vor. Bei einer Stiftung für das St. Georgs-Hospital zu Stendal 1419 ist auch ein Herme Rynfranke von Woldenhagen wesentlich beteiligt. Hans Dequede verkauft 1447 an die v. Bismarck Einkünfte in Klinke, darunter 4 Scheffel Hafer, die Hans Bust zu Woldenhagen zu geben hat, ferner von einer Wiese, welche die von Woldenhaghen u. A. haben. Werner Calve, Bürger zu Stendal, verkauft 1454 dem Altar Hippoliti in der Marienkirche zu Stendal eine Hebung von einer Wiese zu Woldenhagen. Die Familie Calve zu Stendal hatte die meisten Güter daselbst vom Kurfürsten zu Lehn. Das Lehnsverzeichnis von 1472 zählt sicher fast sämtliche Hauswirte des kleinen Dorfes als Zinspflichtige der Calve auf. Doch hatten auch die v. Lintstedt dort Besitzungen, wie die kurfürstliche Bestätigung des Leibgedinges der Gattin Achims v. L. von 1518 zeigt. Die Visitationsakten für Stendal ergeben, dass zahlreiche geistliche Stiftungen der Stadt in Woldenhagen Einkünfte hatten, so zwei Vicareien des Domes, die Hippoliti in St. Marien, die erste Vicarei Capellä in St. Jacobi etc.

Woldenhagen war früher Pfarrort, der erste evangelische Pfarrer ein früherer Gardelegener Kleinschmied namens Gregor Leberkoch. Der Ort gehörte zum früheren Kreise Stendal.

Die Kirche ist ohne archäologisches Interesse, die kleine Glocke neu.

Riedel A. 6, 451. 15,279. 330; 25, 130. 300. 331; Suppl. 454. 456. — Christ. Schultze, Gardelegen S. 190.

Wolfsburg.

[1302 Wlvesborch, 1327 castrum Wulwesborg, 1344 Wuluesborch, 1375 Wolfburg, 1399 wulfborch, 1414 Wolfesburg, 1443 wolffesburg, 1449 wulfissborg, 1458 Wuluesborch, 1525 Wulfsburg, 1540 Wolffsburgk, 1564 Wulffsburgk, Wolfesborgk etc.].

Pfarrdorf von 352 Einw., 41 km westlich von Gardelegen, bildet mit der mater combin. Hesslingen eine Parochie und zugleich eine von Braunschweig und der Provinz Hannover umgebene Enclave. Vgl. Art. Heslingen und Hesslingen.

Soviel uns bekannt, wird der Ort zuerst 1302 in der Urkunde über die Stiftung der Parochie Heslingen durch die Gebrüder v. Bartensleben[1] genannt. Dieselbe ist in Wlvesborch ausgestellt, was schliessen lässt, dass die v. Bartensleben bereits dort gewohnt. Im Jahre 1344 schenken Ritter Günzel v. Bartens-

[1] Der Name wird in älteren Urkunden öfters auch mit „e" geschrieben, z. B. auch im Landbuch Karls IV., später ist jedoch Bartensleben die Regel.

leben und seine Hausfrau Mechthilt dem Kloster Marienthal einen vergoldeten Kelch. In der Schenkungsurkunde heisst es vom Ritter Günzel „de de Wuluesborch erst hulp buwen“. Diese Worte sind wohl nicht von einem kürzlich aufgeführten Erneuerungsbau zu verstehen, sondern von der Begründung der Veste. Ritter Günzelin war 1344 ein Greis und ist offenbar mit dem schon 1302 genannten Guncelinus identisch. Die Burg wird also wahrscheinlich etwa um dieselbe Zeit wie die Parochie Heslingen, oder kurz zuvor errichtet sein. — Schwierig ist es, die Lehnsverhältnisse der Wolfsburg und des Geschlechts von Bertensleben klar zu stellen. Die Besitzungen des Geschlechts am Ausgange des Mittelalters sind erheblich, die meisten tragen sie von Brandenburg, viele von den Herzögen von Braunschweig, eine Anzahl vom Erzstift Magdeburg zu Lehen. Zu den letzteren gehörte die Wolfsburg. Reichsunmittelbar haben die v. Bartensleben dieses Schloss aber allem Anschein nach nie besessen. Erwirbt doch Herzog Otto v. Braunschweig 1327 das Eigentum der Hälfte des Schlosses Wulwesborg vom Kloster Königslutter. Wenn wir die Ausdehnung der Macht Brandenburgs zu Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrhunderts bedenken, hat es durchaus nichts Unwahrscheinliches, dass Wolfsburg zu Anfang des 14. Jahrhunderts unter Brandenburgischer Oberhoheit stand. Mehrere Spuren weisen darauf hin. Nach dem Erlöschen des Hauses Ballenstädt lockerte die Herrschaft des Herzogs Otto v. Braunschweig, zweiten Gemahls der Markgräfin Agnes, über die Altmark notgedrungen die Beziehungen Wolfsburgs zu Brandenburg und es gelang Ludwig dem Älteren und den übrigen bairischen Markgrafen nicht, das Übergewicht an der Westgrenze wiederherzustellen. Ausserdem wusste auch das Erzstift Magdeburg seinen Einfluss und seine Macht gegen Norden und Nordwesten mit Erfolg auszudehnen. Zwischen diesen drei Mächten befanden sich die von Bartensleben, welche von allen dreien Besitzungen zu Lehen trugen, in einer schwierigen Lage. Die Lage der Wolfsburg wies sie wohl am meisten an Braunschweig, von dem sie zudem mehrere Besitzungen in nächster Nähe der Wolfsburg zu Lehen trugen, wie den Werder bei Wolfsburg. So finden wir denn im 14. Jahrhundert eine ganze Reihe von Verträgen, in denen sich die von Bartensleben mit ihrem Hause Wolfsburg in den Schutz und Dienst der Herzöge von Braunschweig gegen jedermann begeben, wobei freilich der Erzbischof von Magdeburg und der Markgraf von Brandenburg in der Regel ausgenommen werden. Dennoch ist es in diesen stürmischen Zeiten dem Erzstift Magdeburg gelungen, die Lehnsoberhoheit über Wolfsburg (wie über Öbisfelde) dauernd zu gewinnen. Die von Bertensleben bekennen 1372, dass die Wolfsburg vom Erzstift zu Lehen gehe. Der Lehnsbrief des Erzbischofs Albrecht von 1384 zählt die Wolfsburg nebst mehreren westlich von Magdeburg gelegenen Besitzungen als Magdeburgische Lehen auf und 1387 setzt der Erzbischof den Ritter Ludolf v. Alvensleben als Amtmann auf das Schloss Wuluesborg, um dasselbe zu bewahren. Daneben dauern Bündnisse mit den Herzögen von Braunschweig fort. Ebenso aber auch solche mit den Markgrafen von Brandenburg, ja dieselben behaupten noch wiederholt die Zugehörigkeit Wolfsburgs zur Altmark. Im Bericht über den Übergang der Mark von Baiern an Böhmen von 1373 sind zwar wohl die v. Bartensleben aber nicht das Schloss Wolfsburg als Zubehör der Mark verzeichnet, aber im Landbuch Karls IV. steht Wolfsburg

unter den Schlössern der Altmark, wenn auch nicht, wie z. B. Clötze, noch als markgräfliches Lehen, ausdrücklich verzeichnet. Markgraf Johann zählt unter den Schlossgesessenen der Altmark, die er vom Gerichtsstande vor dem Altmärkischen Hofgerichte befreit, 1436 „Alle von Bertinzlebe zur wolffespurg gesessin" in einer Reihe mit den v. Alvensleben, v. Iagow etc. auf, ebenso das Verzeichnis der Schlossgesessenen von 1444. Dementsprechend fordert und beansprucht die Klageschrift des Kurfürsten Friedrich II. das Schloss wolffesburg 1443 vom Erzbischof Günther als Brandenburgisches Lehen. Im Vergleich von 1449 erhält jedoch Erzbischof Friedrich von Magdeburg wulffissborgk zugesprochen. Bei den zahlreichen Lehnsbesitzungen der Familie in der Altmark finden wir auch noch in späterer Zeit Glieder derselben in hervorragenden kirchlichen und weltlichen Ämtern daselbst, z. B. 1530 ist Busso v. Bartensleben bei der Beseitigung der Revolte wegen des Mönchs L. Kuchenbäcker in Stendal als Landeshauptmann der Altmark thätig.

Mit dem Erzstift Magdeburg kam durch den westfälischen Frieden auch Wolfsburg an den grossen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Das Geschlecht von Bartensleben erlosch 1742 im Mannesstamme. Die Erbtochter war mit dem bei Mollwitz gebliebenen Preussischen Generallieutenant Grafen Adolf Friedrich v. d. Schulenburg vermählt gewesen. Auf ihre Söhne vererbten die reichen Besitzungen in der Altmark und im Magdeburgischen mit der Wolfsburg. Diese wurde ihr Stammsitz und sie fügten den Namen des Schlosses ihrem Geschlechtsnamen hinzu. Für die Braunschweigischen Besitzungen der von Bartensleben erhielten die Grafen v. d. Schulenburg eine geringe Abfindungssumme.

Eine Kapelle sita in castro Wulfesborch wird 1362 (1357?) erwähnt. Der Suffragan des Bischofs von Halberstadt erteilt ihr einen Ablass, nachdem er sie neu geweiht. Im Juni 1434 erklärt der Vicar des Bischofs v. Halberstadt, dass er die Kapelle extra castrum et prope vulfesborch in honorem beatae mariae virginis sancti mauricii etc. geweiht habe auf Bitten des Ritters Günzelin von Bertensleben und seiner Söhne Günzelin, Propstes zu Salzwedel und Günther, „qui dotaverunt, instituerunt ac aedificaverunt istam capellam". Danach scheint damals anstatt der Kapelle im Schlosse eine solche vor demselben neu erbaut zu sein. Wenige Monate später, im Oktober 1434 wird in der Urkunde über die Stiftung einer ewigen Lampe in dieser Kapelle dieselbe als Kapelle unser lieben Frauen vor der wulfesborch bezeichnet. Diese Kapelle hatte zwei Nebenaltäre. Auch einen Caland hatte Wolfsburg, der 1470 zusammen mit dem von Öbisfelde vom Provinzial der Minoriten in Sachsen in ihre Confraternität aufgenommen wird. Der Visitationsrecess von 1564 berichtet, dass in die Kapelle vorm Hause Wulffsburgk, „dahin die Junker mit ihrem Hofgesinde zur Kirche gehen", auch die Leute von Hesslingen zur Predigt und Communion gehen müssten. Das errege Zwiegespalt und schlechten Kirchenbesuch seitens der Hesslinger, die deshalb auch den Katechismus nicht lernten.

Die jetzige Kirche ist in baulicher Hinsicht unschön und bietet kein Interesse. Der plumpe Turm hat drei Glocken aus den letzten Jahrhunderten.

Dagegen ist das mächtige Schloss, samt seinem herrlichen aus den ursprünglichen Umwallungen geschaffenen Park ein Pracht- und Prunkbau der

Renaissance erster Grösse, der umsomehr imponiert, als er in der Ebene liegt und im weiten Umkreise sichtbar ist.

Ein Hauptschmuck des Äusseren des Schlosses sowohl ausserhalb als innerhalb des Hofes besteht in der reichen Umspinnung durch Epheu bis zum Gesims der dritten Etage (auf der Zeichnung fortgelassen, um die Architektur nicht zu beeinträchtigen.) Die mächtige Dicke der Mauern setzt dem sonst so verderblichen Einfluss des Epheus einen kräftigen Widerstand entgegen.

*Leider ist die ursprüngliche Anlage dieser Wasserburg durch Zuschüttung der Gräben sehr verwischt. Ein Plan von 1758, (aufgenommen durch Johann Andreas Meyer, der in Kupfer gestochen vorhanden ist), setzt uns aber in den Stand, uns die Anlage in ihrer Vollständigkeit zu vergegenwärtigen. Danach stellte sich Wolfsburg dar als eine mit doppelten Gräben umgebene Wasserburg. Diese 12—20 m breiten Gräben wurden von der Aller gespeist, die selbst um die ganze Feste herumgeführt war, sodass der Aussengraben einen Arm der Aller bildete, die Burg also als eine Insel in der Aller erschien. (Fig. 96). In dieser bildete das Schloss selbst, von einem 12 m breiten Graben umflossen, wieder eine Insel. Der Landring, der zwischen beiden Gräben stehen geblieben war, entsprach so dem Zwinger bei Landburgen. Er war auch von Mauern umgeben die aber, abgesehen von zwei ganz kurzen Strecken im Osten, zugleich Hauswände bildeten von sich rings herumziehenden Wirtschaftsgebäuden. Die Ostseite scheint auch eine Art Bastion gehabt zu haben, die wie ein Rundturm in den Graben vorsprang. Auch die Westseite wies einige weitere Befestigungen auf in Gestalt zweier Türme, von denen der nördliche nur wie eine Schale erscheint; der südliche war weit bedeutender, füllte aber nicht viel mehr als einen Viertelkreis aus. Die Haupteinfahrt ist und war im Norden, und wurde durch Brücken ermöglicht, die jedenfalls leicht abzubrechen waren, wenn man nicht geradezu Zugbrücken annehmen will. Im Schlosse selbst ist der Bergfried, ganz wie in Weferlingen, an die Umfassungsmauer gerückt und so gestellt, dass er den Eingang vom Schlosshofe aus beherrscht. Er ist der einzige bedeutende Rest der älteren Anlage und unterscheidet sich durch die gewaltige Dicke seiner Mauern und durch die geringe Anzahl der Fenster von den übrigen Schlossteilen, ist aber so geschickt dem Neubau eingefügt, dass er kaum als älterer Teil auffällt. Und doch ist der Unterschied zwischen seiner mittelalterlichen und der jetzigen Umgebung gewiss ein recht bedeutender gewesen. Denn der dem Ende des 16. Jahrhunderts angehörige Neubau hat — abgesehen von den umgebenden Gräben, die schon lange vorher vorhanden gewesen sein mögen — kaum noch ein kriegerisches Aussehen bewahrt. Vielmehr macht das Ganze den Eindruck eines dem heiteren Lebensgenusse dienenden Prunkschlosses, das zugleich durch seine gewaltigen Masse wirkt.

Die ganze Anlage besteht aus vier einen trapezförmigen Hof umschliessenden Teilen, die zwar alle viergeschossig, aber nicht von gleicher Höhe sind. Der östliche Flügel überragt nämlich die übrigen ganz bedeutend (s. Fig. 97). Er ist auch sonst der grossartigste und übertrifft die übrigen drei Teile, die sich hufeisenförmig an ihn anschliessen, auch an Länge sowie durch den Reichtum an architektonischen Formen. Kräftige Gesimse teilen die ganze Wand in die vier Geschosse, deren gekuppelte Fenster eine stattliche Bekrönung haben. Als Haupt-

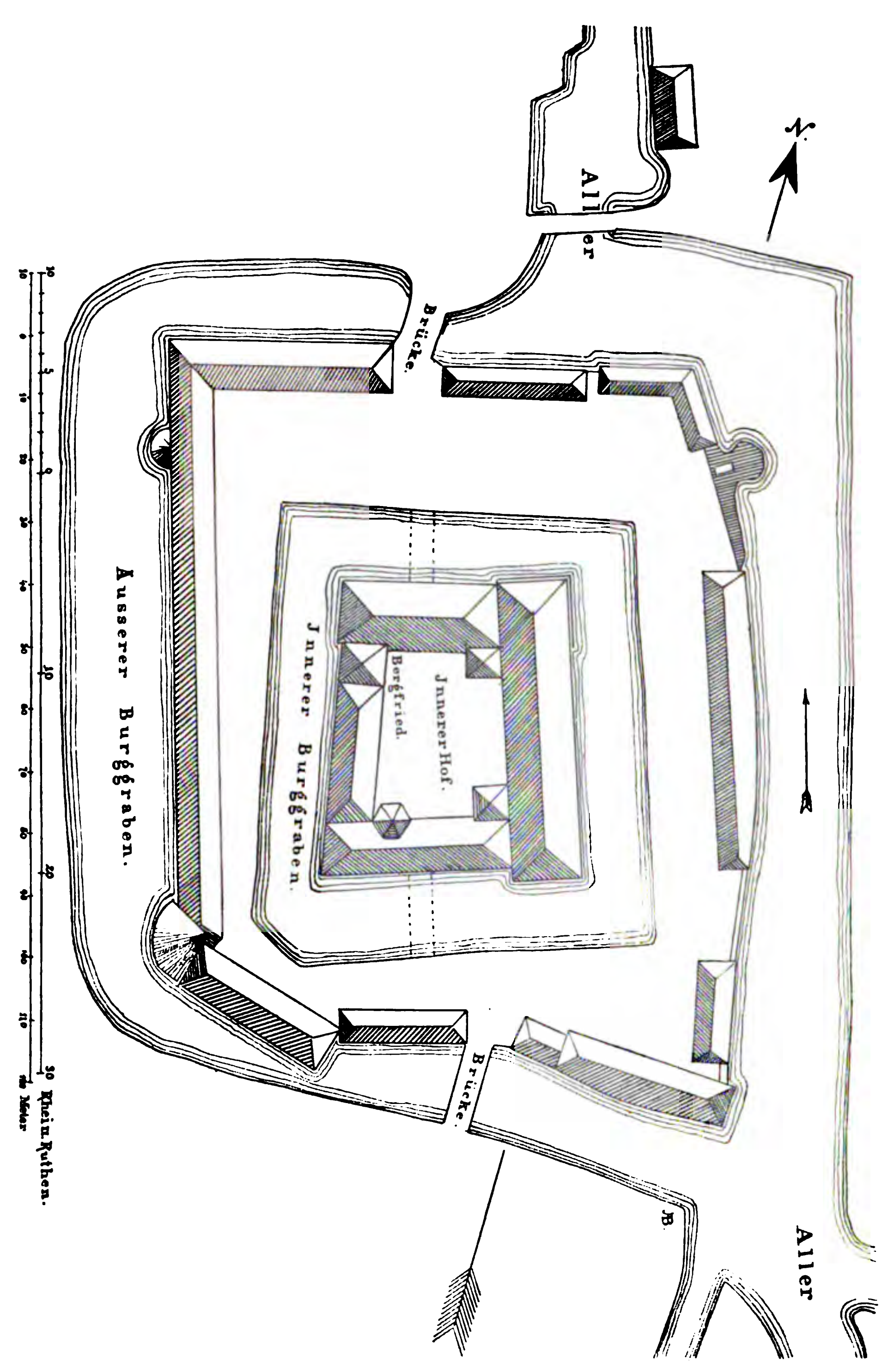

Aller
Brücke.
Äusserer Burggraben.
Innerer Burggraben.
Innerer Hof.
Bergfried.
Brücke.
Aller
Rhein.Ruthen.
Meter
N.

Fig. 96.

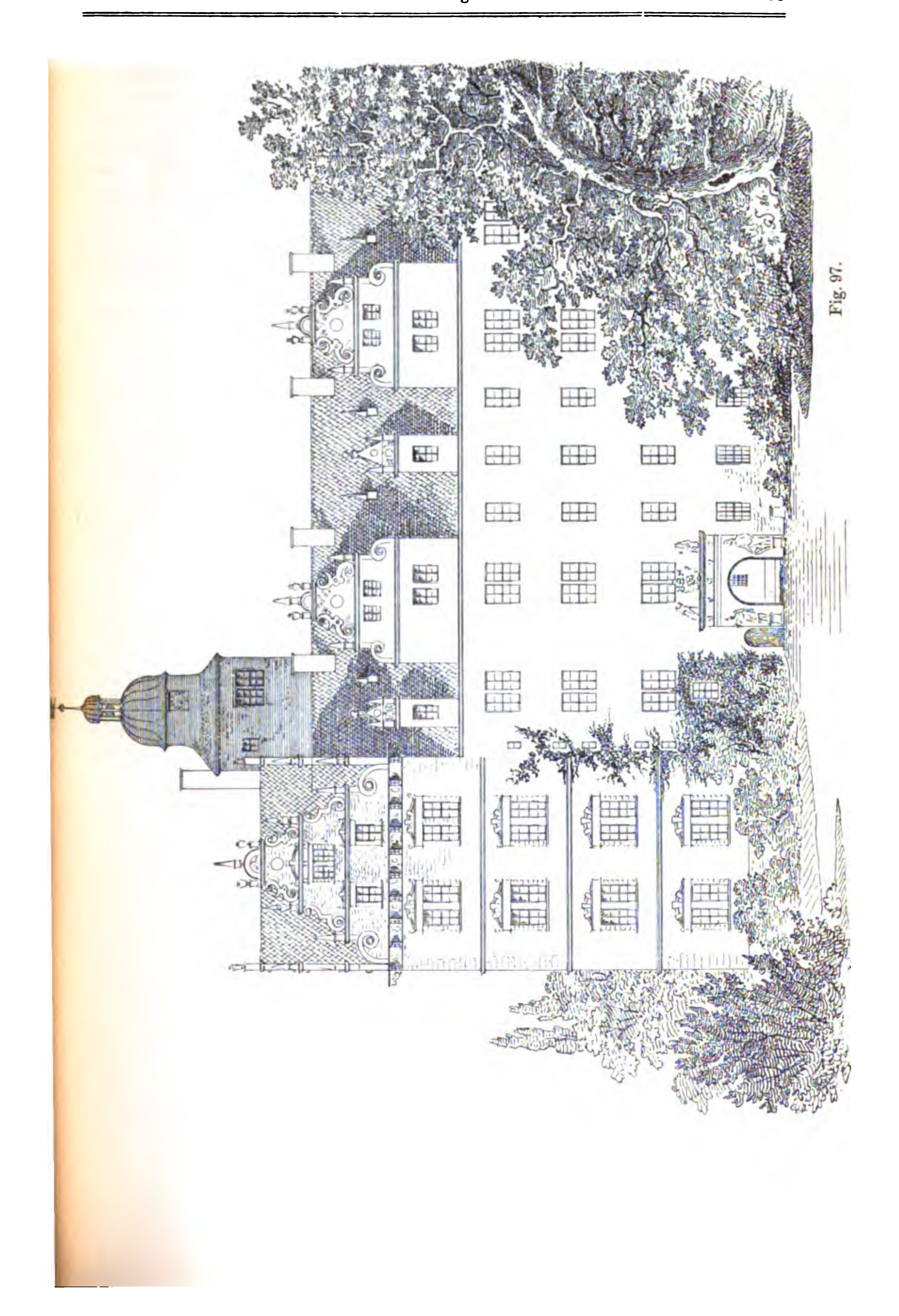


Fig. 97.

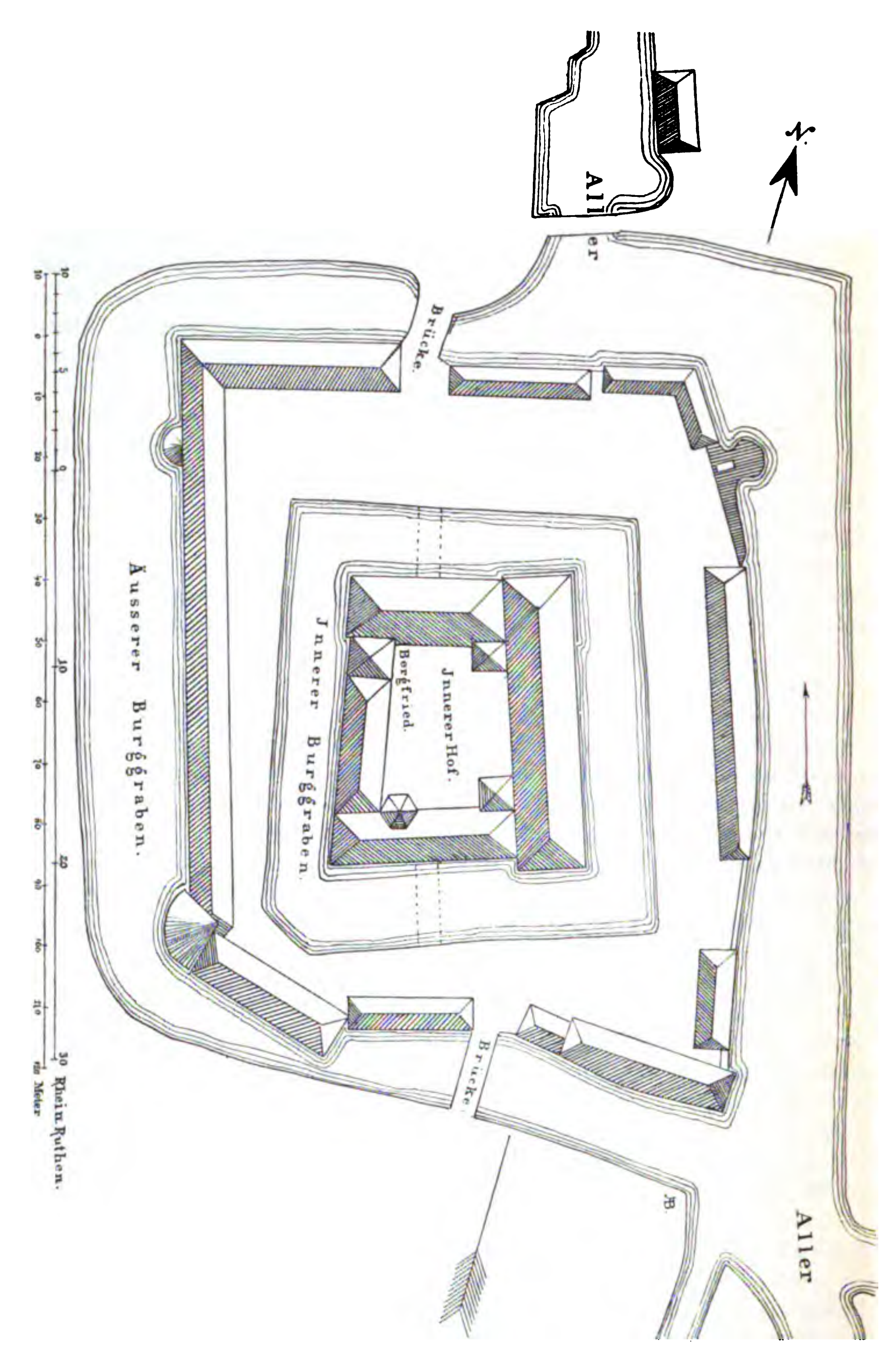

Äusserer Burggraben.
Jnnerer Burggraben.
Jnnerer Hof.
Bergfried.
Brücke.
Brücke.
Aller
Aller
Rhein. Ruthen.
Meter

Fig. 96.

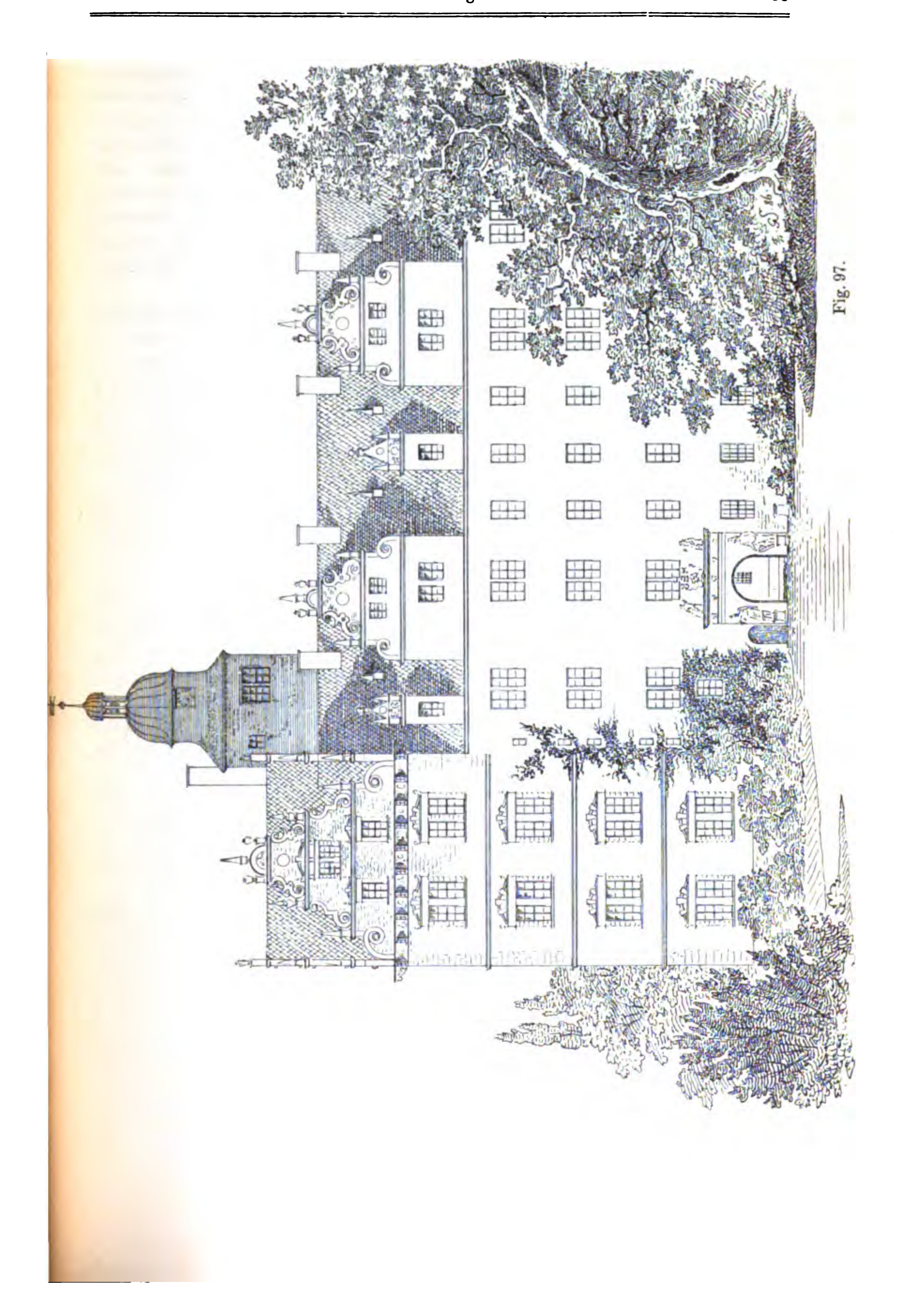


Fig. 97.

gesims erschien einst eine auf schön gebildeten Konsolen ruhende Gallerie, die jetzt aber verschwunden ist; nur die Konsolen bezeugen noch ihr einstiges Vorhandensein. Dreigeschossige Giebel, reich mit Voluten und Akroterien belebt, machen nach aussen das Dach zu dem reichstgeschmückten Teil des ganzen mächtigen Gebäudes, das jetzt die Wohn- und Gesellschaftszimmer des Schlossherrn enthält und jedenfalls auch die Stelle des früheren Palas einnimmt. Dafür spricht nicht nur die gegen einen feindlichen Angriff am besten geschützte Lage, sondern auch die Gewohnheit, bei Neubauten die ursprüngliche Anordnung der Gebäude festzuhalten. — Die übrigen Gebäude sind nicht bloss niedriger, sondern auch weit einfacher; den einzigen Schmuck bilden hier die Dachgiebel, die aber auch schlichter gehalten sind als die des hohen Hauses.

Der äussere Anblick des Schlosses wird jetzt durch mächtige Baumgruppen, die die Anlage rings umgeben, noch gehoben. Architektonisch war aber der Schlosshof noch bedeutender. Wir treten durch das nördliche Portal hinein und haben hier zur Linken zwei imposante Türme, die das hohe Haus flankieren und dessen Verbindung mit den anstossenden Flügelbauten herstellen. Doch ist der jetzige Zustand dieser ganzen Fassade verglichen mit dem ursprünglichen recht nüchtern. Einst verband nämlich diese beiden Türme eine glänzende viergeschossige Gallerie, die man sich auf säulengetragenen Rundbogen ruhend vorzustellen hat. Die einst die Gewölbe auffangenden Konsolen sind noch vorhanden, wie natürlich auch die Thüren, welche von den Ecktürmen zu diesen Loggien führten. Gerade diese Verbindungsgallerie muss dem Schlosshof einst sein charakteristisches Gepräge gegeben und seinen bedeutendsten Schmuck verliehen haben. Die Seitenflügel dagegen sind belebt durch mehrstöckige Erker (Fig. 98). Der bedeutendste prangt über dem Nordportal. Er ist dreistöckig und die verschiedenen Stockwerke verjüngen sich nach oben. Kannelierte flach vortretende Pfeiler schmücken die Brüstungen und die darunter befindlichen Fensterbekrönungen. Nur die beiden untersten Brüstungsfelder tragen Wappenschmuck. Die Jahreszahl des Erkers 1598 beweist, dass der Schlossbau schon einige Jahre vorher begonnen sein muss. Die reinen Renaissanceformen, die überall sichtbar sind, stimmen damit überein.

Diesem Erker gegenüber befindet sich ein anderer, weniger hoher. Diese Südseite des Schlosshofes hat aber in dem die südwestliche Ecke einnehmenden Treppenturm einen besonders wirkungsvollen Schmuck erhalten. An ihn schliesst sich nach Osten ein kleiner Bauteil an, der noch spätgotische Formen zeigt.

Das Innere des Schlosses täuscht die Erwartungen nicht, welche man beim Anblick des Äusseren zu hegen berechtigt ist. Von der Ausstattung der Innenräume ist aber nur ein Stuck-Saal aus der Zeit des Neubaues erhalten, der die Südostecke des Palas einnimmt. Er gehört der Wende des 16. Jahrhunderts an und zeigt die ausgeprägte deutsche Renaissance. Die Wände sind in grosse als Kartuschen mit Band- und Rollenwerk gestaltete Felder eingeteilt, ebenso die Gewände der Fensternischen. Den oberen Abschluss bildet ein breiter fortlaufender Fries, der Jagdscenen darsellt. Die Ausführung ist durchweg vorzüglich und der Saal gehört deshalb zu den wertvollsten Resten, die in der Provinz erhalten sind, zumal Stuckarbeiten aus der Zeit der Hochrenaissance hier selten

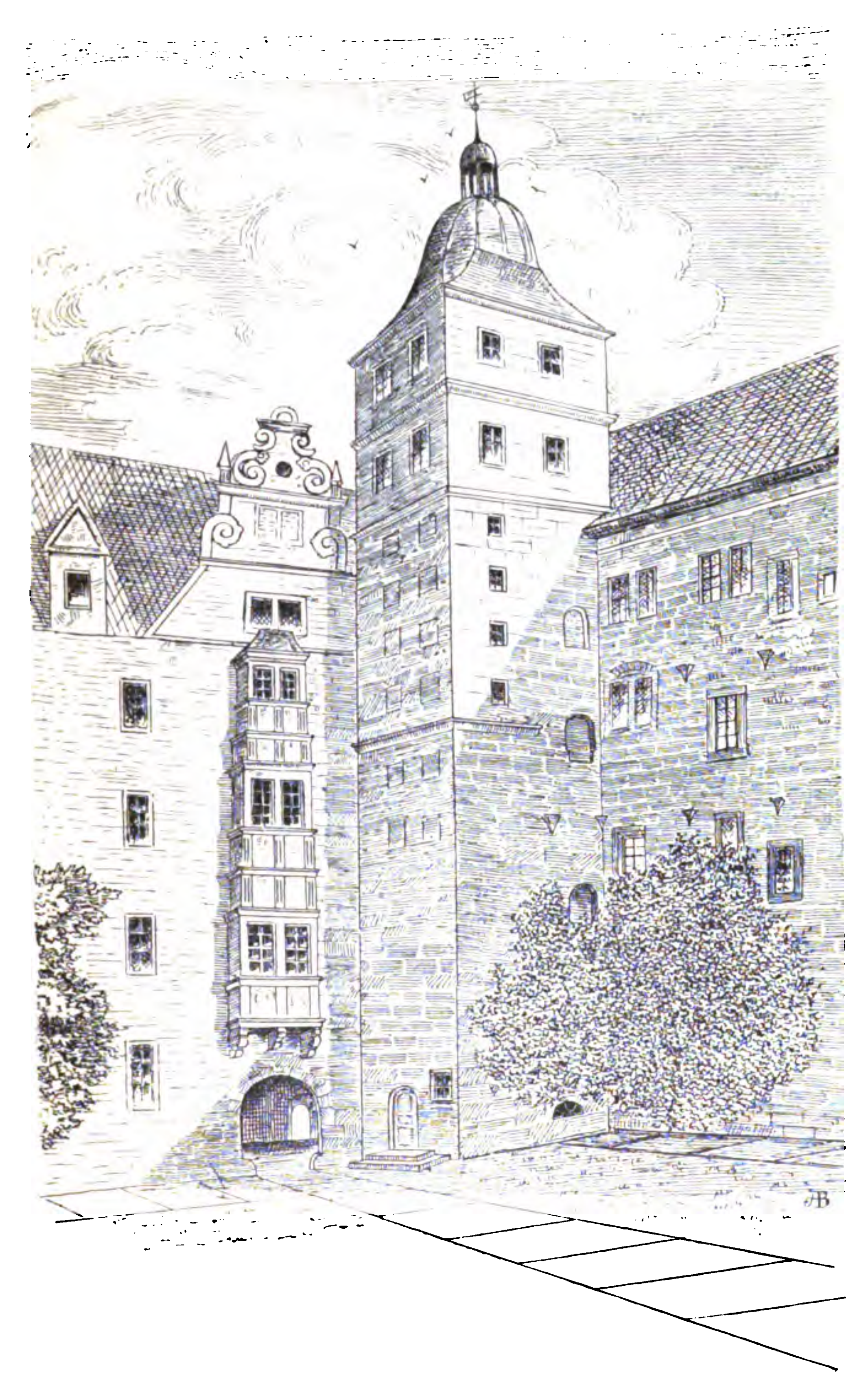


Fig. 98.

sind. Leider ist die Decke zerstört, wie denn der einst so prächtige Raum heute nur als Boden und Rumpelkammer benutzt wird.[1]

Unter diesem Saale befindet sich der sog. Antoniensaal, der eine geschmackvolle Stuckdecke und Stuckrahmen aus der Barockzeit enthält; die übrigen Stuckarbeiten sind weniger hervorragend.

Hat man beim Durchschreiten der schier endlos sich aneinander reihenden Zimmer und Säle auch nicht den gleichen Eindruck, den die im grössten wie im kleinsten Raume wohnlich anheimelnde Burg Flechtingen macht, (s. Nachtrag), so fesseln doch den Besucher manche wertvolle Werke der Kunst und des Kunstgewerbes.

Von den Gemälden verherrlichen viele das Andenken des bedeutendsten Vorfahren der gräflich schulenburgischen Familie, des Grafen Johann Matthias, der in sächsischen Diensten gegen Karl XII. und unter Marlborough und Eugen von Savoyen gegen die Franzosen focht. Seinen grössten Ruhm gewann er aber als Feldmarschall der Republik Venedig in zahlreichen Kämpfen, unter denen die Verteidigung von Korfu 1716 die bedeutendste ist. Die Stadt Korfu ist deshalb in zwei grossen Ölgemälden dargestellt, deren künstlerischer Wert aber nicht gross ist. Auch ein Aquarell von 1732 stellt Korfu dar. Das beste Porträt des Matthias ist von Antoine Pesne, (1684—1757) der auch Friedrich den Grossen öfter gemalt hat. Ein anderes Porträt von unbekannter Hand ist ebenfalls wertvoll. Wenig künstlerischen Wert hat dagegen ein zeitgenössisches Porträt (alle im Antoniensaale).

Ausserdem ist eine gute Rötelzeichnung bemerkenswert, die den Kopf des Feldmarschalls in Profil darstellt; die Umschrift des Rundbildes ist: S. R. J. Comes Schulenburg, Ser[mae] Reipub[cae] Venetae, Campi Marescialius Generale.

Andere Familienbilder in Öl z. T. aus dem 18. Jahrh. sind in verschiedenen Zimmern untergebracht, von denen die in lebhafter Unterhaltung begriffene Gruppe am ansprechendsten ist, welche Excellenz v. d. Schulenburg und Gemahlin geb. v. Vincke darstellen, also wohl den bekannten Staatsmann aus der mit ihm erloschenen Linie Klosterode, der dem Wiener Kongress als Vertreter des Königs von Sachsen beiwohnte und als Konferenzminister in den Ruhestand trat. Auch alte Porträts sind noch einige vorhanden, unter ihnen ein Familienbild, Mutter mit vier Kindern darstellend (im sog. Marmorkabinet). Das lebensgrosse Bild eines Königs von England (?) (18. Jahrh.) fällt (im langen Gange) ins Auge wegen der reichen Tracht. — Andere Gegenstände sind: die Auffindung Mose und eine Hochzeit zu Cana, wahrscheinlich alte Kopien. Eine lebensgrosse sitzende männliche Figur mit Hund rührt her von G. F. Weitsch (1796). Von der schlesischen Malerin Marie Wiegmann ist ein Aquarell (von 1855) vorhanden. Ein schönes Werk, Trommler mit Kind (1832) von K. Kritzschmer[?][2] hängt im Fürstensaal, der von den Porträts der Gemahlin des grossen Kurfürsten und Kaiser Wilhelms I. seinen Namen hat. Auch Bismarck und Moltke haben in lebensgrossen guten Gemälden hier Platz gefunden.

Drei kleine Aquarelle (aus dem 16.—17. Jahrh.) stellen Reiter dar.

---

[1] Eine bildliche Wiedergabe dieses wertvollen Denkmals liess sich leider nicht erwirken.

[2] Vielleicht Kretzschmar?

Endlich sind einige anmutige weibliche Figuren auf einem dreiteiligen kleinen Klappaltar zu erwähnen (um 1500) und eine Kupferätzung nach einer Zeichnung von J. H. Tischbein dem Älteren (1774).

Von Werken der Plastik ist eine halblebensgrosse Marmorfigur, ein sitzendes weibliches Wesen mit einem Schleier über dem Gesichte, erwähnenswert.

Alles übrige sind Werke der Kleinkunst. Dahin gehören vier phantastische figurenreiche Gruppen, zwei aus Bronze und zwei aus Marmor. Die eine stellt ein Einhorn dar, das einen unbekleideten Reiter trägt, und eine stehende weibliche Figur mit Flügeln, einen Kranz in der Hand tragend (Viktoria); auf dem Sockel sitzt eine Füllhorn haltende Frauengestalt und am Fusse des Sockels eine dritte weibliche Figur mit Spiegel; ein lorbeerbekränzter Krieger, am Spiesse den Kopf eines bezopften Orientalen, setzt den Fuss auf einen auf dem Rücken liegenden Feind, und eine Frauengestalt hält, auf einer anderen stehend, einen Zweig empor. Diese, siegreichen Kampf und gerechten Frieden darstellende Allegorie erfreut durch die gute Ausführung der einzelnen etwa 30 cm hohen Figuren. Die zweite Gruppe ist ähnlich aufgebaut. — Einfacher sind die leider beschädigten Marmorgruppen, von denen eine einen mädchenraubenden Centauren darstellt, die andere einen weiblichen Centauren mit einer eine Mauerkrone hochhaltenden Frauengestalt. An künstlerischem Wert stehen die Marmorgruppen den Broncegruppen nach. Über die Zeit ihrer Herstellung habe ich nichts in Erfahrung bringen können; es ist aber wahrscheinlich, dass sie der Mitte des 18. Jahrhunderts angehören.

In demselben Zimmer steht eine kleine, Friedrich den Grossen darstellende Reiterfigur mit Sockel, aus Porzellan, eine gute Arbeit aus der Fürstenberger Porzellanfabrik. — Eine gute kleine Reiterfigur aus vergoldeter Bronze stellt Johann Mathias mit dem Feldherrnstab dar (18. Jahrh.).

Hervorragende Arbeiten der Kleinkunst sind die Relief-Porträts Napoleons I. als erster Konsul und der Kaiserin Josephine aus Wedgwoodsteingut (Wende des 19. Jahrh.). Besonders das Bild der Kaiserin ist eine ungemein feine Arbeit.

Von kunstgewerblichen Arbeiten sind zwar keine Werke ersten Ranges vorhanden, doch sind manche erwähnenswert. Holzgeschnitzte Truhen und Spiegel im Barockgeschmack, Rokokosessel mit kostbaren gewebten Seidenbezügen, ein reicher Rokoko-Spiegel, Londoner Uhren (von James Vick mit Malerei auf schwarzem Grunde, und Tho Tompion, mit ewigem Kalender —) erfreuen das Auge. Besonders wertvoll sind einige alte Kommoden und Schränke, z. T. mit ausgelegter Arbeit, wie die sog. Chesterfieldkommode, auf der eine sitzende Frau mit Blumen dargestellt ist, und ein Schrank mit Elfenbeinintarsien, ferner ein solcher mit Blumenmalerei auf schwarzem Grunde. Ein kleiner schwarzer Schrank ist in ganz eigenartiger Weise verziert, indem seine Felder mit Vögeln aus feinem goldglänzenden Stroh ausgefüllt sind, eine kostbare Arbeit. Eine Ofenplatte zeigt die Ansicht der Stadt Braunschweig und das springende Ross. Das Zeitalter Ludwigs XIV. und XV. ist durch eine vollständige Ausstattung von Boulemöbeln vertreten, die den Antoniensaal füllen. Kommode, Uhr, Tischplatte, Wandschränke zeigen alle die bunte Pracht vergoldeter Bronzeornamente, die mit

edlen farbigen Steinen ausgelegt sind; besonders die Kommode, deren Goldbronzebeschläge und aus vielen Marmorsorten zusammengesetzte Platte prächtig wirkt.

Riedel cod. dipl. A. 17, 280—329 (v. Bartenslebensche Urkunden), ferner A. 5, 268. 6, 199. 285. 294; 14, 304. 16, 166. 167. 218. 22, 343. 344. 486. 25, 328. B. 4, 302. 422. 424. 6, 90. C. 2, 437. — Sudendorf II Nr. 60. 115. III. Nr. 163. IV. Nr. 150. 241. 300 vgl. Einl. S. 95. V. Nr. 106. 221. VI. Nr. 255. VII. Nr. 243. 283. VIII. Nr. 144. 160 IX. Nr. 28. 29. Fidicin, Landbuch S. 35. Cod. Alvensleb. II, Nachtrag 1, Nr. 14. S. Walther VII S. 70—76. VI. S. 128. Vgl. Wohlbrück- v. Ledebur S. 323. 324. Danneil, Protokolle der General-Kirchen-Visitation etc. Heft II S. 139. 140.

Wustrewe oder Wustrebe.

[1361 wendschen Wustreve (?), 1420 wustrawe, 1448 wustreve, 1472, 1501, 1506, 1523 Wustreve; 1498 wustrove, 1646 Wustrow].

Kirchdorf von 164 Einw., 19 km nordnordwestlich von Gardelegen, Filial von Kakerbeck.

Hefftens Verzeichnis verwechselt Wustrewe im Kr. Gardelegen mit dem wüsten wustrow oder wustrewe im Kr. Salzwedel zwischen Immekath und Köbbelitz, welches zu den Brandenburgischen Lehen der v. Bartensleben auf Wolfsburg gehörte, ja mit dem Schlosse Wustrow an der altmärkischen Grenze nördlich von Salzwedel im Hannöverschen (A. 5, 402. 462). Ob wendschen Wustreve, dessen Hälfte das Kloster zum heil. Geist vor Salzwedel 1361 an Gebhard v. Alvensleben zu Clötze abtritt, unser Wustrewe ist, ist zweifelhaft, zumal jene Wüstung näher an Clötze liegt. Dagegen ist es unzweifelhaft das wustrawe der Schadensrechnung von 1420, wohin Gebhard v. Alvensleben 1419 das in der Fehde von Althaldensleben geraubte Vieh treiben lässt. Der Ort ist also damals im Besitz der v. Alvensleben-Gardelegen. Werner von Alvensleben dotiert 1448 einen Altar in der Burgkapelle zu Gardelegen u. a. mit einer Hebung in wustreve. Ebenso findet sich Wustreve im zweiten Lehnsbriefe von 1472 und im Verpfändungsconsens von 1506 unmittelbar hinter Wiepke und Winkelstedt (vgl. d. Art.). Im Jahre 1498 verkauft Dietrich von Alvensleben unter Zustimmung seines Bruders Werner das halbe Dorf wustrove soweit es nicht sonst versetzt ist, an die Marienkirche zu Salzwedel, 1501 genehmigt Kurfürst Joachim diesen Verkauf, 1523 erhält Gebhard v. Alvensleben, Werners Sohn noch einen Nachschuss von 70 fl., wobei jener vorherige Verkauf Pfandschaft und Wiederkauf genannt wird. Dass hier unser W. gemeint ist, geht daraus hervor, dass in der kurfürstlichen Genehmigung der Ort als am Damme zu Zethlingen gelegen bezeichnet wird. Der Lehnsbrief von 1646 schreibt Wustrow.[1] Das Patronat gehört noch jetzt dem Rittergut Weteritz.

Die Kirche ist 1871 neu gebaut, die 2 Glocken von geringer Grösse. Die grössere von H. Kramer in Salzwedel 1710, die kleinere 1855 von Joh. Wettig in Erfurt gegossen.

Riedel A. 6, 127. 142. 159. 17, 70(?). 192. 210. B. 3, 325.
Cod. Alvensleb. I. Nr. 660. III. Nr. 3. 180. 1085.

---

[1] Die Schreibart der Ortsnamen in diesem Lehnsbrief cod. Alvensleb. III Nr. 1085 ist unsicher, da in demselben notwendig eine Reihe von Lese- oder Druckfehlern gerade in den Ortsnamen stecken müssen. (Intzgau, Blötzke, Nipke etc.).

Zichtau.

[1311 Chicte (??), 1473 Czychtow, Czichtow; 1488 Zichtow, 1494 Sichtow, 1506 Czichtow, 1551 Sichtow, 1574 Zichtow, 1603, 1642 Zichtaw].

Pfarrdorf von 370 Einw., 11 km nordnordwestlich von Gardelegen.

Dass das Chicte, Cicte, Zzicte des Halberstädter Lehnsregisters von 1311 Zichtau sei, wie Heffter annimmt, ist nicht wohl glaublich. Auch in der bei Mieste (s. d. Art.) erwähnten Notiz aus Jerasius, die v. Mülverstedt in Cod. dipl. Alvensleb. II. 151 bringt, ist hinter Miesterhorst wohl nicht Zichtau sondern Sichau zu lesen (s. d. Art.). Die Verbindung zwischen Mieste etc. und Zichtau stammt erst aus den Alvenslebenschen Erbteilungen des 16. Jahrhunderts. Sicher bezeugt findet sich Czychtow zuerst im Lehnsbrief der von Alvensleben-Calbe von 1473, dann in den ferneren Lehnsbriefen von 1488 und 1506, ferner bereits vom Ende des 15. Jahrhunderts an häufig in den zahlreichen Erbvergleichen dieses Geschlechts, so 1491, 1574, 1592, 1595 etc. Das Gut Zichtau, oder eins der Alvenslebenschen Güter daselbst gehört 1596 zur Hinterlassenschaft des zu Genua verstorbenen Magdeburger Domherrn Busse Clamor v. Alvensleben, von dessen Epitaphium bei Sichau die Rede war. Bei der damaligen Erbteilung wird Zichtau in Verbindung mit dem Miester Gericht genannt. Wahrscheinlich rührt jedoch diese Verbindung schon aus der Erbteilung von 1554 über die Güter der ausgestorbenen roten Linie her. Im Schulenburgischen Burgfrieden von 1642 wird Busso v. Alvensleben auf Calbe und Zichtau unter den Schiedsrichtern genannt. Das eine der beiden Rittergüter wurde 1811 vom Kreisamtmann Solbrig erworben, dem Schöpfer der herrlichen Parkanlagen. Jetzt sind beide im Besitze der v. Gossler, welche auch das Kirchenpatronat von Mieste haben. Eine eigne Parochie wurde Zichtau erst 1601.

Eine Kirche hatte Zichtau vermutlich schon im 15. Jahrhundert; die jetzige ist 1779 renoviert und mit dem neuen Turm versehen. Der Stifter der Pfarrstelle, Ludolf von Alvensleben († 1610), hat die Kirche um 1589 erbaut. Sein Grabstein befindet sich in der Kirche, ebenso ein von ihm geschenktes Altarbild von 1589, das hl. Abendmahl darstellend, auch sein Degen.

Die beiden Glocken haben 0,60 und 0,55 m Durchmesser; die grössere ist ohne Schrift und wird wegen ihrer länglichen Gestalt aus dem frühesten Mittelalter herrühren, die kleinere stammt aus der Zeit der Renovation und ist 1779 von C. Behrens in Salzwedel gegossen. —

Riedel A. 17, 149. 197, 198. (vgl. S. 442. 449. 463??). 6, 426 Cod. Alvensleb. II Nr. 559. 595. 620. Nachtrag 1 Nr. 54 56. III. Nr. 729. 745. 748. 792. 812. 814.

Zienau.

[1279 Sinow, 1420 Cynowe, synow; 1457, 1487, 1506 Synou, 1492 Sinow].

Dorf von 160 Einw., 3 km ostsüdöstlich von Gardelegen, eingepfarrt nach Klosterneuendorf.

Die Markgrafen Johann, Otto und Konrad vereignen 1279 dem Kloster Neuendorf die villa slavicalis Sinow. In den Fehden zu Anfang des 15. Jahrhunderts werden 1414 oder 1415 zwei Gardelegener Bürgern von Wolmirstedt aus von Cynowe Schafe geraubt; ferner 1416 wird der Ort geplündert, dazu

Pferde und vier Ochsen geraubt. Synou steht im Bestätigungsbrief Friedrichs des Jüngeren 1457 (vgl. Art. Kloster-Neuendorf) unter den Klosterdörfern, ebenso im Verpfändungsconsens von 1506 als Zubehör der Vogtei Gardelegen. Als Erzbischof Ernst v. Magdeburg 1487 dem Kloster Neuendorf eine Hebung von der wüsten Dorfstätte Mildehöft abtritt, wird erwähnt, dass die Gemeinde von Synou dieselbe von der Weide zu geben habe. Andere Hebungen von derselben Wüstung verkaufen 1492 die von Alvensleben dem Kloster, wobei ebenfalls gesagt wird, dass die Schulten und 4 Bauern von Sinow die betreffenden Nutzungen inne haben. Noch jetzt besitzt die Gemeinde Zienau einen grossen Teil der Feldmark jenes eingegangenen Dorfes. Noch heute zeigt auch Zienau in seiner Anlage besonders deutlich die slavische Bauart, die villa slavicalis. Bei Zinau stand übrigens auch die „Ziegelscheune", in der Johann Georg die Steine zum Bau des Letzlinger Jagdschlosses fertigen liess. Eine Kirche hat Zienau nicht, und, wie es scheint, nie gehabt. Zienau ist nicht zu verwechseln mit Sienau bei Salzwedel.

Riedel A. 6, 159. 22, 373. B. 3, 334. 346. Suppl. 366. 372.
Cod. Alvensleb. II Nr. 605 vgl. 332. Nachtrag I, Nr. 54.

Ziepel.

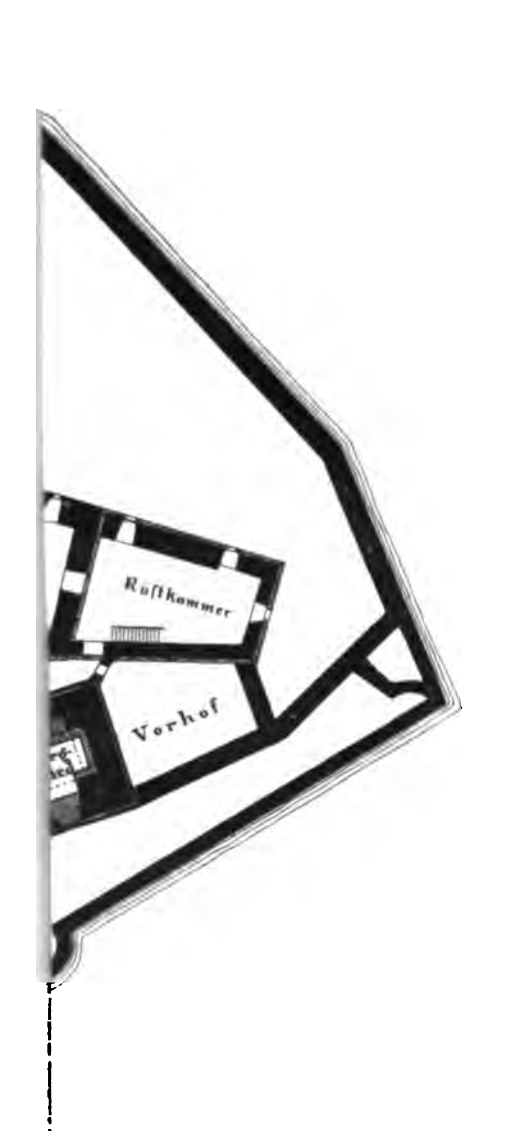
[1380 Zypel, 1420 czippel, Czipel; 1465 Zyppel, 1480 Tzyppel, 1491 Zypel].

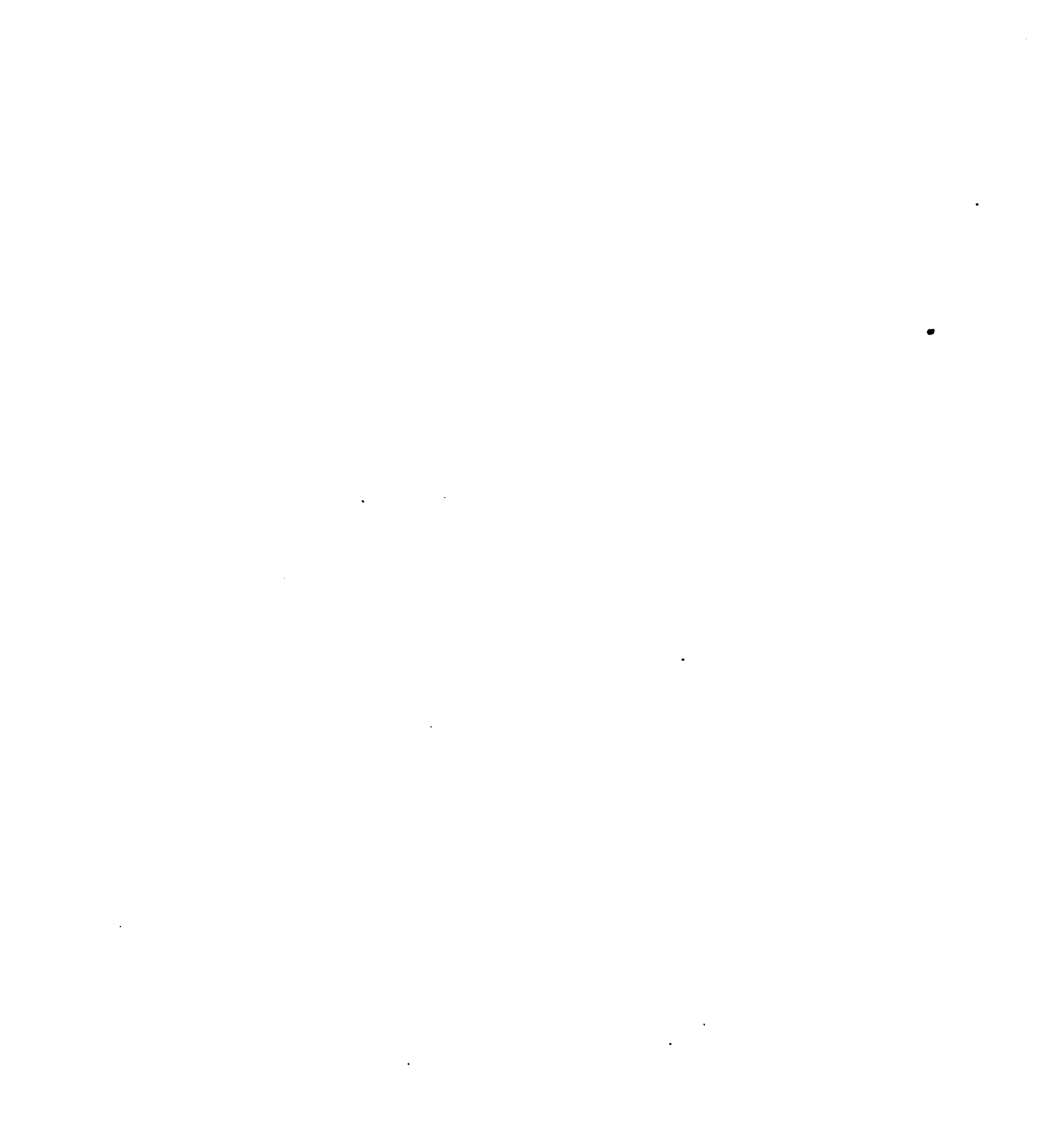
Dorf von 110 Einw., 4 km von Gardelegen, nach Weteritz eingepfarrt.

Als der Knappe Hans Mourin 1380 dem Kloster Neuendorf seinen Besitz in Hemstedt und den Teich to deme Krensel verkauft, wird dem Kloster gestattet, Torf und Sand zur Besserung des Teiches von der Feldmark Zypel zu entnehmen, ohne dass die Bauern oder künftigen Besitzer von Zypel es sollten hindern dürfen. Danach scheint jener Knappe Mourin bis dahin den Lehnsbesitz des Dorfes ebenfalls gehabt zu haben, wie den des offenbar auf der Feldmark befindlichen Teiches, der übrigens 1410 an die Stadt Gardelegen vertauscht und als bauen Ips up der Milde gelegen bezeichnet wird. Im Jahre 1417 plünderten die v. Veltheim, v. Oberg und Heise v. Steinfurt, als sie Gebhard von Alvensleben auflauerten, gelegentlich das Dorf Czipel und 1418 wurde dort wiederholt Vieh von den Magdeburgischen geraubt, auch ein Mann erschossen. Damalige Besitzer sind die Gardelegener Bürger Gebrüder Take. Mit Ipse kommt auch Ziepel 1429 an die v. Schulenburg und ist fortan in den Urkunden stets mit Ipse zusammen genannt. In kirchlicher Hinsicht wurde es 1637 mit Weteritz der Pfarre Isenschnibbe (s. d. Art.) verbunden, ebenso Ipse. Während jedoch Ipse später wieder eine selbständige Pfarre wurde und jetzt mater vagans ist, blieb Ziepel dauernd mit dem zum Dorfe heranwachsenden Weteriz und dessen Kirche verbunden. Es ist nicht unmöglich, dass Ziepel zu Anfang des 15. Jahrhunderts eine eigene Kirche hatte, da in der Schadensrechnung von 1420 der Kirchhof erwähnt wird, doch kann an der Stelle eine Verwechslung mit Ipse vorliegen. Vgl. den Art. Ipse.

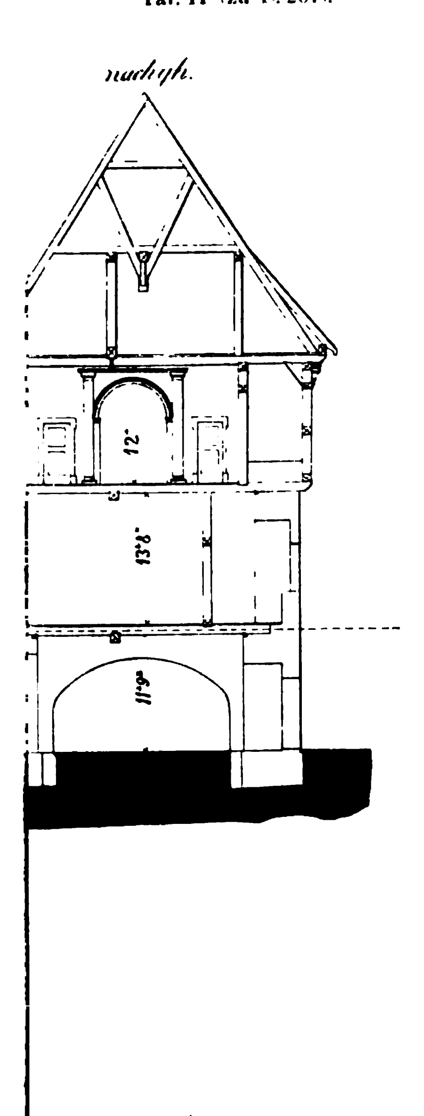
Riedel A. 5, 391. 459. 460. 477. 17, 141. 22, 399. 25, 378. B. 3, 335. 340. D. Bauke S. 270. 275. 279.

Taf. I (zu S. 207).





Taf. II (zu S. 207).



*Nachträge.

Zu Burg Flechtingen.

Im Anschluss an die unter Fig. 1—6 beigegebenen Zeichnungen ist folgendes nachzutragen:

Die Wasserburg Flechtingen ist ursprünglich eine Insel, die nur von Süden, wohl vermittelst einer Zugbrücke, zugänglich war. Jetzt ist dieser südliche Zugang ein fester Damm; ein ebensolcher ist erst nach der letzten Wiederherstellung der Burg vor einigen Jahrzehnten auch im Osten geschaffen. (Auf dem Grundrissplan, der auf Aufnahmen beruht, die vor der Wiederherstellung angefertigt sind, fehlt er noch). Sie besteht aus einer geräumigen Vorburg und der teilweise mit einer an einer Stelle sogar doppelten gezinnten Mauer umgebenen Burg selbst. Erstere umfasst drei grosse Gebäude und ein Thorhaus, das bei der Erneuerung des Ganzen durch ein grösseres Gebäude ersetzt ist.

Die Burg selbst, auf einem Porphyrfelsen erbaut, bedeckt eine nur etwa halb so grosse Fläche als die Vorburg und besteht aus vier Gebäuden, die sich um einen äusserst engen langgestreckten Hof herumlegen, und dem Bergfried. Von jenen sind der nordwestliche und der südliche Bau offenbar von jeher herrschaftliche Häuser gewesen und zwar wird man den südlichen wegen des 20 m langen, 7 m breiten, 4 m hohen Saales, der das zweite Stockwerk ausfüllt, als den Palas anzusehen haben, während das nordwestliche Gebäude als Kemenate gedient haben dürfte; herrschaftliche Zimmer enthielt wohl auch schon früher der westliche Querbau. Alle diese Gebäude sind zwei Stockwerke über der Erde massiv, das nordwestliche (Kemenate) hat sogar eine bis unter das Dach reichende massive Nordwand, sonst ist das Obergeschoss und beim Querbau die beiden Obergeschosse aus Fachwerk. Palas und Querbau haben grösstenteils unter dem Erdboden liegende, mit Tonnengewölben gedeckte Untergeschosse, (vgl. Querschnitt Fig. 2 auf Taf. 2).

Von Architekturformen ist nicht allzuviel zu bemerken. Nächst den vorzüglichen Steinmetzarbeiten im Stile des 17. Jahrhunderts, die das südliche Hauptthor schmücken, ist besonders wirkungsvoll der Treppenturm, der den durch das Thorgebäude Eintretenden begrüssst; er ist in den Formen der späteren deutschen Renaissance aufgeführt. Es scheint, als ob man ursprünglich nach Westen zu noch Gebäude hätte anfügen wollen. Der Treppenturm bildet jedenfalls keinen organischen Abschluss; auch ist er nicht unbedingt nötig, da die oberen Zimmer auch von dem alten Treppenhause vom kleinen Burghofe aus zu erreichen sind. Über dem Portale des Turmes steht die Inschrift:

Anno 1619 ist dieser Windelstein neben dem alten gebeu wieder aufgebaut worden.
Kersten Schencke Kerst · s · sohn marta magdalen · v · d · schulenburch.

Daraus könnte man auch schliessen, dass ursprünglich noch andere Gebäude sich westlich oder auch nördlich an ihn angeschlossen hätten, die mit dem alten Treppenturm zu Grunde gingen, aber nicht wieder aufgebaut wurden. Statt

eines Treppenturms könnte übrigens auch ein Wehrturm zur Deckung des schmalen Einganges in den Burghof angenommen werden.

Am nordwestlichen Schlossgebäude (Kemenate) findet sich die gotische Minuskelinschrift

Anno dm. m° cccc xxvi heft Barwert Schencke dat hus gebuwet'

über dem von einer männlichen Halbfigur getrennten Wappen der Schenken und der W(arburgs?) mit den Buchstaben B S und P. W. (Fig. 3).

Dies Gebäude, dessen Nordseite auf Fig. 4 dargestellt ist (nach einer Tuschzeichnung aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, die in der Burg aufbewahrt wird) ist aber wohl nicht das erste, das hier gestanden hat. Im Erdgeschoss hat auch der Backstein Verwendung gefunden. Die Nordwand scheint in ihren unteren Teilen wenigstens mit dem zunächst sich anschliessenden gleich hohen Gebäude gleichzeitig zu sein; hier ist noch ein Spitzbogenfenster sichtbar, das seine ursprüngliche Form behalten haben wird. Beide Gebäude enthalten jetzt einen grossen Teil der Gesellschafts- und Wohnzimmer des Burgherrn, während die östliche Fortsetzung, das frühere Brauereigebäude, die Rüstkammer enthält, aber erst seit der letzten Wiederherstellung. Erst bei dieser ist auch das alte Fachwerk-Obergeschoss aus Bruchsteinen, gleich den unteren Teilen, aufgeführt.



Fig. 3.

Der gegenüberliegende Palas hat jedenfalls auch manche Veränderung erlebt. Dass dieser Bau spätestens in das Ende des 15. Jahrhunderts hinaufreicht, beweist das auf den zweistöckigen massiven Wänden des Palas ruhende Fachwerkgeschoss. Wir sehen hier die reich entwickelten Formen der Gotik, wie sie an den glänzendsten Beispielen dieser Epoche in Braunschweig, Halberstadt und anderen niedersächsischen Städten noch zahlreich vertreten sind. (Fig. 5). Die Saumschwelle ist mit dem sogen. Treppenfries geschmückt, der hier in schöner Profilierung erscheint, indem Hohlkehlen und Rundstäbe, die durch Plättchen geschieden sind, mit einander abwechseln. Die Felder sind teils mit flachgestochenen Blumenmustern ausgefüllt, teils auch mit gotischem Masswerk. Die Quadrate über den Balkenköpfen haben mannigfaltige Muster, wie den Vierpass und das Fischblasenmotiv, das verschieden angewandt wird. Die Balkenköpfe sind mit Hohlkehle und Rundstab geziert, für den auch der Birnenstab eintritt. Den reichsten und edelsten Schmuck aber tragen die Konsolen,

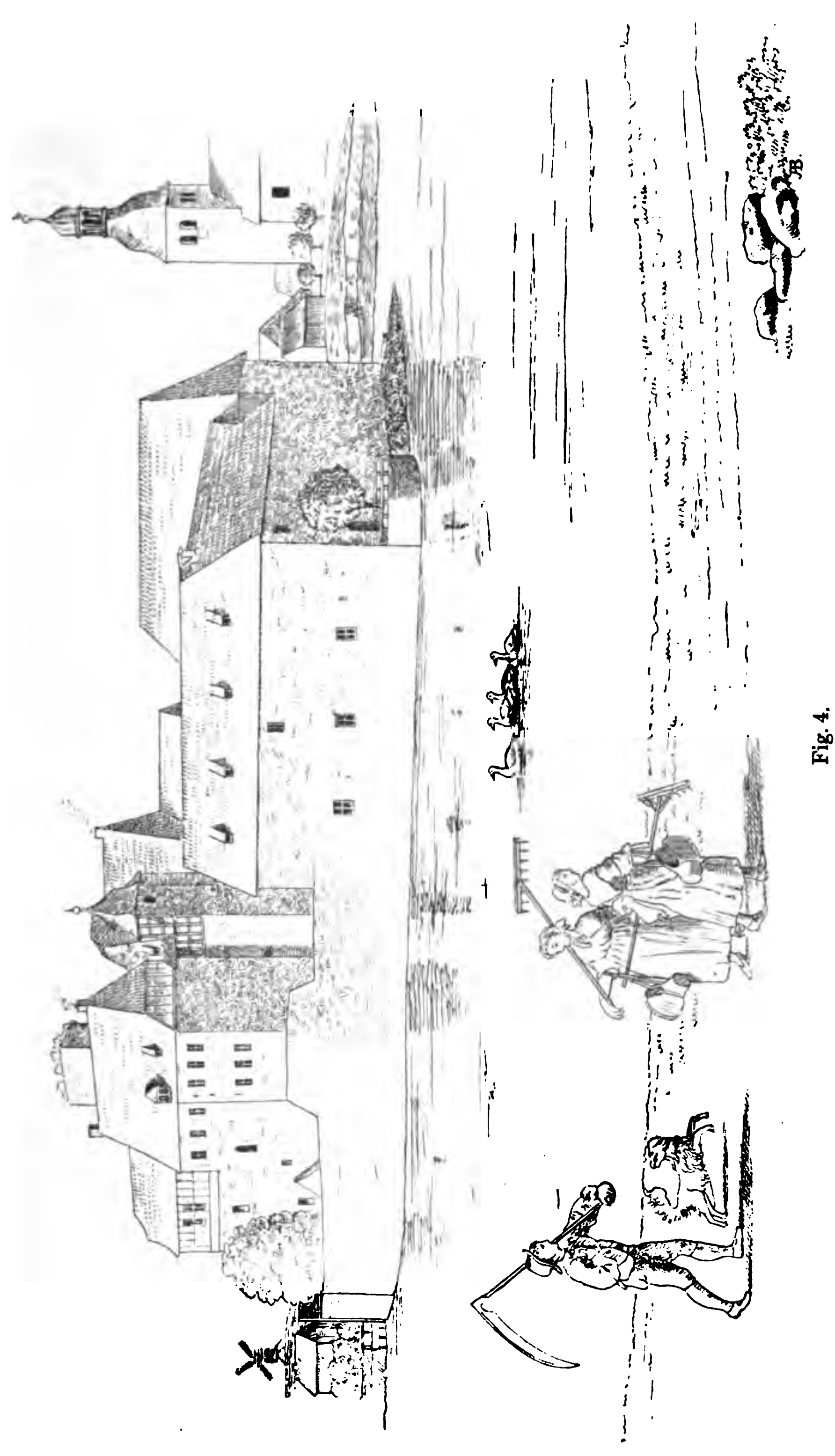
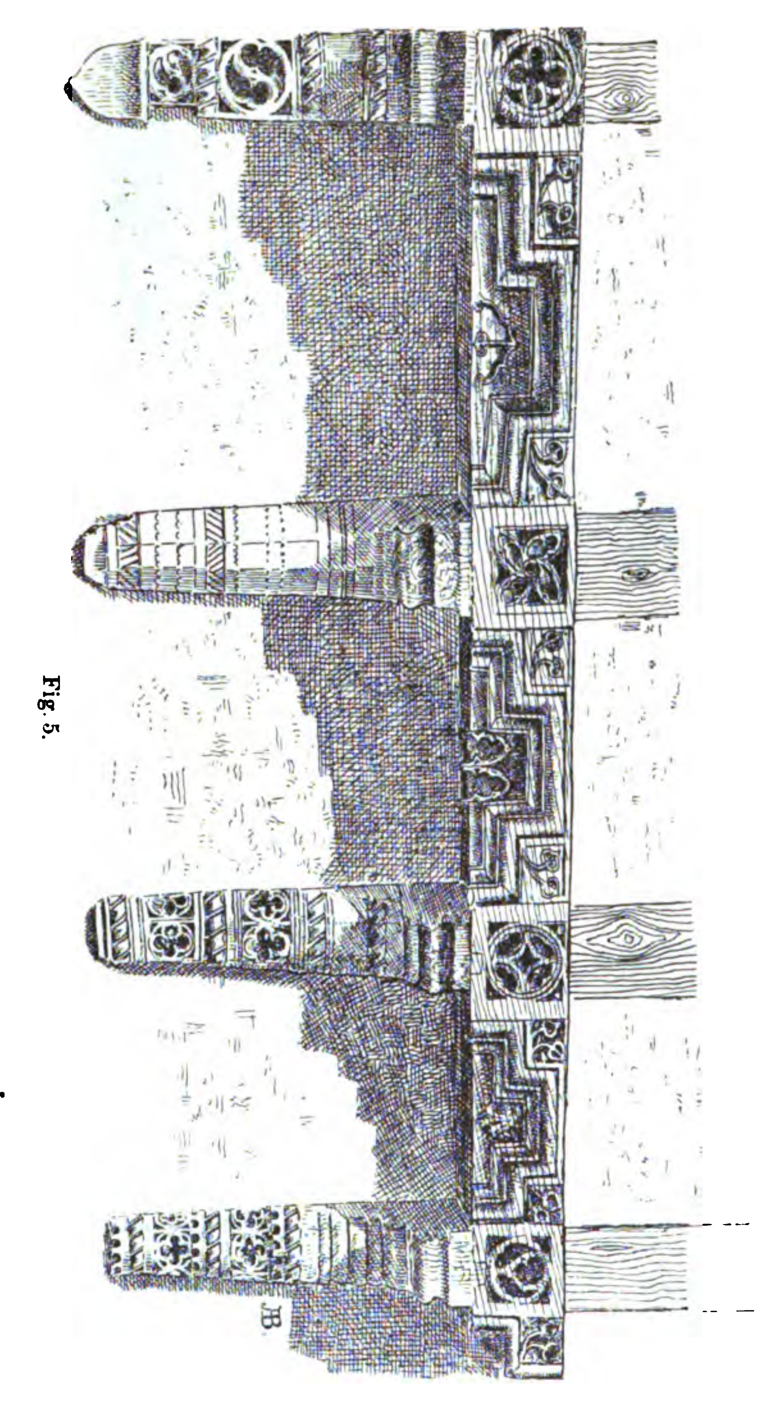


Fig. 4.


Fig. 5.

die, vielfach gegliedert, vorwiegend durchbrochene Vierpässe, z. T. auch das Fischblasenmotiv zeigen; gedrehte und mit schmalen Bändern umwickelte Rundstäbe trennen die einzelnen Teile von einander, zuweilen mit kleinen, wie Spitzen wirkenden Bogenfriesen verbunden. Die Windbretter, welche durch ihre Schräge den Übergang von der Saumschwelle zur unteren zurückspringenden Wand herstellten, sind verschwunden. Sonstiger Schmuck findet sich an diesem Geschoss nicht, sodass die Vermutung berechtigt ist, dass auf der alten Saumschwelle in späterer Zeit das Geschoss in nüchternster Weise erneuert ist.

Dass auch sonst Veränderungen an diesem Gebäude vorgenommen wurden, beweist seine barocke Thür, deren flacher Sturz die Inschrift trägt:

IACOB SCHENCKE AO 1692 DOROTHEA ELISABETH VON KISLEBEN.

Den wirkungsvollsten Schmuck besass der Burghof aber einst in einer dreigeschossigen offenen Bogenhalle, welche sich vor den Querbau legte und als

Korridor diente. Trotz der Einfachheit der Formen, zumal der von schlichten, viereckigen Ständern getrennten Flachbogen, muss doch das Ganze einen ungemein malerischen und behaglichen Eindruck gemacht haben. Die Zwerggalerien in den Brüstungsfeldern brachten noch mehr Leben in das Ganze. Dem unabweisbaren Bedürfnis musste dieser Teil zum Opfer fallen, da der Korridor der Witterung zu sehr ausgesetzt war. Jetzt ersetzt eine fensterreiche Steinwand diese Loggien.

Es bleibt noch der Bergfried zu betrachten. Seine Höhe von ungefähr 35 m entspricht fast genau dem Umfange (34 m), eine oft zu beobachtende Erscheinung. Seine Wände verjüngen sich von 3,3 m bis 1,8, an den schmäleren Seiten — der Turm hat nicht genau quadratischen Grundriss — bis 1,4 m. Sie sind als Bruchsteinmauerwerk aus Porphyrgestein aufgeführt und sehr solide gebaut. Der Zinnenkranz gehört der neuesten Wiederherstellung an; der alte, der übrigens auf der Darstellung Fig. 4. schon fehlt und lange vorher zerstört sein kann, hat nur drei Zinnen und zwei Zinnenfenster an jeder Seite gehabt. Die jetzige Weite der Zinnenfenster ist für Armbrustschützen und für Steinschleuderer viel zu gering, um vor der Erfindung der Pulverwaffen brauchbar gewesen sein zu können. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der Turm ursprünglich ein steinernes Kegeldach gehabt hat.

Dieser Bergfried ist nun ausser durch die Stärke der eigenen Mauern durch einen doppelten Zwinger geschützt, von denen der kleinere auf dem Grundriss als Vorhof bezeichnete sich an die Ostseite des Turmes anschliesst und beträchtlich höher gelegen ist als der andere, der die ganze Südseite der Hauptburg umzieht. Der untere Zwinger, dessen Mauern, wie auch die einiger Wohngebäude, ebenfalls aus Porphyrbruchsteinen erbaut sind, und durch einen Halbturm, eine sog. Schale, eine Verstärkung erhalten haben, erscheint nicht unbedingt nötig, da ja ein Angriff an der Südseite ohnehin durch die zwischenliegende breite Wasserfläche sehr erschwert, wenn nicht unmöglich war. Er ist vielleicht angelegt, um einem Angriffe von der hochgelegenen östlichen Uferseite zu begegnen, zumal hier das trennende Wasser nur eine geringe Breite hatte. Hier stand denn auch ein vorspringender Rundturm, der jetzt zum grössten Teile abgebrochen ist. Gelang es nun dem Feinde, hier einzudringen, so wurde er in den schmalen Zwinger gedrängt, wo er, von den Zinnen des Bergfrieds sowohl und der Mauer des hochgelegenen Vorhofes, wie von den Fenstern des Palas aus beworfen und beschossen, leicht seinen Untergang finden konnte. Es versteht sich von selbst, dass der lange Zwinger an seinem westlichen Ende eine Abschlussmauer gehabt haben muss, die dem Feinde das Eindringen und Herausschlüpfen gleich unmöglich machte. Die Einziehung des jetzigen Einfahrtdammes neben der Zwingermauer darf man vielleicht als die Stelle ansehen, wo einst die Zugbrücke angebracht war. Diesen Teil scheint man durch Aufziehen der Zugbrücke für hinreichend geschützt gehalten zu haben. Als Angriffsfront betrachtete man also die Ostseite. Der Bergfried war demnach nicht blos als letzte Zuflucht (Reduit) gedacht.

Die erwähnte Verstümmelung des östlichen Zwingerturmes ist nur zu verstehen, wenn man eine bedeutende Veränderung des Mauerringes der Ost- und Nordseite in späterer Zeit annimmt. Es spricht auch eine Reihe anderer Gründe

für diese Annahme. Auffällig ist von vornherein der winzig kleine Burghof, wenn man damit vergleicht den grossen Raum zwischen den Gebäuden der Nordseite und der nördlichen Mauer. Wenn dieser Raum bei der Errichtung derBurg schon vorhanden gewesen wäre, würde man die Burggebäude unmöglich so zusammengepfercht haben; denn der Burghof ist nur 80 qm gross, während z. B. der innere Burghof der örtlich doch so sehr beengten Burg Falkenstein im Harz 235 qm Inhalt hat. Der dreieckig gestaltete Burghof von Flechtingen ist an der schmalsten Stelle nur $1^1/_3$ m breit, und an der breitesten Stelle misst er nur 10 m, und diese Seite war dabei noch durch ein 9 qm bedeckendes Brunnenhaus eingeengt, das erst bei der letzten Wiederherstellung abgebrochen worden ist. Niemand wird einen Burghof so beängstigend eng anlegen, wenn er nicht durch zwingende Gründe dazu bestimmt wird. Ich behaupte deshalb, dass die Nordmauer nicht gleichzeitig mit der südlichen Befestigung errichtet ist, sondern viel später, und dass die ursprüngliche Nordmauer wahrscheinlich durch einen ebenso engen Zwinger wie die Südmauer von den nächsten Wohngebäuden geschieden war. Dann erklärt sich nicht bloss die Verstümmelung des östlichen Rundturmes, an den sich noch ein Stück der ursprünglichen Mauer nach Nordosten zu anschliesst, sondern auch die verschiedene Stärke der südlichen (0,80 m) und nördlichen Mauer (1,2 m); diese wurde also nach einer Erweiterung des Burgplatzes durch Aufschüttung um das neu gewonnene Gelände herumgeführt, nachdem man die alte abgebrochen hatte. Die vorher von dem Rundturme abgeschlossene spitze Ostecke ward dabei rechtwinklig gestaltet. Der Umstand, dass der östlichste Teil der Nordwand des die Rüstkammer enthaltenden Baues schwächer ist, als der übrige Teil, spricht auch für eine spätere Änderung dieser Seite. Dass die südlichen Mauern zinnengekrönt sind, die nördlichen nicht, will ich nicht als Beweis anführen, weil mir nicht bekannt ist, ob die Zinnen ursprünglich sind.

Der neugewonnene Platz ist jetzt ein wohlgepflegter Garten und vielleicht von Anfang an für diesen Zweck bestimmt gewesen.

Die Vorburg hat keinen Mauerring; da die Wasserfläche ringsherum eine grosse Breite hat, so konnte man ihn entbehren. Merkwürdig ist von den drei jetzt vorhandenen Gebäuden der Vorburg nur der südliche Bau. (Fig. 6.) Es ist ein festes Haus, dessen fensterloses Erdgeschoss den Eindruck des Unnahbaren und Verschlossenen macht. Das Obergeschoss ist aber durch vier dreiteilige und zweiteilige Fenstergruppen belebt, die fast frühgotisch anmuten.

Man darf dies jetzt wirtschaftlichen Zwecken dienende Gebäude, das wie die Umfassungswände der Vorburg überhaupt aus Porphyrbruchsteinen besteht, als einen der ältesten Teile der ganzen Burg betrachten. Die Fenster beweisen, dass es früher ein Wohnbau war. — Der Querbau ist jetzt Wagenremise; es ist zweifelhaft, ob es von jeher ein Haus gewesen ist; auch über das nördliche Gebäude, das jetzt eine prächtig gelegene grosse, von hohen Spitzbogenfenstern erhellte Halle ist, lässt sich nichts sagen. Vor der letzten Wiederherstellung hatte seine Nordwand ziemlich kleine, viereckige Fenster, unten drei, oben eins. Es war also wohl ein Stallgebäude.

Was nun die Zeit der Errichtung der einzelnen Teile der Burg anlangt, so widerspricht kein einziger Umstand der Überlieferung, dass die Burg erst im Anfange des 14. Jahrhunderts erbaut ist. (s. Seite 37.) Der älteste Teil, der

Bergfried, ist hiervon nicht ausgenommen. Das südliche Gebäude der Vorburg gehört in eben diese Zeit, und deshalb wird auch die ganze Anlage der Vorburg mit ursprünglich sein; wahrscheinlich stehen von den Gebäuden der ersten Anlage auch in der Hauptburg wenigstens noch sämtliche Grundmauern. Ein grosser Umbau der Nordseite ist 1426 erfolgt, ob infolge einer Feuersbrunst oder nur um Verbesserungen anzubringen, steht dahin; es ist darüber ausser der S. 208. citierten Inschrift nichts Schriftliches überliefert. Der 1483 berichtete Brand wird das Obergeschoss des Palas vernichtet haben, denn die Architekturformen des Fachwerkgeschosses gehören in diese Zeit. — Der 1619 (s. S. 207.) errichtete Treppenturm ist vielleicht der allein fertig gewordene Teil eines grösseren Erweiterungsplanes. Der Beginn des 30 jährigen Krieges mag wohl von Bauplänen, die nicht der Befestigung dienten, abgehalten haben. Seitdem sind keine grösseren Veränderungen vorgenommen worden.

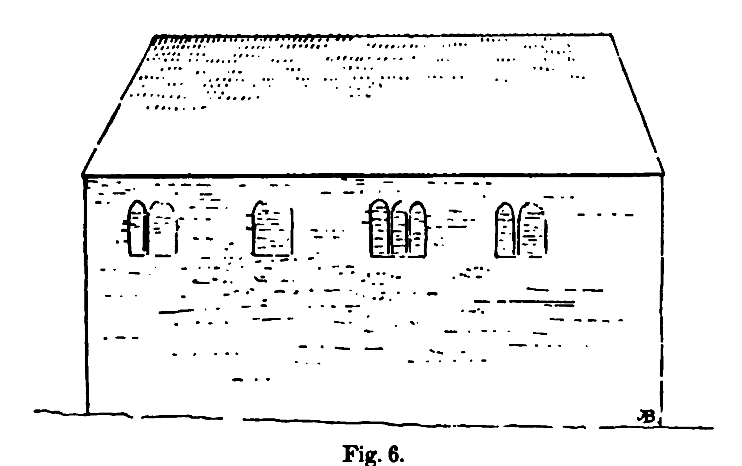


Fig. 6.

Seitdem die Burg in den Besitz der Familie des jetzigen Burgherrn übergegangen ist, hat sie äusserlich und innerlich eine neue, das Alte aber nach Möglichkeit bewahrende Gestalt bekommen. Der Bergfried erhielt wieder einen Zinnenkranz und die Giebel wurden treppenförmig gebildet. Der nordöstliche Bau erhielt an Stelle des Fachwerkgeschosses einen von aussen prächtig wirkenden Oberbau und in die Ecke zwischen dem Treppenturm von 1619 und dem Kemenatenbau wurde eine Plattform eingebaut. Ist der Baumeister bei der Wiederherstellung auch dem deutschen Burgenstil nicht gerecht geworden, sondern hat sich durch den englischen Stil beeinflussen lassen, der in jener Zeit Mode war, so ist doch dadurch der ursprüngliche Charakter nicht verwischt und das Ganze macht den Eindruck des Fertigen und Vollkommenen.

Dasselbe angenehme Gefühl hat man noch in höherem Grade, wenn man das Innere betrachtet.

Der Reichtum an guten Gemälden ist so gross, dass kaum eine Zimmer- oder Flurwand ohne solchen kostbaren Schmuck ist, sodass das Schloss in der That einer Gemäldegalerie gleicht. Sind auch nicht alle Stücke Originale — bei vielen muss ich es zweifelhaft lassen, — so sind doch unbedeutende Sachen selten.

Von älteren Werken, die meist auf Holz gemalt sind, ist — wohl das älteste der ganzen Sammlung, — ein 23×18 cm grosses **Madonnenbild** zu nennen, das eine auf Goldgrund gemalte byzantinische Arbeit ist. Darauf weisen auch die Schriftzeichen:

MP ΘV IC XC

Alt sind auch einige im Korridor, der zum Speisezimmer führt, aufgehängte auf Holz gemalte Bilder, deren eines die Jahreszahl 1340 trägt. Es stellt einen Vater mit seiner jungen Tochter dar; ferner eine Scene, in der ein alter Herr einem Mädchen einen Ring giebt; ein dürersch anmutendes Porträt und eine Märtyrerscene.

Weitere alte Bilder auf Holz stellen dar: Christi Geburt; drei Könige zu Pferde vor drei Königsleichen in Särgen haltend; Christus in Getsemane und Malchus Heilung; Wächter und weinende Frauen (1578) mit dem Zeichen Ł; die drei Könige aus dem Morgenlande vor Maria mit Christus; eine sehr wertvolle betende Madonna; ein gutes Porträt; Leidensgeschichte und Auferstehung Christi, eine kostbare Arbeit aus dem 16. Jahrhundert; Schweisstuch der Veronika; Passion (15. Jahrh.); ein längliches Bild (wohl aus einem Altarschrein) Christus vor Pilatus, Passionsgang und Geisselung auf derselben Fläche (15. Jahrhundert); Märtyrerscenen; Ritter zu Pferde; Gott Vater, thronend; Golgatha, gute Arbeit auf Goldgrund; Kriegsknechte aus dem 16. od. 17. Jahrh. (die sechs letztgenannten hängen im Treppenturm); Städtebild aus eben der Zeit; eine wenig wertvolle Darstellung, wie Gottfried von Bouillon dem erschlagenen Rudolf von Schwaben die Hand abhauen lässt.

Viele dieser Bilder schmücken den Salon.

Im oberen Esszimmer fallen zwei herrliche auf Holz gemalte Porträts in die Augen (17. od. 18. Jahrh.). Alle diese zum grossen Teil älteren Bilder sind meist nicht datiert und ihre Meister allenfalls nur nach eingehendem Studium festzustellen.

Von bekannten Meistern sind besonders die Holländer gut vertreten, so **Jordaens** (Kleopatra); (Willem?) v. d. Velde (Marinestück); (Job?) **Berkheyden**: Landschaft; V. **Dyck** (sche Schule): Lesende Maria bei ihren Eltern; Kinderreigen; Le Duc(q): Harlequin; **Brower**: Wirtshausscene; **van der Helst**: Männliches Porträt; **Ostade**: Bauernwirtschaft; Verberg (?) Dame zu Pferde; **Adam** (?) **Dow**: männliches Porträt; **Joh. Heinrich Roos**: Landschaft mit Vieh; Pynacker (?) Landschaft; Ryckeert (?) Peter der Grosse.

Deutsche Malernamen sind dagegen wenig vertreten; doch dürften die obengenannten meist auf Holz gemalten alten Bilder der Mehrzahl nach altdeutschen Meistern zuzuschreiben sein. Hier ist ein herrliches Kunstwerk zu nennen, das, wenn nicht **Lucas Kranach** selbst, so doch seiner Schule angehört; es sind mehrere einen herzförmigen, zweiflügeligen Klappaltar schmückende Bilder: Christi Geburt, Kreuzigung und Auferstehung; auf der Rückseite die Verkündigung Mariä und Adam und Eva im Paradiese. In diesen Bildern finden wir den wunderbaren Schmelz der Kranachschen Malweise ganz wieder.

Von Italienern ist die gute Kopie der Madonna del Sacco zu erwähnen, die mir als auf **Pontormo** zurückgehend bezeichnet wurde, wohl irrtümlich;

das Original ist jedenfalls das bekannte Bild von Andrea del Sarto, dem Lehrmeister Pontormos; es war für den Kreuzgang der Serviten in Florenz al fresco gemalt. Eine Madonna mit Christus wird auf die Schule Leonardo da Vincis zurückgeführt und eine Heilige Familie auf die Schule Rafaels.

Von Spaniern ist nur Velasquez (welcher?) vertreten mit einem männlichen Porträt.

Dass eine grosse Anzahl alter und neuerer Familienporträts vorhanden ist, kann nicht wunder nehmen; viele sind freilich nur als Kostümbilder wertvoll. Ein grosses Gemälde aus dem 16. Jahrhundert stellt die Familie Schenk unter Golgatha kniend dar. Auch die Rückseite ist bemalt und zeigt die kleine Kreuzigung mit Kersten Schenk und Familie.

Auch eine grössere Anzahl von Glasgemälden enthält die Burg, so eine kleine Kreuzigung (1597), eine Auferstehung Christi, Maria in der Wolke, eine besonders schöne Arbeit von 1648; andere sind von 1575, 1614, 1623, 1625, 1628, 1643, 1652, 1677, 1679 meist in der Rüstkammer. Zwei Fenster sind aus alten und neuen Scheiben zusammengesetzt, nur das Fenster über dem Eingange ist einheitlich und so vom General v. Peucker in Basel angekauft worden. Es enthält Stadtwappen, Wappen, Hausmarken und sonstige Insignien sämmtlicher Geschlechter in Basel in trefflicher Stilisierung und ungebrochener Farbenpracht.[1]

Von plastischen Arbeiten älterer Zeit ist bemerkenswert ein Altarschreinrelief mit vielen Figuren, die Kreuzigung darstellend. Obgleich die Arbeit dem 16. Jahrhundert angehört, erscheint Christus in ganz altertümlicher Haltung mit langem Rocke bekleidet und ans Kreuz gebunden; er trägt einen langen roten Bart und über ihm erscheint Gott Vater; die Kriegsknechte tragen Plattenpanzer. Daneben ist die Verkündigung Mariä dargestellt, das Ganze mit halberhabenen Gestalten in Gold und Silber. — Ein anderes Holzschnitzwerk von guter Arbeit zeigt Christus auf dem Passionswege. — Ein Schrank mit halberhabenen, die Himmelfahrt darstellenden Figuren ist ein vorzügliches Skulpturwerk; oben ist die Krönung Mariä, unten eine anbetende Gruppe Gläubiger; es ist die Arbeit eines wirklichen Meisters, geschickt in der allgemeinen Anordnung und Verteilung der dargestellten Personen, korrekt in den Figuren, anmutig im Ausdruck der einzelnen Gesichter.[2] — Zwei Büsten von Mann und Frau, je ein Kind auf dem Nacken tragend, verraten einen tüchtigen, italienischen Holzbildhauer. — Ein hervorragendes Skulpturwerk ist ein Schreibtisch, dessen Platte auf drei Seiten mit den Bekrönungen eines alten gotischen Chorgestühls umrahmt sind. Es sind noch 12 vorhanden; die Brustbilder der Apostel mit ihren Attributen füllen die inneren Dreiecke der Wimperge, sechs an der Längsseite, je drei an den Querseiten.[2] — Zwei schön gearbeitete Konsolen mit Engelsfiguren gehören ebenfalls hierher, sowie ein barocker Kredenztisch mit zwei Engelsfiguren. — Die kleine Broncefigur eines römischen Kaisers zu Pferde ist eine gute Arbeit, wohl aus der Renaissancezeit.

Auch an kunstgewerblichen Gegenständen ist das Schloss reich. Obenan steht ein gotischer Sessel, der an Schönheit und dekorativem Reichtum

[1] Clericus, Pallas V. Jahrg. N. 2 u. 3.
[2] Ebenda.

seines Gleichen sucht. — Ein kostbarer Barockschrank mit gewundenen Säulen ist mit Elfenbeinfiguren ausgelegt. — Ein bemalter Schrank von 1676 zeigt Wappen auf schwarzem Grunde. — Ein anderer Schrank hat auf seiner vierteiligen Vorderwand in üppigem Barockstil Fruchtarabesken in naturalistischer Ausbildung. — Drei freistehende Figuren, zwei Mohren und ein jugendlicher Schiffer in vollendeter Ausführung tragen kleine Tischplatten.

Die Goldschmiedekunst ist vertreten durch reiche Monstranzen. Das schönste Werk ist aber ein silbergetriebener Pokal mit sechs herrlichen Figuren. Auf den Paneelgesimsen glänzen zahlreiche andere gediegene Schaustücke der Metallindustrie, auch der Keramik, wie eine Garnitur raerener und creussener Krüge, delfter Fayencen, Majolika, älterer Porzellane und Gläser.[1] — Das hervorragendste Werk der Keramik ist ein kostbarer Ofen aus grünen Kacheln, die jetzt zu einem Portal zusammengesetzt sind; die Kacheln tragen sämtlich reichen figürlichen Schmuck.

Die mehrfach genannte Rüstkammer enthält eine reichhaltige Sammlung von Rüstungen und Waffen; sie sind schon von den alten Herren v. Schenk gesammelt und früher auf Schloss Dönstedt aufbewahrt worden; erst der jetzige Besitzer hat sie 1874 nach Flechtingen gebracht. Es sind 9 vollständige Ritterrüstungen vorhanden, darunter mehrere von vortrefflicher Arbeit, reich geschmückt mit gravierten und geätzten Zierraten, so die des Herzogs Julius v. Braunschweig (1568—1589); auch die übrigen stammen aus der braunschweiger oder altmärkischen Gegend. Unter den Schilden finden sich einige alte, fast viereckige deutsche Holzschilde mit der Rinne in der Mitte, auch einige italienische und 19 eiserne Kampfschilde aus späterer Zeit. Von den 12 wohlerhaltenen Helmen mit Visieren sind einige durch schön getriebene Arbeit ausgezeichnet. Die 6 Sturm- und 96 Landsknechtshauben mögen kulturgeschichtlichen Interesses wegen erwähnt werden. Unter den 72 Schwertern sind 12 zweihändig, eins das Prunkschwert eines venetianischen Dogen. Die 18 Dolche haben z. T. reichornamentierte Scheiden und geschmackvoll geätzte Klingen. 180 Hellebarten, 19 Streitäxte, 7 Streithämmer, 4 Morgensterne, 10 Turnier- und 18 andere Lanzen, 2 Köcher, 5 Bündel Pfeile, 2 Kanonen, 4 Wallbüchsen und 23 Gewehre haben kulturgeschichtlichen Wert; kunstgeschichtlichen nur die 17 reich mit eingelegter Arbeit verzierten Armbrüste und mehrere Pulverhörner. Einige Jagdbestecke zeigen schöne durchbrochene Schmiedearbeit.

Ein alter Zechtisch aus dem Schlosse Tyrol ist interessant wegen seiner praktischen Form; für die Humpen sind tief ausgeschnittene Kreisrunde Standplätze vorgesehen. Eingeschnittene Figuren, Zahlen, Buchstaben etc. sind teilweis rätselhaft.[1]

Erwähnt sei noch der Tetzelkasten; denn Borward Schenk soll dem Ablasskrämer seine Kasse geraubt haben, nachdem er sich vorher Absolution dafür erkauft hatte.

Zwei altmärkische Schränke aus dem 17. Jahrhundert bergen vorgeschichtliche Altertümer, eine kleine auf Wappen-, Waffen- und Turnierwesen bezügliche Bibliothek und u. a. 6 sonderbare Würfel: aus Silber geschmiedete Teufelchen in

[1] Clerikus a. a O.

hockender Stellung, die durch die Art, wie sie zu Fall kommen, Gewinn oder Verlust anzeigen. — Ein altes Universalinstrument macht einen ganz modernen Eindruck.[1]

Sind diese Schätze auch zum grössten Teil nicht dem heimischen Boden entsprossen, so glaubte ich sie ihrer allgemeinen Bedeutung wegen doch um so weniger mit Stillschweigen übergehen zu sollen, als von vornherein niemand in dieser im Ganzen höchst nüchtern erscheinenden Gegend eine solche Sammlung an so romantischer Stätte erwartet. Flechtingen und Wolfsburg sind in kunstgeschichtlicher Beziehung gleichsam Oasen in einer Wüste; denn neben ihnen kommen im ganzen Kreise nur noch Gardelegen und Neuendorf in Betracht, die sich aber nur in architektonischer Hinsicht mit jenen beiden Schlössern messen können.

Zu Kaltendorf.

Im Dorfe steht noch ein einziges strohgedecktes altsächsisches Bauernhaus, ein sog. Einbau vom Jahre 1669, der sich inmitten ganz moderner, gänzlich stilloser Gebäude unversehrt erhalten hat. (Grundriss Fig. 7, Ansicht Fig. 8).

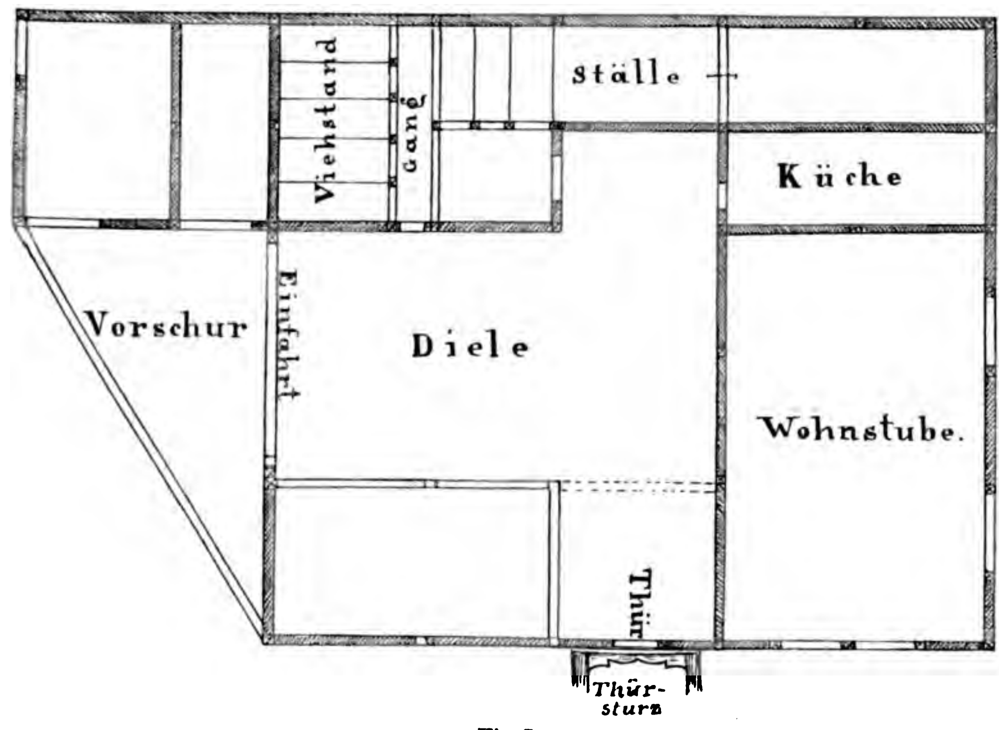


Fig. 7.

An die geräumige Diele, in welche ein rundbogig geschlossener Thorweg führt, schliesst sich rechts ein Vorratsraum an, während links die Ställe mit den Viehständen eingebaut sind. Nach dem Garten zu führt eine kleine Thür mit noch gotisch gemeintem Sturz. Der Raum zwischen dieser Thür und der Diele

[1] S. Clericus a. a. O.

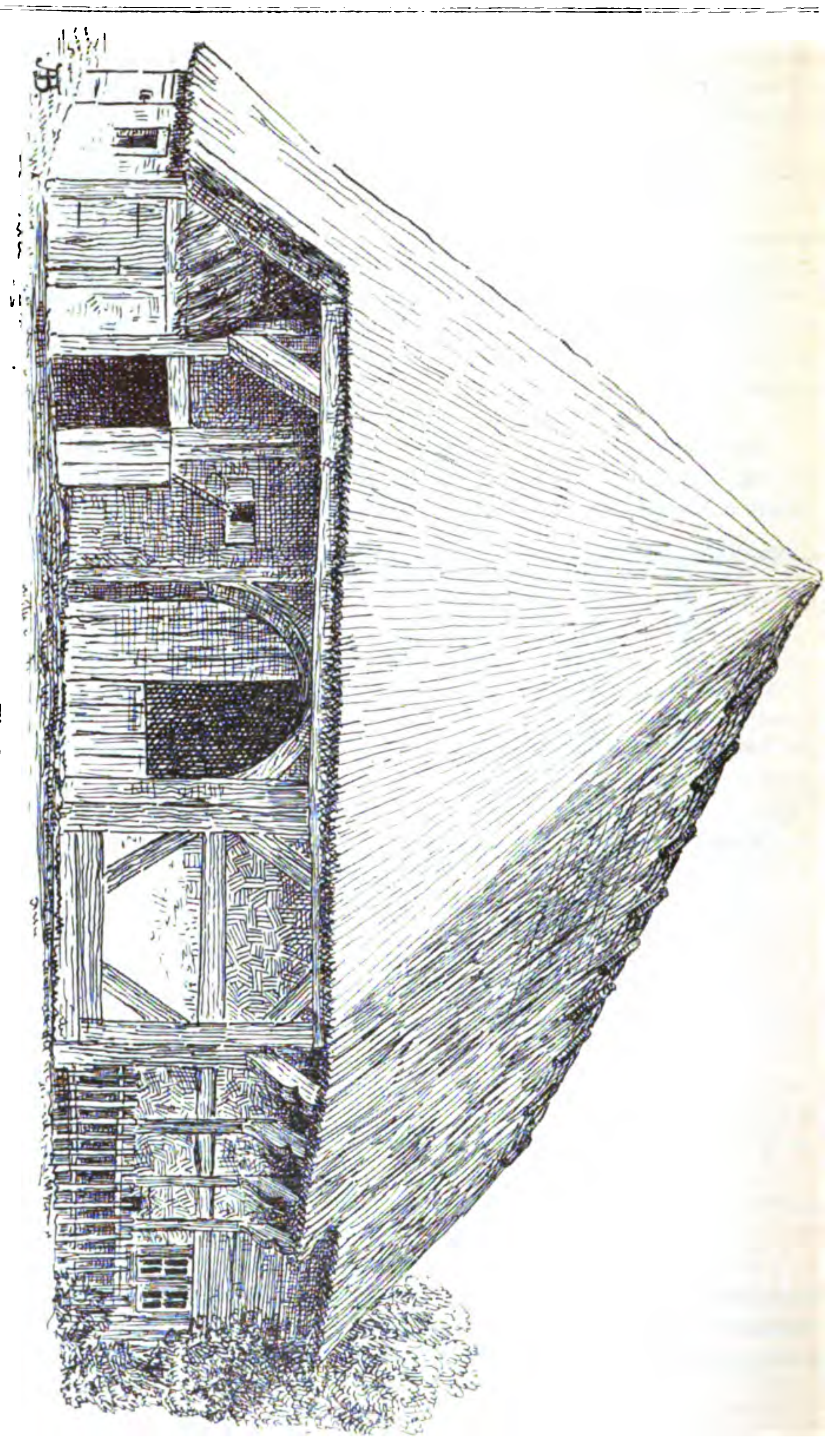


Fig. 8.

reicht nicht bis unter das Dach, sondern hat in halber Höhe darüber eine Hängebühne. Der Vorratsraum daneben hat natürlich eine Decke, deren Oberfläche als Strohlager dient. Dasselbe ist der Fall bei den gegenüberliegenden Ställen. Die Köpfe der Tiere sind übrigens von der Diele aus nicht sichtbar, sondern durch die Wände eines Vorraums den Blicken entzogen. Zwei Ställe treten vor die Front des Hauses vor, liegen aber unter demselben Dach, das sich als langes Schleppdach über sie hinzieht. Dabei entsteht ein dreieckiger, bedeckter Raum, der „Vorschur“, dessen mächtiger freischwebender Balken ausser an den Endpunkten nur von einem Schubriegel gestützt wird.

Dies die landwirtschaftlichen Teile. Die Wohnung bildet, obgleich unter demselben Dache, doch einen besonderen und zwar höheren Teil des Hauses, der sich quer vor den wirtschaftlichen legt; er ist zweigeschossig und enthält ebener Erde die Wohnstube und die Küche, die aber vielleicht nicht ursprünglich ist, und im oberen Stock Schlafräume. Neben der Küche liegt noch ein Stallraum.

Das ungeheure Dach aus Stroh ist höher als die Wände des Hauses und ragt bei dem landwirtschaftlichen Teile so weit über die Wand hinaus, dass (etwas ausgeschweifte) Schrägstützen an den Seiten nötig werden; der Wohnbau hat diese nicht, denn da er höher ist und doch unter demselben Dache liegt, so muss dies notwendig über die niedrigere Wand des Wirtschaftsbaues hinausgreifen, um eine gleichmässige Dachfläche zu ermöglichen.

In seiner malerischen Eigenart nimmt das Haus sich sonderbar genug in seiner modernen Umgebung aus, ein um so merkwürdigerer Zeuge längstvergangener Tage und Verhältnisse, als er beweist, dass die unmittelbar anstossende Stadt mit ihren z. T. weit älteren Gebäuden nicht den geringsten Einfluss auf die ländliche Bauart gehabt hat.

Zu Lockstedt bei Öbisfelde.

Auch hier war noch bis vor kurzer Zeit ein altsächsisches Bauernhaus vorhanden, das vor dem Abbruch durch eine photographische Aufnahme verewigt worden ist; die beigegebene Zeichnung (Fig. 9) ist nach ihr hergestellt. Es unterscheidet sich von dem in Kaltendorf hauptsächlich dadurch, dass das Wohngebäude im rechten Winkel auf das Einhaus stösst. Ferner fehlt der Vorschur, doch ist der Vorderteil der Diele durch ein besonderes Dach eingedeckt, sodass er von aussen und auch von innen als besonderer Teil erscheint. Leider ist kein Grundriss des Hauses erhalten, als Aufriss lässt sich aber annähernd die Zeichnung ansehen, da man vor der photographischen Aufnahme das Innere so weit wie möglich blossgelegt hat. Danach legen sich, wie teilweise in Kaltendorf, auch zwei „Schiffe“ neben die Diele, über die das lange Dach so weit hinabreicht, dass die äussere Wand nur drei viertel Manneshöhe hat. Das Thor hat keinen runden Sturz, hat aber sonst auch zwei Flügel, deren einer zweiteilig ist, sodass ein Hinausblick möglich war, ohne dass der Eingang offen stand. Das glückbringende Hufeisen, das an dem einen Thorpfosten angenagelt ist, ist bezeichnend für die Erhaltung altheidnischer Sitte.

Das zweistöckige Wohnhaus ist nicht konstruktiv zweistöckig, sondern die Ständer gehen von der Schwelle bis zum Dache durch, und die Scheidung der

Geschosse ist nur durch eingezapfte Balken hergestellt. Das ist eine Bauart, die sich in den Städten kaum bis ins 15. Jahrhundert erhalten hat. Auf dem Lande



Fig. 9.

hat man sie länger beibehalten, und unser Beispiel beweist durch die auch jetzt übliche Verzapfung, die wesentlich von der früheren abweicht, dass es jünger ist; es wird auch dem 17. Jahrhundert angehören.

Zu beiden Häusern vgl. Meitzen: Siedelung u. Agrarwesen etc. II 92, III 296.

Zu Öbisfelde.

Am braunschweiger Thor steht noch der 9 m hohe, unten 2 m starke Stumpf eines Mauerturmes, der nach der Stadt zu wohl von vornherein offen war. Von den drei Geschossen des Turmes hat das untere drei rundbogige 2 m hohe, 1,5 m breite Mauernischen, die nach aussen in quadratische Schiessscharten ausmünden, deren mittelste jetzt zu einer Gartenthür umgestaltet ist; das mittlere hat vier Scharten, von denen die der Flucht der Stadtmauer zunächst liegenden wieder in zwei bis drei kleine Scharten geteilt sind. Die Schiessscharten des 3. Stocks sind viereckig und nicht gewölbt. Die Scharten haben manche interessante Eigentümlichkeit aufzuweisen. Im Erdgeschoss gehen seitlich schräg von den Schiessschartennischen enge Kanäle nach aussen, die entweder als Spählöcher zu betrachten sind oder als Nebenscharten für Handwaffen (ähnlich u. a. in Mägdeberg im Hegau und Burg Hausach im Schwarzwald).[1] Sodann gehen von den Schartennischen aus nach beiden Seiten aus der Mauermasse ausgesparte Kanäle, die

[1] Pieper, Burgenkunde S. 373 f.

dazu dienten, Auflegehölzer für die Fernwaffen aufzunehmen.[1] Im Erdgeschoss sind sogar je zwei solcher Mauerlöcher übereinander vorhanden (ähnlich wie im Bergfried von Taufers im Tauferthal in Tirol.[2] —

Das Schiff der Katharinenkirche ist 1610 erweitert worden, während der Chor stehen blieb. — Eine Altardecke aus dem 14. Jahrhundert, beschrieben von Hildebrand in den Geschichtsblättern für Stadt und Land Magdeburg etc. (Dr. Karl Janicke) ist von der Kirchenverwaltung 1887 an einen Juden verkauft worden.

Die Kanzel, deren Schalldeckel noch alt ist und der Renaissancezeit angehört, ist in barockem Geschmack ausgeführt und ruht auf einer spiralförmigen Stütze. Ihre Wände tragen verblichene Ölbilder, die biblische Legenden darstellen.

Ein alter silberner, vergoldeter Kelch, der zu Hauskommunionen bestimmt und benutzt wird, und auseinander genommen werden kann, 16,8 cm hoch, gehört der gotischen Zeit an. Am Knauf verteilt sind die Buchstaben **maria**. Der Fuss läuft in sechs Halbkreisflächen aus. Die untere Fläche des Fusses trägt die Inschrift:

anno + dm + mcccc + lxxix + des + calandes + zu + overvelde
+ is + desse + kelk.

Früher vorhandene Altäre sind: 1. der Marien-Altar, den 1314 bereits eine Urkunde erwähnt; 2. der Kreuzaltar, urkundlich 1333 genannt; 3. ein neuer, 1453 errichteter Altar; 4. der Jobstaltar von 1467; 5. der Monstranzaltar von 1479 und 6. der Frühmessenaltar.[3]

---

[1] Piper, Burgenkunde S. 376.
[2] Vgl. S. 366 ebenda.
[3] Nach Mitteilungen des Herrn Bürgermeister Müller, Öbisfelde.

*Kunststatistische Übersicht.

Der Kreis Gardelegen ist, soweit er zur Altmark gehört, nicht reich an Bau- und Kunstdenkmälern von Bedeutung. Erst verhältnismässig spät der deutschen Kultur geöffnet und lange von den Kämpfen zwischen Deutschen und Slaven aufgewühlt, konnte das Land, zumal der Boden nicht besonders ertragreich ist, auch im 11. Jahrhundert der Kunstbethätigung noch keine Stätte bieten. Nur die äusserste Südwestecke, wo schon andere geschichtliche und kulturgeschichtliche Verhältnisse zur Geltung kamen, hat eine in die Frühzeit des romanischen Stiles hinaufreichende **Kirche** aufzuweisen, den Dom in Walbeck, der die grösste Beachtung verdient. Spätestens bald nach 1011 errichtet — die Möglichkeit, dass er dem 10. Jahrhundert angehört und also durch den grossen Brand von 1011 nicht ganz vernichtet ist, darf nicht ganz von der Hand gewiesen werden, — gehört er zu den ältesten Gotteshäusern in ganz Deutschland. Ursprünglich eine turmlose doppelchorige (Säulen-?) Basilika mit sehr kurzem Altarraum weist sie auf einen Zusammenhang mit den drei uralten Kirchen auf der Reichenau hin, deren Masse sogar z. T. wiederkehren. Von dem sonst überall in Niedersachsen angewandten Schema, dessen 21 m langes Langhaus sechs auf Pfeilern ruhende Bogen enthält, weicht dieser älteste Teil des Walbecker Doms gänzlich ab, denn das Langhaus war nur 16,8 m lang und seine Mittelschiffswände ruhten auf je 5 Bogen. Bald aber, jedenfalls noch im 11. Jahrhundert, übertrug man jenes Schema gewaltsam auf den Dom, ohne aber, wie es scheint, schon eine westliche Turmanlage daran zu schliessen. Diese erfolgte erst im 12. Jahrhundert mit teilweiser Verstümmelung der erst so kurze Zeit vorher angefügten Teile. Äusserlich war somit das niedersächsische Schema völlig durchgeführt, nur dass durch die erwähnte Verstümmelung auch das charakteristische Mass von 21 m verwischt wurde. Eine Krypta hat der Dom nie gehabt.

Da also einerseits der Kampf des niedersächsischen Grundrissschemas mit einem fremdartigen, wahrscheinlich dem Süden entstammenden, andererseits der der doppelchorigen mit der zweitürmigen Anlage an diesem einen Gebäude deutlich zum Ausdruck kommt, so ist der Walbecker Dom, hinsichtlich seiner kunstgeschichtlichen Bedeutung ein Baudenkmal ersten Ranges.

Im 12. Jahrhundert scheint schon eine rege Bauthätigkeit im Kreise geherrscht zu haben. Die **Kirchen** der Stadt Gardelegen haben sämtlich noch romanische Reste aufzuweisen. Besonders interessant ist die Entwickelung der Nicolaikirche aus einer romanischen Dorfkirche, von welcher noch der Turm und ein Teil des Altarraumes vorhanden ist. Der Oberteil des Turmes gehört zu einem noch in romanischer Zeit erfolgten Umbau. Von der ursprünglichen romanischen dreischiffigen Basilika, der Marienkirche, die ausser der Haupt-

apsis zwei Nebenapsiden besass, ist der Turm, der Triumphbogen, die Vierung und die südliche Nebenapsis erhalten. Von einer noch in romanischer Zeit erfolgten Vergrösserung stammt die Verlängerung der Ostwand des südlichen Seitenschiffs und die Nordwand des östlichsten Joches des nördlichen Seitenschiffs.

Sonstige romanische Kirchen im Kreise befinden sich in Lockstedt bei Clötze (uralte Kapelle aus Feldsteinen mit halbkreisförmigem Chorschluss), in Heslingen (mit Apsis), Lindstedterhorst (Apsis).

Noch ziemlich bedeutende romanische Spuren weisen auf die Kirchen in Gehrendorf (Turm und Apsis frühromanisch), Gross-Engersen (altrom. Turm und Apsis; zwischen Turm und Langschiff ein Halbkreisbogen auf Kämpfern), Estedt (mächtiger Turm, vermauertes Fenster in der Nordwand, zwischen Turm und Schiff ein Halbkreisbogen), Wiepke (?) Wie in Lockstedt bei Clötze rundet sich auch in Gehrendorf und Seethen die aus Bruchsteinen aufgeführte Kirche östlich aus, eine Erscheinung, die auch in Kalbe, Wanzleben und Neuhaldensleben auftritt.

Romanische **Türme** haben noch die später neugebauten Kirchen in Algenstedt, Eschenrode, Siestedt, Trüstedt; vielleicht auch in Bösdorf, (wo der Turm über dem Altarraum steht), Kakerbeck, Kaltendorf, Käthen, Wolfsburg. Sonstige Spuren aus romanischer Zeit finden sich in Hehlingen, Seethen (?), Volgfelde, Weferlingen (?)

Der frühgotischen Zeit gehört an die einschiffige, ungewölbte Klosterkirche in Neuendorf (1230). Sie hat die typische Form der Cistercienser Nonnenklöster, indem eine auf pfeilergestützten Kreuzgewölben ruhende Empore fast $^2/_3$ des ganzen Kirchenraumes einnimmt, und der Altarraum geradlinig geschlossen ist. Die frühgotische strenge Formengebung zeigt dabei grosse Anmut; die Masswerkbildung der langen Fenster des östlichen Teils bietet mustergiltige Vorbilder für einfache gotische Bauwerke, zumal aus gebrannten Ziegeln. Die Backsteinarchitektur der Kirche ist besonders an der Ostwand für die ältesten gotischen Bauwerke in den Marken charakteristisch. Eine Besonderheit bilden die durch einen Dreiviertelkreis überhöhten Fenster des Westteiles. Einen spitzbogigen Giebelschmuck aus Backsteinen hat auch die Kirche in Ipse, merkwürdig auch durch den kurzen und niedrigen, mit drei Spitzbogenblenden verzierten Altarraum.

Ein frühgotisches **Portal** hat die Marienkirche in Gardelegen. Ob der Chor der Nikolaikirche der Frühgotik angehört, ist zweifelhaft.

Hochgotische Bauten sind der mächtige Chorraum der Marienkirche in Gardelegen (Anfang des 14. Jahrh.), die Wohngebäude und der Kreuzgang in Kloster Neuendorf, der später entstellte Chor der Katharinenkirche in Öbisfelde (1381) und wahrscheinlich auch der grösste Teil des Turmes dieser Kirche.

Von Dorfkirchen gehört in diese Zeit die in Etingen mit ihrem ein halbes Achteck bildenden Chorschluss.

Spätere gotische Formen finden sich in den Oberfenstern des Westraumes der Klosterkirche in Neuendorf, sowie den beiden südlichen Thüren derselben, im Langhause der Nicolaikirche in Gardelegen, das durch einen

östlichen Backsteingiebel mit 15 Spitzbogenblenden geschmückt ist, z. T. in den Umfassungswänden des Langhauses der Marienkirche daselbst. Auch der Einbau in den südlichen Kreuzarm des Querhauses im Walbecker Dom gehört dieser Periode an, vielleicht auch die Kirche in Klinke.

Ganz spätgotische Bildung zeigen die nördlichen und südlichen Anbauten am hohen Chor der Nikolaikirche in Gardelegen, (von 1522) und die zwischen dem nördlichen Seitenschiff und dem Chorraum eingebaute Empore der Marienkirche daselbst, die von vier schönen Sterngewölben getragen wird (1558).

In diesen Teilen der beiden Kirchen erscheinen die für die spätgotische Zeit in den Ländern der Backsteinarchitektur so charakteristischen gedrehten Rundstäbe. Das oberste Geschoss des Kirchturms in Öbisfelde ist auch spätgotisch, wie auch das Langhaus der Kirche. Die dürftigen Reste der Kapelle zum heiligen Geist und die umgebaute St. Georgskapelle in Gardelegen verdienen kaum Erwähnung.

Der Renaissancezeit gehören nur der Giebel des nordöstlichen Anbaues der Marienkirche in Gardelegen und die Kirche in Zichtau von 1589 an.

In die Zeit des Barockstils gehört die auf romanischer Grundlage errichtete Kirche in Weferlingen, die in Berge, Bösdorf, Flechtingen, Seggerde (1692), doch ohne charakteristische Formen aufweisen zu können. Dasselbe gilt von den Kirchen in Algenstedt, Döhren, Eikendorf (1722), Klinze.

Ältere Fachwerkkirchen sind in Peckfitz, Dannefeld (1775), Jeggau, Potzehne (1748), Sachau, Sichau, Schwiesau, Wenze, Wernitz; neuere in Kusay, Röwitz, Trippigleben, Wieglitz. Fachwerktürme stehen in Klinke, Quarnebeck.

Dem Rokokostil gehört an die wertvolle **Vorhalle** der Kirche in Weferlingen, die 1766 als Grabgewölbe für den Markgrafen Friedrich Christian von Brandenburg-Culmbach errichtet ist.

Von den vier z. T. wohlerhaltenen **Burgen:** Öbisfelde, Weferlingen, Flechtingen und Wolfsburg hat Öbisfelde noch romanische Spuren, gehört aber sonst im wesentlichen der gotischen und in einigen Teilen der Barockzeit an; Flechtingen ist ebenfalls eine gotische Burg, in der aber auch die deutsche Renaissance vertreten ist. Wolfsburg ist ein hervorragendes Prunkschloss der Renaissance, Weferlingen ein einfacherer Bau der Übergangszeit aus der Gotik in die Renaissance, worin aber die letztere überwiegt.

Der Anlage nach sind alle Wasserburgen, Öbisfelde und wahrscheinlich auch Weferlingen noch in romanische Zeit zurückreichend, Flechtingen und Wolfsburg aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts.

Öbisfelde und Wolfsburg waren mit doppeltem Wassergraben umgeben; Weferlingen hat seinen ursprünglichen Wassergraben und den trockenen Graben dahinter z. T. noch; Flechtingen ist auf einer Insel erbaut.

Eine **Vorburg,** also auch zwei Burghöfe, haben Öbisfelde und Flechtingen. In allen vier Burgen ist der aus gotischer Zeit (Weferlingen 1300) stammende **Bergfried** erhalten, in Öbisfelde mit den alten Zinnen; hier steht der Bergfried auch in den einen Burghof hineingerückt, in den drei übrigen Burgen dagegen in dem den inneren Hof umgebenden Mauer- oder Gebäudezuge. Eine ursprüngliche Haube trägt keiner der vier Türme mehr. Flechtingen ist allein mit

einem ausgebildeten **Zwinger** versehen, dessen zinnengekrönte Mauern von halben Rundtürmen (Schalen) bestrichen werden konnten; ein Zwinger ist aber auch in Weferlingen zu erkennen. Eine besondere Merkwürdigkeit hatte Burg Öbisfelde in zwei grossen **Hallenanlagen** aus romanischer und aus gotischer Zeit.

Reste und Spuren von Burgen finden sich in Clötze bei Ottersburg und von der Isenschnibbe bei Gardelegen. Bei Breitenrode ist wenigstens die Stelle einer alten Burg nachgewiesen; bei Etingen die der alten Burg Diepen. Schloss Letzlingen ist neu.

Eine **alte Warte** ist bei Deetz (viereckig aus Feldsteinen und Mauerziegeln dem 14. Jahrhundert angehörig) erhalten. Die bei Wittenmoor einst stehende Kröpelwarte und der Rösickenturm bei Eschenrode sind verschwunden. Bei Deetz schliesst sich an die Warte ein **Doppelwall** an, die sog. Deetzer Landwehr.

Reste alter Stadtmauern und **städtischer Befestigungstürme** aus dem Mittelalter sind in Gardelegen und Öbisfelde vorhanden; aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammt das mächtige Salzwedler Thor in Gardelegen.

Von **Rathäusern** gehören der Spät-Gotik an: das neuerdings in Renaissanceformen umgebaute Rathaus in Öbisfelde und die ältesten Teile des Rathauses in Gardelegen, das im wesentlichen aber in der Renaissancezeit (1552) seine heutige Gestalt erhalten hat. Der Turm ist 1706 neu erbaut. Bemerkenswert sind darin die Bogenhallen des Erdgeschosses, die an die Hallenanlagen der Burg Öbisfelde erinnern, übrigens eine in der Altmark gewöhnliche Erscheinung sind, wie die Rathäuser in Stendal und Tangermünde beweisen.

Von **Profanbauten** ist sonst nur noch das Erdgeschoss des Hauses Ritterstrasse 39 in Gardelegen aus dem Jahre 1588 zu erwähnen wegen seines hübschen Renaissanceportals.

Alle übrigen ihrer Architekturformen wegen erwähnenswerten Häuser sind **Fachwerkbauten.** Solche sind leider nur noch vereinzelt in Gardelegen und in Öbisfelde erhalten und zwar finden sich in beiden Städten Häuser mit gotischen sowohl wie mit Renaissanceformen. Das älteste natürlich gotische Fachwerkhaus steht in Öbisfelde und ist 1471 gebaut. In Gardelegen reicht der Oberbau des schon erwähnten Hauses Ritterstrasse 39 vielleicht ebensoweit hinauf. Gotische Anklänge hat auch das mit der Jahreszahl 1579 versehene Haus in Gardelegen. Hier muss auch der prächtig verzierte Oberbau des Palas auf Burg Flechtingen erwähnt werden, der auch in den Ausgang des 15. Jahrhunderts gehört und die reichsten je im Holzbaustile angewandten gotischen Formen aufweist. Dem niedersächsischen Stile gehörten nur die beiden Häuser Nr. 20 in Öbisfelde an. (1571 und 1580).

Renaissancehäuser mit einfachen aber geschmackvollen Zierformen giebt es ebenfalls in Öbisfelde, das jüngste datierte von 1623.

Besonders merkwürdig sind zwei **altsächsische** (westfälische) **Bauernhäuser,** eins in Kaltendorf bei Öbisfelde 1669, eins in Lockstedt bei Öbisfelde, das aber nur noch im Bilde vorhanden ist.*

An den übrigen Bauernhäusern ist nur die Ausschmückung der Giebelspitzen bemerkenswert. (Fig. 10.)

Dieser Schmuck wird entweder durch zwei Ort- oder Saumbretter längs der Giebelsparren hergestellt, indem man an den sich kreuzenden Enden der Bretter unter Benutzung einer Schweifsäge einfache Figuren, z. B. Tierköpfe, ausgeschnitten hat, welche sich gegen die Luft deutlich erkennbar machen, oder

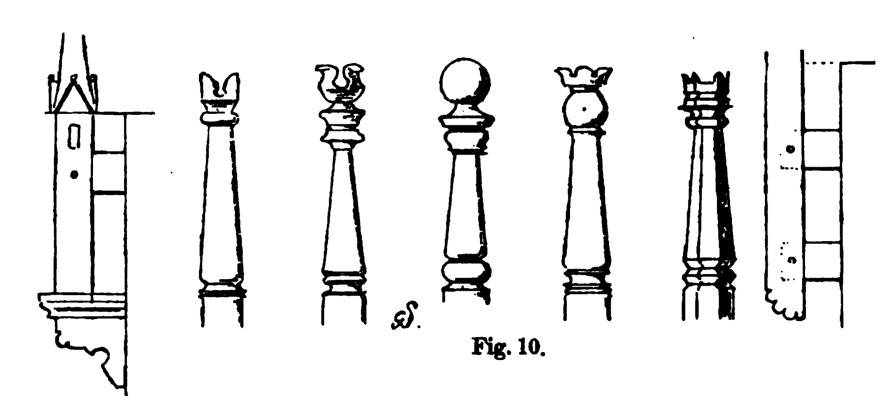


Fig. 10.

man hat, was noch häufiger ist, die Dachflächen um etwa $^1/_2$ m fortgeführt, um die Giebelfläche gegen Regen und Schnee mehr zu schützen und demnächst dem freien Sparrenpaar mittelst Hainbalken oder Giebelsäulchen einen neuen Halt zu geben. Aus dem letzteren Motiv entspringen verschiedene Weisen der Befestigung und Verzierung.

Dies erinnert merklich an niederdeutsche Bauweisen in Westfalen und Holstein, was nach dem erhaltenen westfälischen Bauernhause in Kaltendorf nicht Wunder nehmen kann.

Nicht zu übersehen sind endlich die fast an allen Häusern, Wohnhäusern wie Stallungen, entweder über der Eingangsthür oder längs der Saumschwellen der oberen Stockwerke angebrachten frommen Sprücke, teils aus der Bibel, teils aus dem Gesangbuch, teils aus dem Volksmunde. Freilich sind sie durchweg nur aus dem Zeitraum von 1550 bis in die Neuzeit. Zum Beispiel:

1) Vertraue Gott in deinem Beruf, denn es ist dem Herrn gar leicht,
einen Armen reich zu machen. (Wustrewe.)

2) Der segensreiche Gott gab uns in Gnaden wider,
was dreymahl durch das Feuer fiel jämmerlich darnieder.
Pankratz Linde, Magdalene Kaulbach.

Gott wende alle Noth, es segne Gottes Hand
auff lange dieses Haus, die Stadt, das ganze Land.
(Gardelegen) 1682.

3) Ich weiss mein Gott dass all mein Thun
und Werk' auf deinem Willen ruhn.
Von dir kömmt Glück und Segen.
Was du regierst das geht und steht auf rechten guten Wegen.
(Algenstedt.)

4) Es steht in keines Menschen Macht
das sein Rath werd ins Werk gebracht
Und seines Gangs sich freue.
des Höchsten Rath der machts allein
das Menschen Rath gedeyhe. 1827.

5) Einigkeit, Fleiss und Frömmigkeit
Isst allein zur Zufriedenheit.
(Cassiek.)

6) Herr, ewig will ich deinen Ruhm
mit Lob und Dank erheben;
dir will ich als dein Eigenthum
mich ganz zum Dienst ergeben.
Mit Lust will ich bis in den Tod
nach deinem heiligen Gebot
durch deinen Beistand wandeln.
Zu dem was wahrhaft glücklich macht
Lass du es keinem fehlen
Gesundheit, Ehre, Glück und Pracht
Sind nicht das Glück der Seelen.
Wer deinen Rath vor Augen hat,
dem wird ein gut Gewissen
die Trübsal auch versüssen.
G. M. H. J. Schacher. (Jeggau.)

7) In Gotts Gewalt hab Ichs gestalt
Er hatts gefuegt das mier genuegt.
Caspar Martens Elisabeth Stamperts seine Ehe —
im Jhare 1579. (Gardelegen.)

8) Viele kümmern sich nur um solche sachen,
die ihn Not und Trübsal machen.
(Ipse.)

*Die bildende Kunst ist vertreten durch eine mässige Anzahl von holzgeschnitzten **Altarschreinen** oder Resten davon. Es finden sich solche besonders in Gardelegen und zwar 2 figurenreiche in St. Nicolai und 3 in St. Marien. Ein kleiner Altarschrein befindet sich auch in der St. Spirituskapelle daselbst.

Ausserdem sind vollständig erhaltene vorhanden in Dannefeld, (zerteilt) Jerchel, Kaltendorf, Lüffingen, Öbisfelde, Röwitz; Reste in Berge, Gehrendorf, Hesslingen, Klinke, Lockstedt bei Clötze, Schenkenhorst, Trippigleben.

Alle diese Werke gehören dem Ende des 15. oder dem Anfange des 16. Jahrhunderts an, sind also spätgotisch.

Die wertvollsten **Holzbildwerke** dieser Art birgt die Burg Flechtingen. (1. Christus auf dem Passionswege; 2. Altarschrein mit halberhabenen Figuren, Christi Himmelfahrt darstellend; 3. Kreuzigung mit vielen halberhabenen Figuren; (16. Jahrhundert.) 4. Mariä Verkündigung. Die übrigen plastischen Kunstwerke in dieser Burg siehe im Anhang.

Kanzeln von leidlichem Wert besitzt die Kirche in Dannefeld (etwa

1500), die Nicolaikirche (1596) und die Marienkirche (1606) in Gardelegen, sowie die Kirche in Lindstedterhorst (1549, erneuert 1738).

Chorstühle sind aus gotischer Zeit in St. Nicolai in Gardelegen erhalten (1478). Der Renaissance gehören die der Marienkirche daselbst an. Barocke Formen haben die Kirchstühle in Dannefeld (1662). Ein prächtiges Chorgestühl aus hochgotischer Zeit (woher?) hat in Burg Flechtingen zur Ausschmückung eines Schreibtisches Verwendung gefunden.

Ein **Sakramentshäuschen** in spätgotischen Formen hat die Kirche in Öbisfelde; ein anderes (von 1518) besass die nunmehr abgebrochene Kirche in Kaltendorf.

Eine **Altarplatte** mit Weihekreuzen besitzt die Nicolaikirche in Gardelegen und die Kirche in Hehlingen.

Taufsteine sind nur wenige zu erwähnen; frühgotische (?) sind noch vorhanden in Algenstedt, Wiepke und Kloster-Neuendorf (roh); zwei spätmittelalterliche in Lockstedt bei Clötze und Peckfitz und einer von 1711 in Lüffingen.

Nach Burg Flechtingen ist ein alter Taufstein aus schwarzem Marmor verschlagen, der vielleicht der vorromanischen Zeit angehört.

Ein 1466 aus Bronze gegossener **Taufkessel** mit plattdeutscher Inschrift aus dem Jahre 1466 und erhabenen Figuren, der auf drei knieenden Sklaven ruht, eine tüchtige Arbeit, schmückt die Nicolaikirche in Gardelegen, ebenso ein **Taufbecken** von 1637 mit erhabener Arbeit.

Einige hervorragende profane plastische Werke in Marmor und Bronze enthält Schloss Wolfsburg.

Grabdenkmäler aus Stein zieren die Nicolaikirche in Gardelegen (unter ihnen hervorragend ein reiches Epitaphium von 1594, andere aus dem 16. und 17. Jahrhundert), die Marienkirche daselbst (16. Jahrhundert) und die Kirche in Öbisfelde (1571 und 1599); diese auch eins aus Holz (1586) und ein barockes „Ehrenmal" (1718).

Grabsteine giebt es noch in Kloster-Neuendorf und zwar aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts, von 1343, 1403, 1523, 1536 (?), 1545, und mehrere ganz unbedeutende. (Eine grabsteinähnliche Gedächtnistafel gehört in die Mitte des 13. Jahrhunderts). Ferner in der Kirche in Öbisfelde (von 1546, 1570, 1584, 1558 und eine Anzahl wertloser) und in Zichtau (1610). Auch in den beiden Kirchen in Gardelegen liegt eine Anzahl Grabsteine.

Stuckarbeiten von Belang finden sich nur im Schlosse Wolfsburg: eine sehr wertvolle und umfangreiche in edler deutscher Renaissance (um 1600) und einige sehr reiche Decken- und Wanddekorationen im Barockstil.

Gemälde aus älterer Zeit befinden sich auf einigen Klappaltären, so auf dem des heiligen Nicolaus, (Ölfarben mit reicher Vergoldung;) besonders aber auf den Innenseiten der Flügel des grossen Altarschreins der Marienkirche in Gardelegen; (in Ölfarben die 12 Apostel mit Spruchbändern, die das zerpflückte und auf die einzelnen Spruchbänder verteilte Glaubensbekenntnis in plattdeutscher Sprache enthalten, zwischen ihnen 12 Männer des alten Testaments mit Bibelsprüchen, die zu jenen Teilen des Apostolikums passen). Auf der Aussenseite des zugeklappten Schreins Gemälde in Leimfarben. Ölbilder schmücken auch die Altarschreine in Jerchel, Öbisfelde,

Röwitz. Gute Porträts in Ölfarben hat die Kanzel in der Nicolaikirche in Gardelegen (1596).

Ölporträts besitzt in Gardelegen die Nicolaikirche (1640 und 1706) und die Marienkirche (1566 und 1685).

Altargemälde besitzt die Kirche in Zichtau (1589) in Wegenstedt (1616, Kopie eines Salzburger Originals?) Von grossem Wert ist aber nur das Ölgemälde auf dem Altar der Nicolaikirche in Gardelegen von Franz Floris (frans de Vriendt) aus dem Jahre 1562.

Reste von alten Freskogemälden, auf jeder Seite 6 Apostel fast in Lebensgrösse darstellend, sind in Gehrendorf aufgedeckt worden.

Zahlreiche Ölgemälde, Aquarelle, Guachebilder und Zeichnungen von grösserem, teilweise bedeutendem Werte füllen die Räume der Burg Flechtingen und des Schlosses Wolfsburg, die hier aufzuführen einer einfachen Wiederholung gleichkommen würde. Siehe deshalb den Artikel Wolfsburg und den Nachtrag zu Flechtingen.

Alte **Glasgemälde** haben sich im Kreise nur in Kakerbeck und Kloster-Neuendorf erhalten (16 Jahrhundert). Über die in Burg Flechtingen zusammengetragenen Glasmalereien von z. T. bedeutendem Werte siehe die Nachträge zu Flechtingen.

Von Werken der Kleinkunst sind besonders die **Kelche** zu erwähnen. Aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts stammen zwei von demselben Goldschmied Hinrik Horn gefertigte Kelche, der eine in der Marienkirche zu Gardelegen, der andere im Kloster Neuendorf, dieser mit Emaillewappen. Derselben Zeit gehört ein kleinerer auch der Marienkirche in Gardelegen eigener an. Einen ähnlichen besitzt die Nicolaikirche daselbst. Gehrendorf hat zwei spätmittelalterliche Kelche und Kusay einen mit Patene von 1585.

Die **Kruciflxe** verdienen keine besondere Erwähnung. Das einzig wertvolle aus Eisen, dem 12. Jahrhundert angehörig in Gehrendorf ist ins Berliner Museum überführt worden.

Eine wertvolle **Altarstickerei** aus dem 14. Jahrhundert und eine Kreuzstichstickerei aus dem Ende des 15. Jahrhunderts besitzt Kloster-Neuendorf.

Von anderen kunstgewerblichen Arbeiten ist ein **Schrank** in Lockstedt bei Clötze von 1580 zu erwähnen. Alle übrigen bekannt gewordenen kunstgewerblichen Erzeugnisse, unter ihnen Werke ersten Ranges, befinden sich auf den Schlössern Flechtingen und Wolfsburg und sind in den betreffenden Artikeln nach den Gegenständen geordnet aufgeführt.

Bauernfahnen aus dem Jahre der Schlacht bei Fehrbellin (1675) bewahren noch auf die Kirchen in Dannefeld, Klein-Engersen und Jeggau.

Die Übersicht ergiebt, dass sich im Kreise Gardelegen zwar eine leidliche Anzahl kirchlicher und profaner Bauwerke erhalten hat, dass aber Werke der Plastik und Malerei, wie auch der Kleinkunst verhältnismässig selten wären, wenn nicht die beiden Schlösser Flechtingen und Wolfsburg einen, wenn auch künstlichen, Ersatz böten für die grossen Lücken, die im Laufe der Zeit in den einst sicher reichen Bestand von Kunstwerken gerissen sind.

Glockenschau.

Der grosse Kreis Gardelegen besitzt im Ganzen 178 Glocken. Davon sind nicht datierte 37, ferner 35 datierte aus der Zeit vor dem Jahre 1700, und 106 datierte aus der Zeit nach 1700.

Wenn nicht besondere historische Beweise für neueren Ursprung vorhanden sind, darf man den nicht datierten Glocken in der Regel ein sehr hohes Alter zusprechen, was sich auch schon aus der länger gestreckten Form und dem weicheren Ton schliessen lässt.

Von den undatierten sind 33 ohne alle Schrift, 4 mit Minuskeln (keine mit Majuskeln).

Von den datierten gehören:

1 in das 13. Jahrhundert (1300),		35, darunter 2 mit Majuskeln. 22 mit Minuskeln. (8 mit sehr späten Minuskeln).
2 " " 15. "		
21 " " 16. "		
11 " " 17. "		
29 " " 18. "		106.
77 " " 19. "		

Die S. 174 beschriebenen Glocken in Crakau und Halle, die aus Walbeck stammen, sind nicht mitgerechnet.

Nach dem Alter bis zum Jahre 1700 lässt sich folgende Reihe der datierten Glocken aufstellen:

1300 Lindstedt,
1468 Hesslingen,
1478 Boesdorf,
1501 Klinke,
1505 Gardelegen, Marienkirche (Heinrich und Arnold de Campis),
1505 Gardelegen, Marienkirche (Heinrich allein).
1505 Gardelegen, Nikolaikirche,
1505 Öbisfelde, Rathaus (Heinrich van Campen), späte Minuskel.
1505 Jeggau,
1508 Gardelegen, Nikolaikirche (Johannes Godefridus),
1508 Döhren,
1511 Eschenrode (Claus Backmester von Magdeburg),
1513 Jerchel,
1515 Jeggau,
1519 Köckte,
1550 Algenstedt,
1565 Köckte,
1570 Lüffingen (2),
1576 Lindstedt,
1577 Miesterhorst,
1577 Wiepke
(1550–1577: 7, sehr späte Minuskel.)

1591 Behnsdorf,
1595 Weferlingen,
1599 Gardelegen, Marienkirche (Heinr. Borstelmann in Magdeburg),
1603 Ipse,
1618 Boesdorf (Heinr. Borstelmann a. M.),
1622 Lindstedt (derselbe),
1645 Gardelegen, Nikolaikirche (Georg Schreiber und Joach. Janke aus Magdeburg),
1645 Etingen (J. Ludw. Meyer in Braunschweig),
1647 Gardelegen,
1647 Jeggau (Schreiber und Janke),
16.. Schenkenhorst (3),
1696 Siestedt,
1698 Dannefeld.

Nach der Grösse, bezw. der unteren Weite, bilden die bis zu 0,80 m herabgehenden älteren Glocken bis zum Jahre 1700 folgende Reihe:

m		m	
1,84	Gardelegen, Marienkirche (1599),	1,00	Kakerbeck,
1,44	„ Nikolaikirche (1647),	0,99	Hehlingen,
1,42	Öbisfelde,	0,98	Gehrendorf,
1,38	Gardelegen, Marienkirche (1505),	0,97	Clötze,
1,35	„ Nikolaikirche (1508),	0,97	Gr. Engersen,
1,24	Weferlingen,	0,95	Siestedt (1696),
1,26	„	0,95	Kakerbeck,
1,16	Öbisfelde,	0,90	Schenkenhorst (16..),
1,12	Behnsdorf (1591),	0,83	Hesslingen (1468),
1,10	Gross-Engersen,	0,82	Breitenfeld,
1,08	Kaltendorf,	0,82	Gardelegen, Marienkirche (16..),
1,05	Algenstedt (1550),	0,82	Lindstedt (1622),
1,05	Siestedt,	0,81	Jeggau (1505),
1,01	Wiepke,	0,81	Wiepke,
1,00	Boesdorf (1478),	0,80	Jeggau (1515).

Unter den neueren Glocken finden sich folgende grössere bis zu 1,00 m Weite herab:

m		m	
1,76	Gardelegen, Nikolaikirche (1886),	1,10	Clötze (1865),
1,28	Kaltendorf (1859),	1,08	Estedt (1878),
1,22	Seggerde (18..).	1,05	Walbeck (1729),
1,20	Gehrendorf 18..),	1,01	Hehlingen (1856).

Die grösste Glocke ist mithin mit 1,84 m Weite auf dem Turm der Marienkirche zu Gardelegen.

Nach ihrem epigraphischen Inhalt zerfallen die Inschriften in Sprüche, Notizen, einzelne Buchstaben oder nur Jahreszahlen.

Es finden sich vertreten:

O rex glorie christe veni cum pace (8 mal).

ave maria gracia plena dominus tecum solideo gloria (2 mal).

mauricius episcopus ridder christi byn ick ghenanth
alle quad vordriffth myn futh vnd clanck (1550).

(Die Bedeutung des Wortes futh ist uns nicht bekannt).

maria heit ic ghenant
henric mete goot mic met sinder hant (1508).

help god unde maria unde di hilghe ridder sunte yurigen
annanisapta (1511).

ſancta Katrina is mien nam
myn gheluit ſy gade bequam (1505).

(Auf einer anderen Glocke steht maria statt katrina, sonst derselbe Spruch).

nuncia divinae cunctos propulso reginae
in dies ad sacras ferians quotidie missas (1505).

nos pie laurenti a bello defende furenti
a lue pestifera pallidulaque fame
ignis a flamma que templi tecta ut urbis
magnificas edes sepe vorare solet (1508).

Heinricus Julius postulatus episcopus
Halberstadensis dux Brunovicensium et Luneburgensium
F. N. Anno Christi 1595 Pri Calenda Decemb.

A ω
✠ ✠ ✠ ✠

5 Glocken hat die Nikolaikirche zu Gardelegen, 4 die Marienkirche daselbst und die Kirche zu Kaltendorf, deren 3 haben 21 Dörfer, die übrigen je 2 oder eine Glocke.

Folgende Glockengiesser finden sich vertreten:

Heinrich von Campen und ein Arnoldus, den Mithoff (Mittelalterliche Künstler und Werkmstr. 2. Aufl. S. 179), als von Worledt stammend angiebt (1505),
Heinrich v. Campen auch allein 1505),
Johannes Godefridus (1508),
henrik mete (soll wol Mente heissen), ein vielbeschäftigter Glockengiesser (1508),
Claus Backmester aus Magdeburg (1511),
Heinrich Borstelmann aus Magdeburg (1599—1622),
Georg Schreiber und Joachim Janke aus Magdeburg (1645 u. später),
Heiso Meyer in Wolfenbüttel (1701),
Kasten in Halberstadt (1729),
J. G. Ziegner in Salzwedel (1730—1748),
C. G. Ziegner in Magdeburg (1741—1775),
Behrens in Salzwedel (1766—1775),
Thiele in Berlin (1795),
J. Heinr. Bartholy in Halberstadt,
W. u. H. Engelcke in Halberstadt,
Collier in Zehlendorf bei Berlin,
Die Ulrichs in Laucha und Apolda,
J. C. J. u. J. H. Wicke in Braunschweig,
C. G. G. Becker in Halle,
J. Wettig in Erfurt oder Osterburg.
J. A. Jancke in Leipzig,
R. Ebert in Dresden,
H. Kramer in Salzwedel.


FINE ARTS LIBRARY
3 2044 034 790 469